Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Münsterberg

I. Jahrgang 9. März 1901 Heft 23

P Germ 270.2

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für Deutsche Kultur

Inhalt:

	Seite
Das neue Jahrhundert und die Unifikation des Kalenders. Wilhelm Foerster	745
Gedichte. Paul Bornstein	753
Über preußische Minister. Siegfried Heckscher	755
Die Schwebebahn. G. Paulus	759
Die deutsch-französischen Beziehungen seit 1870. Eugen von Jagow	761
Jugendstil. Ferdinand Morawe	770
Privatfirmen oder Aktiengesellschaften. S. v. H.	773

Redaktion: C. Mönckeberg und Dr. Heckscher
Verlag: Alfred Jansen, Hamburg

Bezugspreis 5 Mark vierteljährlich. Ein einzelnes Heft 50 Pfennig.

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
PROF. HUGO MÜNSTERBERG
OCT. 26, 1927

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur

erscheint 52 mal im Jahr, am Sonnabend.

Der Abonnementspreis beträgt **Mk. 5.—** für das Vierteljahr, Ausland **Mk. 6.30.**

Einzelne Hefte kosten **50 Pf.**

Die Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements-Bestellungen entgegen.

Adresse der Redaktion: **Hamburg, Kaiser Wilhelmstraße 76** II.

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden im Falle der Ablehnung nur zurückgesandt, wenn das Rückporto mitgeschickt ist.

Es wird gebeten, wegen Besprechung neuer Werke vorher bei der Redaktion anzufragen. Für unverlangt eingesandte Werke wird jede Verantwortung abgelehnt.

Für Unterredungen ist eine vorherige Ansage — Telephon (I. 388) — erwünscht.

Nachdruck der Beiträge ist verboten.

Von den Mitarbeitern des „Lotsen" seien erwähnt

Dr. Th. Achelis-Bremen — Prof. G. Adler-Kiel — Hermann Bahr-Wien — Peter Behrens-Darmstadt — Ed. Bernstein-London — Prof. E. Bethe-Basel — Dr. Albr. Bethe-Straßburg — Prof. Blondel-Paris — Helene Böhlau-München — Prof. Braun-Straßburg — Prof. Brentano-München — Prof. Breysig-Berlin — Dir. Brinckmann-Hamburg — Carl Bulcke-Altona — Dr. H. Bulthaupt-Bremen — H. St. Chamberlain-Wien — Prof. Cohn-Göttingen — Prof. Dessoir-Berlin — Prof. Ehrenberg-Rostock — Dr. H. Embden-Hamburg — Otto Ernst-Hamburg — Dr. E. Ertl-Graz — Gustav Falke-Hamburg — C. Ferdinands-Bonn — Prof. Foerster-Berlin — J. Folnesics-Wien Ilse Frapan-Zürich — Georg Fuchs-Darmstadt — Maximilian Fuhrmann-Altona — Dr. Joh. Gefficken-Hamburg Paul Geisler-Posen — Dr. R. Graul-Leipzig — Leo Greiner-München — Hauptmann Dr. Günther-Bern — Landesrat Hansen-Kiel — Ernst Hardt-Athen — Prof. Hasbach-Kiel — Professor Hensel-Heidelberg — L. von Hofmannsthal-Wien — W Holzamer-Heppenheim — S. v. H.-Frankfurt — Dr. J. Jastrow-Charlottenburg — Max Kalbeck-Wien — Direktor Kautzsch-Leipzig — Wolfgang Kirchbach-Berlin — Prof. Koester-Leipzig — Dir. Kraepelin-Hamburg — Gustav Kühl-Berlin — Lothar von Kunowski-München — Prof. Lamprecht-Leipzig — Prof. Lange-Tübingen — Dr. F. von der Leyen-München — Dir. Lichtwark-Hamburg — Detlev von Liliencron-Altona — Prof. Litzmann-Bonn — Prof. Lotz-München — Prof. Marcks-Leipzig — C. Ferd. Morawe-Darmstadt — Börries Frh. von Münchhausen-Windischleuba — Prof. Münsterberg-Cambridge (U. S. A.) — Pfarrer a. D. Naumann-Berlin — Momme Nissen-Hamburg — Dr. C. Nörrenberg-Kiel — Herm. Obrist-München — Oda Olberg-Genua — G. Frh. von Ompteda-Dresden — Dr. M. Osborn-Berlin — Dr. G. Pauli-Bremen — Prof. Paulsen-Berlin — Dr. G. Pfeffer-Hamburg — Prof. v. Philippovich-Wien — Prof. Platter-Zürich — Dr. F. Poppenberg-Charlottenburg — Prof. W. Rein-Jena — Dr. Mil. Richter-Leipzig — E. Freiin von Richthofen-Karlsruhe — Prof. Rickert-Freiburg — Prof. Riehl-Halle — R. M. Rilke-Schmargendorf — Peter Rosegger-Graz — Dr. Karl Schäfer-Bremen — Wilhelm Schäfer-Düsseldorf — Paul Scheerbart-Breege — Prof. Schmoller-Berlin — Prof. Schneegans-Würzburg — Arthur Schnitzler-Wien — Wilhelm von Scholz-Konstanz — Paul Schultze-Naumburg-Berlin — Dr. G. Seelig-Hamburg — Dr. Arthur Seidl-München — Prof. Sering-Berlin — Franz Servaes-Wien — Camillo Sitte-Wien — Prof. Stein-Bern — Dr. Alex. Tille-Bonn — Prof. Ferd. Tönnies-Altona — Dr. H. Ubell-Graz — Prof. Waentig-Greifswald — Prof. A. Wagner-Berlin — C. von Wartenberg-Berlin — Sidney und Beatrice Webb-London — Dr. M. Wittich-Hamburg — Dr. W. Wittich-Straßburg — Prof. Wölfflin-Berlin — Dir. Woermann-Dresden — Prof. Zitelmann-Bonn.

Anfang März erscheint

Versuche und Ergebnisse

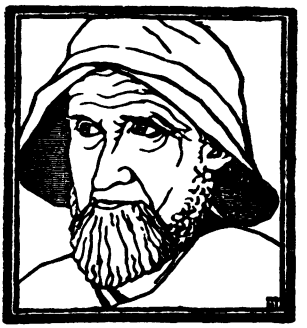
der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg.

Mit Buchschmuck von Valesca Röver-Hamburg.

171 Seiten. Brosch. 2 Mark, geb. 2 Mark 70 Pf.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Digitized by Google



DER LOTSE

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur · Redigiert von Carl Mönckeberg und Dr. S. Heckscher

Kunst und Wissenschaft Volkswirtschaft und Politik

I. Jahrgang 9. März 1901. Heft 23

Das neue Jahrhundert und die Unifikation des Kalenders

Man hatte allgemein gehofft, daß endlich das Jahr 1900 die Beseitigung des Datums-Unterschiedes zwischen dem Kalender des der griechisch-katholischen Kirche anhängenden Teiles der Kulturwelt und dem Kalender der übrigen Kulturwelt bringen würde, in ähnlicher Weise, wie einst das Jahr 1700 den entscheidenden Anstoß zu der Annahme des gregorianischen Kalenders Seitens der protestantischen Bevölkerungen gab.

In solchen, ein ganzes Jahrhundert vollendenden Jahren wie 1700, 1800, 1900, bei denen die Kennziffer des vollen Jahrhunderts nicht durch vier teilbar ist, tritt ja nach der gregorianischen Kalender-Verbesserung jedesmal der besondere Fall ein, daß kein 29. Tag im Februar eingeschaltet wird, während diese Einschaltung nach der älteren (julianischen) Kalenderregel ausnahmslos alle vier Jahre und zwar in jedem Jahre, dessen Datumszahl durch vier teilbar ist, geschieht.

In den genannten und nach ihrer Besonderheit soeben charakterisierten Jahren vergrößert sich also jedesmal durch das Unterbleiben der Einschaltung im gregorianischen Kalender der Datums-Unterschied zwischen diesem und dem julianischen Kalender um einen Tag. In dem ersten auf die Gregorianische Kalenderverbesserung folgenden Hundertjahr, nämlich 1600, hat die Einschaltung ebenso in dem neuen Kalender wie in dem alten Kalender stattgefunden, da die Kennziffer dieses Jahrhunderts durch vier teilbar ist.

Der bei der gregorianischen Kalenderverbesserung eingetretene Datums-Unterschied von zehn Tagen zwischen dem neuen und dem alten Kalender blieb also bis zum Jahre 1700 unverändert. In diesem Jahre mußte er sich von zehn auf elf Tage verändern. Das Herannahen der

Digitized by Google

hiernach zu erwartenden Vermehrung der Komplikation der Übelstände, welche sich schon immer empfindlicher in dem Verkehr zwischen den Anhängern des alten und den Anhängern des neuen Kalenders geltend gemacht hatten, trug entscheidend zu dem damaligen Fortschritte der Unifikation des Kalenders auf der gregorianischen Grundlage bei.

Das Jahr 1800 mit dem entsprechenden Anwachsen des in Rede stehenden Datums-Unterschiedes von elf auf zwölf Tage, kam heran und ging vorüber, ohne daß ein neuer Anstoß derselben Art zu weiterem Fortschritt der Unifikation des Kalenders, nämlich zur Annahme des neuen Kalenders auch in den Ländern der griechisch-katholischen Kirche, wirksam wurde. Offenbar waren die Verkehrsverhältnisse zwischen diesen Ländern und den Gebieten des gregorianischen Kalenders noch nicht genügend lebhaft und vielseitig entwickelt, um einen entscheidenden Anstoß für die Unifikation zu geben. Die Übelstände, welche um das Jahr 1700 zu dem vorerwähnten Fortschritte der Unifikation geführt hatten, waren offenbar infolge des engeren Zusammenlebens der protestantischen und der römisch-katholischen Bevölkerungen viel stärker gewesen, als die Übelstände, welche um das Jahr 1800 bei der größeren räumlichen Trennung der noch den alten Kalender anwendenden Bevölkerungen von der übrigen Kulturwelt mit der Datums-Differenz verbunden waren.

Wie stark hatte sich dies dann bis zum Herannahen des Jahres 1900 geändert! Man hoffte daher in der Kulturwelt, daß noch im Jahre 1900 jener Fortschritt der Unifikation wirklich erfolgen werde, oder daß man in jenen Ländern zunächst wenigstens im Prinzip die gregorianische Schalt-Einrichtung annehmen werde, indem man das Jahr 1900, ebenso wie im gregorianischen Kalender, nicht zu einem Schaltjahre machen und dadurch wenigstens den Sprung des Datumsunterschiedes von zwölf auf dreizehn Tage den Bevölkerungen ersparen werde. Viele, auch in Rußland, wagten sogar die gänzliche Beseitigung des Datums-Unterschiedes, entweder schon in demselben Jahre oder sehr bald nachher, zu erhoffen. Nichts von alledem ist geschehen.

Man hatte im Auslande und wohl auch in einigen russischen Kreisen die Schwierigkeiten einer solchen Entwickelung der Dinge unterschätzt. Zwar war man schon seit längerer Zeit in leitenden Kreisen Rußlands davon durchdrungen, daß über kurz oder lang der veraltete julianische Kalender aufgegeben werden müsse, aber nicht ebenso einmütig war man hinsichtlich dessen, was an die Stelle gesetzt werden sollte. Schon um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war der Gedanke aufgetaucht, daß die auf die Dauer unerläßliche Verbesserung des in Rußland noch geltenden Kalenders vielleicht den Anlaß zu einer neuen Verbesserung des Kalenders auch für die übrige Kulturwelt bieten könnte, und daß dies die würdigste Lösung der Aufgabe für Rußland sein würde. Man suchte also eine zeitlang nach einer Kalender-Einrichtung, welche sich noch etwas besser dem wirklichen Sonnenjahr auf lange Zeit hinaus anschmiegen könne, als die Schalt-Einrichtung des gregorianischen Kalenders. War doch seit Papst Gregor XIII. unsere Kenntnis der wahren Dauer des Sonnenjahres und besonders auch

Digitized by Google

der langsamen Veränderungen, welche die Jahreslänge im Laufe der Jahrtausende erfährt, bedeutend fortgeschritten.

Der Astronom Mädler in Dorpat glaubte eine Kalender-Einrichtung, welche sich dem Sonnenjahr noch etwas näher und andauernder als die gregorianische Jahres-Einrichtung anschließen werde, gefunden zu haben, indem er vorschlug, nicht alle vierhundert Jahre dreimal statt des Schaltjahres ein Gemeinjahr eintreten zu lassen, wie im gregorianischen Kalender, sondern regelmäßig alle 128 Jahre einmal die sonst alle vier Jahre eintretende Einschaltung eines Tages zu unterlassen.

Weiter unten werde ich erweisen, daß diese Verbesserung relativ unerheblich sein würde, ja bei tieferer Betrachtung sogar als eine Verschlechterung des Anschlusses des Kalenders an die Sonne erscheint. Aber der Gedanke, daß Rußland sich bei Gelegenheit seiner Kalenderreform an die Spitze der Kalenderbewegung stellen und der Welt mit einer wirklichen, allgemein anzuerkennenden Verbesserung voranleuchten könne, hatte seit dem Auftauchen jenes Vorschlages ziemlich tiefe Wurzeln in Rußland geschlagen.

So kam es denn, daß eine beim Herannahen des Jahres 1900 in St. Petersburg mit der Beratung der Kalenderverbesserung betraute, aus höheren Beamten und Gelehrten zusammengesetzte Kommission in erster Linie den Vorschlag machte, nicht die gregorianische Schaltregel anzunehmen, sondern die künftige Kalender-Einrichtung auf die vorerwähnte 128jährige Periode zu begründen und zwar als nächste Epoche dieses Schaltzyklus das Jahr 1920 zu wählen, in welchem seit Christi Geburt 15mal 128 Jahre verflossen sein würden. Im Jahre 1920 solle die sonst alle vier Jahre wiederkehrende Einschaltung eines 29. Tages im Februar unterlassen werden, und von da ab solle diese Unterlassung alle 128 Jahre wiederkehren. Zugleich aber wurde von dieser Kommission vorgeschlagen, auch hinsichtlich der Datumsänderung keine Konzession an die übrige Kulturwelt zu machen, sondern auch hierin selbständig und gewissermaßen vorbildlich zu verfahren, indem man das Frühlings-Äquinox wieder auf dasselbe Datum bringe, an welchem es um die Zeit von Christi Geburt eingetreten war. — Bei der gregorianischen Kalenderreform hatte man im Jahre 1582 durch Weglassung von zehn Tagen das Frühlings-Äquinox nur auf dasjenige Datum zurückgebracht, an welchem es um die Zeit des für die Osterrechnung maßgebend gewordenen Konzils zu Nicaea (325) stattgefunden hatte. — Der Vorschlag der russischen Kalender-Kommission bedingte einen Datumssprung von vierzehn Tagen, so daß das Datum in dem solchergestalt verbesserten Kalender nach dem Jahre 1900 dem Datum der übrigen Kulturländer um einen Tag und von dem oben erwähnten Jahre 1920 ab um zwei Tage vorangekommen wäre. Die Mitglieder jener Kommission hofften wirklich, daß eine solche nach Schaltregel und Datum „verbesserte" Kalender-Einrichtung auch außerhalb der griechisch-katholischen Welt allgemeine Annahme finden werde.

Diese Hoffnung hat offenbar auch in Rußland außerhalb der Kommission nur sehr geringen Anklang gefunden; denn soviel in die Öffentlich-

Digitized by Google

keit davon gedrungen ist, hat bis jetzt keinerlei weiteres Vorgehen in jenem Sinne stattgefunden.

Sicherlich wird die übrige Kulturwelt in keiner Weise geneigt sein, sich und der gesamten Zeitrechnung den großen Übelstand einer nochmaligen Datumsunterbrechung zu Gunsten der Zurückbringung des Datums des Frühlings-Äquinoktiums auf das Datum, an welchem es zur Zeit von Christi Geburt lag, aufzubürden, da eine solche Wiederherstellung keinerlei irgend merklichen Vorteil, weder in chronologischer, noch in astronomischer oder gar in wirtschaftlicher Beziehung bieten würde, vielmehr ein reiner Idealgedanke ist, dessen Befriedigungswert höchstens bei seinen Urhebern, keinesfalls aber bei der übrigen Menschheit, gegenüber den Übelständen einer solchen Änderung, irgend in Frage kommen könnte.

Was die vorgeschlagene neue Schalt-Einrichtung betrifft, so ist auch hier der Anspruch einer irgend erheblichen Verbesserung gegenüber der gregorianischen Schalt-Einrichtung bei näherer Betrachtung durchaus hinfällig. Die Schalt-Einrichtung soll das bürgerliche Kalenderdatum in möglichst unveränderlicher Lage zu den wirklichen Epochen des Sonnenjahres halten. Welches sind solche natürlichen Epochen? Offenbar das Solstiz im Juni und im Dezember und das Äquinox im März und im September. In den Solstizzeiten sind die Änderungen der Licht- und Wärmewirkungen der Sonne sehr langsam. In unseren Breiten z. B. verändern sich in diesen Zeiten die Tageslängen und die Aufgangs- und Untergangszeiten der Sonne während einer ganzen Woche nur um etwa ein bis zwei Minuten. Ganz anders in den Äquinox-Zeiten, in deren Nähe die schnellsten Veränderungen der Tageslängen, der Aufgangs- und Untergangszeiten und der entsprechenden Licht- und Wärmewirkungen der Sonne eintreten, so daß z. B. in unseren Breiten um Äquinox die Tageslängen sich von Tag zu Tage um vier bis fünf Minuten und der Unterschied zwischen Tages- und Nachtlänge um nahezu neun Minuten ändert.

Diejenigen Epochen des Sonnenjahres, an welche sich der bürgerliche Kalender so nahe wie möglich anzuschließen hat, können also nur die beiden Äquinox-Epochen sein. Von diesen beiden Jahres-Epochen ist aber diejenige, an welche sich unter bestimmten klimatischen Verhältnissen die stärkste aufsteigende Temperatur-Veränderung anschließt, für das praktische Leben, insbesondere für die, unsere ganze Lebensführung so nahe angehenden Arbeiten, welche mit der Entwickelung des Pflanzen- und Tierlebens zu thun haben, von größerer Bedeutung und daher auch einer genaueren Beständigkeit des Datums bedürftiger als diejenige Jahres-Epoche, welche in die Zeit der stärksten absteigenden Temperatur-Veränderungen fällt. An bestimmte Zeitpunkte dieses Absteigens schließt sich die Notwendigkeit gewisser Arbeitsleistungen im Allgemeinen auch nicht entfernt mit so drängenden Forderungen an, wie in der aufsteigenden Phase der Entwickelung.

Wenn aber die Dauer eines Sonnenjahres zwischen zwei aufeinander folgenden Äquinox-Epochen im März ganz dieselbe wäre, wie zwischen

Digitized by Google

zwei aufeinander folgenden Äquinox-Epochen im September, würde jener an sich sehr wichtige Gesichtspunkt für den Kalender unerheblich sein, da dann eine und dieselbe Schalt-Einrichtung sich bei beiden Äquinox-Epochen, sowohl bei der des März, als der des September, an das Sonnenjahr ohne weiteres gleichmäßig anschließen könnte.

Infolge der langsamen Veränderung, welche die Lage und Gestalt der Erdbahn durch die Anziehungs-Einflüsse der übrigen Planeten im Laufe der Jahrhunderte erfährt, liegt die Sache aber für genauere Erwägung nicht so einfach. Der Zeitraum, welcher gegenwärtig zwischen zwei aufeinanderfolgenden März-Äquinoktien enthalten ist, und auch seine im Laufe der Zeit eintretende Veränderung ist merklich verschieden von den entsprechenden Zahlenwerten, welche für den Zeitraum zwischen zwei aufeinanderfolgenden September-Äquinoktien gelten.

Das März-Äquinoktialjahr beträgt jetzt in Sonnentagen 365,24237 und dieser Betrag vergrößert sich für die nächste Zukunft in je tausend Jahren um sieben Einheiten der letzten Stelle des obigen Zahlen-Ausdrucks. Das September-Äquinoktialjahr dagegen beträgt jetzt in Sonnentagen 365,24204 und seine Länge verkleinert sich für die nächste Zukunft in je tausend Jahren um zwanzig Einheiten der letzten Stelle des obigen Zahlen-Ausdruckes. Dadurch wird aber bedingt, daß eine kalendarisch durch eine bestimmte Schalt-Einrichtung darzustellende Jahreslänge, welche sich für die nächsten zweitausend Jahre dem März-Äquinoktialjahr im mittleren Verlauf genau anschließt, für das September-Äquinox einen allmählichen Rückgang im Datum zulassen muß, welcher in denselben zweitausend Jahren ein und ein Fünftel Tag erreicht. Es beträgt nämlich, mit Rücksicht auf die langsamen Veränderungen jener verschiedenen Jahreslängen, die mittlere Länge des März-Äquinoktialjahres für die nächsten zweitausend Jahre 365,24244 und des September-Äquinoktialjahres 365,24184, somit der Unterschied beider $\frac{60}{100000}$ oder $\frac{12}{20000}$ des Tages, was sich in zweitausend Jahren zu dem vorerwähnten Betrage von ein und ein Fünftel Tagen anhäuft.

Diese Auseinanderhaltung der beiden verschiedenen Äquinoktialjahre und ihrer verschiedenen Veränderungen konnte bei früheren Kalenderverbesserungen noch nicht in Frage kommen, weil diese Besonderheiten der Erdbewegung noch nicht genügend sicher bekannt waren. Früherhin hat man lediglich das sogenannte tropische Jahr, welches jetzt nahezu dem Mittelwert der beiden Äquinoktial-Jahreslängen gleich kommt, in Ansatz gebracht, und es könnte auf den ersten Blick scheinen, als ob ein solcher Mittelwert auch künftig das Richtige sein würde, wenn man keinem der beiden merklich verschiedenen Äquinoktialjahre einen Vorzug geben will und kann. Die genaue Annahme einer solchen mittleren Jahreslänge im Kalender würde in den nächsten 2000 Jahren ein Vorrücken des März-Äquinox im Datum und ein Zurückweichen des September-Äquinox im Datum in dem übereinstimmenden Betrage von 0,6 Tag ergeben. Von einem genauen Kalenderjahre solcher Art, welches an beide Äquinoktialjahre mit formaler Gleichmäßigkeit angeschlossen wäre, würde das gregorianische Kalenderjahr in solcher Weise abweichen, daß in den nächsten

Digitized by Google

2000 Jahren das März-Äquinox um ein Achtel Tag und das September-Äquinox um ein und ein Drittel Tag im Datum zurückgegangen sein würde.

Für das von Mädler in Vorschlag gebrachte Kalenderjahr mit 128jähriger Periode der Schalttag-Weglassung würden sich die Verhältnisse in derselben Zeit so stellen, daß das März-Äquinox um einen halben Tag im Datum vorgerückt und das September-Äquinox um 0,7 Tag im Datum zurückgegangen sein würde.

Das gregorianische Kalenderjahr kommt also dem März-Äquinoktialjahr am nächsten, während das Mädlersche Jahr dem Mittelwerte zwischen den beiden verschiedenen Äquinoktialjahren für die nächste Zukunft am besten entsprechen würde. Offenbar sind aber die Unterschiede zwischen den Leistungen der beiden Einrichtungen für die nächsten 2000 Jahre praktisch unerheblich.

Nun entsteht aber die Frage, ob nicht doch auch nach den strengsten Erwägungen dem Anschlusse des Kalenderjahres an das März-Äquinoktialjahr und damit der gregorianischen Kalender-Einrichtung, selbst abgesehen von der viel größeren chronologischen Eleganz und Zweckmäßigkeit ihrer Schaltregel, der Vorzug zu geben ist. Wir wollen das auch noch in Betracht ziehen, obwohl es bei subtilen Unterschieden doch eigentlich keine Frage sein kann, daß man sich zu Gunsten einer bereits bestehenden und von einem großen Teil der Kulturwelt schon stetig angewandten Einrichtung ohne Weiteres entscheiden müßte.

Also, welchen Vorzug könnte der engere Anschluß des Kalenderjahres an das März-Äquinoktialjahr beanspruchen?

Das März-Äquinox ist eine Epoche der aufsteigenden Wärmewirkungen auf der nördlichen Erdhalbkugel, dagegen der absteigenden Wärmewirkungen auf der südlichen Erdhalbkugel, während das Umgekehrte für das September-Äquinox gilt.

Wenn man also beiden Erdhalbkugeln in derselben Weise gerecht werden will, was doch für die nächsten 2000 Jahre von der älteren Kultur der nördlichen Halbkugel nicht mehr ohne Weiteres abzulehnen sein wird, so kann der obige Gesichtspunkt, daß der Anschluß des Kalenders an die Sonnen-Epoche zu der Zeit der aufsteigenden Wärme-Wirkung zweifellos den Vorzug verdient vor dem Anschluß an die Sonnen-Epoche zu der Zeit der absteigenden Wärme-Wirkung, keine Entscheidung zu gunsten des einen der beiden Äquinoktialjahre bringen. Wenn man aber die Ansprüche der beiden Erdhalbkugeln in dieser Beziehung etwas näher vergleicht, so zeigt sich auch wieder, daß abstrakte Gleichheit häufig zu schwerwiegender Ungerechtigkeit führt.

Jene Unterscheidung zwischen den Epochen in der Zeit der aufsteigenden und den Epochen in der Zeit der absteigenden Temperaturbewegung zu gunsten der ersteren wird nämlich um so erheblicher, je größer überhaupt die alljährliche Temperaturschwankung, je kürzer der Sommer, je länger der Winter ist, also in denjenigen von dem Äquator nach beiden Polen hin entfernteren Regionen, in denen der Frühling und überhaupt die Jahreszeit die gewaltigste Bedeutung für das Gemeinschaftsleben hat. Und diese, den Polarkreisen näheren Regionen sind auf der südlichen

Digitized by Google

Erdhalbkugel fast ganz unbewohnt und auch fast ganz unbewohnbar, während die irgendwie ausgedehnteren bewohnbaren Zonen der südlichen Erdhalbkugel zu denjenigen Regionen der Erde gehören, für welche die Jahreszeit und die jährliche Temperaturbewegung nicht entfernt in demselben Grade das Gemeinschaftsleben und seine Arbeiten und Einrichtungen beherrscht, wie in den dem Pole näheren Zonen.

Wenn also der jeweilige Sonnenstand alle für das Gemeinschaftsleben entscheidend wichtigen natürlichen Faktoren mit voller Präzision beherrschte, so müßten die Einrichtungen unseres Sonnenkalenders am genauesten und stetigsten den Verhältnissen und Bedingungen der in den höheren geographischen Breiten lebenden Bevölkerungen angepaßt, das heißt also, da die südliche Erdhalbkugel in diesen Regionen fast ganz ausfällt, dem März-Äquinox als dem Frühlings-Äquinox der nördlichen Erdhalbkugel angeschlossen werden.

Nun ist allerdings in jedem einzelnen Jahre jene Präzision der Abhängigkeit der Temperatur-Entwickelung von dem jeweiligen Sonnenstande nicht vorhanden, aber doch gilt sie zweifellos für den mittleren Verlauf der Erscheinungen in vielen aufeinander folgenden Jahren, und sie wird in einer gewissen Höhe der Kultur für das Erdenleben immer wichtiger werden.

Dem März-Äquinoktialjahr entspricht aber das gregorianische Kalenderjahr nicht nur, wie wir oben gesehen haben, für die nächsten 2000 Jahre am besten, sondern auch über diese Zeit hinaus hat es, wie die obigen Zahlen erkennen lassen, immer besseren Anschluß an das März-Äquinox, als die andere vorerwähnte Jahresform.

Es wäre übrigens ebenfalls eine Subtilität, hierauf gegenwärtig allzugroßen Wert zu legen, denn unsere Kenntnis aller Veränderungen, die das Sonnenjahr in den nächsten Jahrtausenden noch erfahren kann, steht für sehr viel längere Zeiten noch nicht auf genügend sicheren Füßen, da sie bis jetzt nach der Seite der Vergangenheit hin über nicht viel mehr als $2^1/_2$ Jahrtausende erfahrungsmäßiger Kontrole durch Finsternis-Beobachtungen verfügt, während in der Gesamtheit dieser Veränderungen wahrscheinlich noch gewisse Elemente vorhanden sind, über deren Verlauf in der Zukunft wir bis jetzt noch nichts wissen. Es handelt sich dabei insbesondere noch um die offene Frage der möglichen, wenn auch voraussichtlich sehr kleinen und langsamen Veränderungen der Dauer einer Erdumdrehung, also der Tages-Einheit.

Wenn nicht Unsicherheiten solcher Art für unsere kalendarischen Vorausbestimmungen auf viel größere Zeiträume, als die oben angegebenen 2000 Jahre, obwalteten, würde in der That schon gegenwärtig aus Gründen der Stetigkeit eine sehr eingehende Erwägung auch der kalendarischen Genauigkeitsfragen gerechtfertigt erscheinen können.

Indessen dürfen wir gerade an der Hand der obigen Nachweisungen annehmen, daß überhaupt in viel späterer Zukunft der formale Gesichtspunkt der Stetigkeit der Zeitrechnung in noch viel entscheidenderer Weise vorwalten und den Gesichtspunkt der möglichst genauen Festhaltung

Digitized by Google

der Identität des Datums für identische Phasen des Sonnenjahres umso sicherer überwiegen wird, als, wie wir gesehen haben, die Festhaltung der letzteren Übereinstimmung auf sehr lange Zeiträume hinaus besten Falles auch nur teilweise, nämlich nur für das eine der beiden Äquinoktien einigermaßen durchführbar sein würde. Umso bestimmter müssen wir aber gegenüber jeglicher Genauigkeits-Übertreibung auch jetzt schon an der Stetigkeit der von dem größten Teil der Kulturwelt seit über 200 Jahren angenommenen Kalender-Einrichtung festhalten.

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß der hervorragende bon sens der maßgebenden russischen Kreise, unterstützt durch die Weitherzigkeit der Kultur-Anschauungen an dortiger höchster Stelle, schon in nächster Zukunft das Rechte treffen wird. Der von mir kritisierte erste Vorschlag der Sachverständigen-Kommission erscheint an sich als eine durchaus erklärliche Stufe der Erwägungen. Er hat jedenfalls erwiesen, daß die Notwendigkeit einer Reform des veralteten Kalenders überhaupt keine erhebliche Gegnerschaft hat. Offenbar stehen aber in den gegenwärtigen Arbeits-, Geschäfts- und Verkehrs-Verhältnissen einer Datums-Unterbrechung von dreizehn Tagen im Vergleich mit früher viel größere, wenn auch bei allseitigem guten Willen nicht allzuschwer zu überwindende Schwierigkeiten entgegen.

Bei den Eigentümlichkeiten der griechisch-katholischen Kirche und den Besonderheiten des kirchlichen Lebens im russischen Volke wird auch die bei der Datums-Änderung unvermeidliche Weglassung gewisser Heiligen-Tage ganz besondere Sorgfalt der Ausführung erfordern. Andererseits ist der Fortbestand des Datums-Unterschiedes mit der übrigen Kulturwelt eine Quelle von unablässig anwachsenden Friktionen und Übelständen, welche die einfache Annahme des Kalender-Datums der übrigen Kulturwelt als diejenige Maßregel, welche für alle Schwierigkeiten der Datums-Unterbrechung den vollsten Ersatz bietet, immer dringlicher verlangen werden.

Sobald diese einfache Unifikation des Datums erfolgt ist, wird die übrige Kulturwelt sicherlich bereit sein, gemeinsam mit der russischen Wissenschaft in weiterer Zukunft die Frage der allergeeignetsten Schaltregel in sorgfältigste Erwägung zu ziehen. Dies wird in aller Ruhe und nach den umfassendsten Gesichtspunkten geschehen können, sobald im Laufe des neuen Jahrhunderts es der Wissenschaft gelungen sein wird, auch noch mehr Licht über einige noch unsichere Punkte der Grundlagen der Kalenderrechnung zu erlangen.

Auch die römische Kurie wird dann, wie man sicher annehmen darf, nichts dagegen einwenden, daß an eine solche gemeinsame Prüfung der gregorianischen Schaltregel nochmals herangetreten wird.

Ganz in dem Sinne, in welchem die vorerwähnte Kommission die Hoffnung gehegt hatte, zugleich mit der russischen Datums-Änderung eine Kalenderreform für die übrige Kulturwelt herbeizuführen, könnte aber eine große Wohlthat für Alle von Rußland ausgehen, nämlich die Beseitigung der übermäßigen Beweglichkeit des Osterfestes. Wenn Rußland sein gesondertes Kalenderdatum aufgiebt, ist die unumgängliche Folge davon auch die schließliche Aufgebung der griechisch-katholischen Oster-Regel. Es ist

Digitized by Google

aber bei den obwaltenden Umständen durchaus erklärlich, daß eine größere Abneigung der Bekenner dieser Kirche gegen die Annahme der gregorianischen Oster-Regel als gegen die Annahme des gregorianischen oder sogenannten „westlichen" Datums besteht. Rußland ist also im Zeitpunkte der Aufgebung seines besonderen Datums mit Notwendigkeit auf die Schaffung einer neuen Oster-Regel hingewiesen, und dieses kommt allen Bestrebungen und Vorschlägen, die in der Kirche seit Papst Leo X. und in der Wissenschaft seit Römer und Leibniz auf die Anpassung des Osterfestes an den reinen Sonnen-Kalender und die Aufgebung seiner Beziehungen zum Monde, mit anderen Worten auf die Beseitigung seiner großen Veränderlichkeit im Sonnenjahre gerichtet sind, aufs Günstigste entgegen.

Es ist bekannt, daß in den letzten Jahren fast in allen Kulturländern eine lebhafte Bewegung zu gunsten dieser Verbesserung unseres Festkalenders sich entwickelt hat. Der Vorschlag, den Ostersonntag künftig auf den dritten Sonntag nach dem März-Äquinox zu fixieren, hat bis jetzt die allgemeinste Zustimmung gefunden. Ich bin sogar in der Lage, jetzt öffentlich mitteilen zu dürfen, daß auch bei der römischen Kurie eine volle Würdigung der Zweckmäßigkeit einer solchen Reform, falls ihr von der ganzen Kulturwelt einmütig zugestimmt werde, vorhanden ist, ebenso wie dieses in der protestantischen Welt durch zweifellos autorisierte Äußerungen erwiesen ist.

Nach jenem Vorschlage und einigen durchaus plausiblen näheren Bedingungen würde das Datum des Ostersonntags sich im allgemeinen zwischen dem 4. und 11. April, in den nächsten Jahrzehnten zwischen dem 5. und 11. April halten, also niemals zu nahe an den 1. April heranrücken und dabei im allgemeinen eine mittlere Stellung einhalten zwischen seinen bisherigen, bekanntlich um 35 Tage auseinanderliegenden Datumsgrenzen. Das Jahr von Ostersonntag zu Ostersonntag würde nur alle fünf bis sechs Jahre einmal 53 Wochen, sonst aber regelmäßig 52 Wochen umfassen, während dieselbe Jahresdauer jetzt zwischen 49 und 54 Wochen hin- und herschwanken kann.

Es ist gegründete Hoffnung vorhanden, daß die Bedeutung dieser Angelegenheit, sowie der Dank und die Ehre, welche Rußland durch das Gewicht seiner Initiative zu Gunsten dieser großen kalendarischen Reform sich in der ganzen Kulturwelt erwerben würde, auch in St. Petersburg verständnisvoll gewürdigt wird.

Berlin, Sternwarte — Wilhelm Foerster

Gedichte von Paul Bornstein

Opfer

Nun schwebt das tiefe Schweigen überm Haine
Und hüllt in Flor die abendmüden Wipfel — —
Die Sonne sinkt — und wie mit rotem Weine
Verfärbt ihr Licht die schon verhangnen Gipfel.

Digitized by Google

Fern singt das Meer vom Werden und Vergehen
Sein brausend Lied voll Jauchzen und voll Trauern,
Und durch die stolzen Kronen wiegt ein Wehen,
Daß sie erbebend aneinanderschauern.

O heilige Stunde — da im Windesrauschen
Die große Mutter ruft durchs Abendschweigen;
Da will das Herz dem eignen Pochen lauschen,
Will hoch empor — und will sich tiefer neigen.

Komm! — Wo der Fels jäh sinkt zum Meeresfluten,
Wo fern, fernher der Wasser Hände winken,
Die Sonne sterbend trinkt die eignen Gluten,
Da laß uns betend auf das Antlitz sinken.

Ins Meer hernieder laß den Wein uns gießen,
Daß Endliches zu Ewigem uns werde —
Dir bringen wirs mit andachtsvollem Grüßen,
Dir, trunkne Sonne — dir, o goldne Erde

Nacht

Das ist die Stunde, da die dunklen Flore
Hinflattern läßt die sterngekrönte Nacht.
Still wird es rings. — Doch durch die offnen Thore
Aufflammt die Ferne in demantner Pracht.

Und über goldnen Wegen, die sich breiten,
Die nie befleckt der schwere Schritt der Schuld,
Viel hohe Engel ernst und schimmernd schreiten
Und streun zu Thal des Mohnes weiße Huld.

Wie wird dir doch? — Fühlst du die kühlen Blüten
Auch dir aufs müde Haupt herniederwehn?
Fühlst du die Qualen, die dich wirr durchglühten,
In traumverlorner Sehnsucht ganz zergehn?

Fühlst du, Geprüfter, nicht in tiefem Ahnen
Verdämmern deiner Unrast finstre Macht?
Es klingt dein Herz. — Hörst du sein leises Mahnen?
„Geh, ruh in Frieden! — Dich auch ruft die Nacht."

Hamburg

Digitized by Google

Über preußische Minister

Wer sich einen Begriff davon machen will, was für Leute in Preußen Minister werden können, dem empfehle ich „Eine Dienstreise nach dem Orient," Erinnerungen von Staatsminister Dr. Bosse, zu lesen, die durch sieben Hefte der „Grenzboten" in breitem Flusse dahinschleichen und die das beklagenswerte Blatt wahrscheinlich um einen Teil seiner Leser gebracht haben. Daß ein Minister langweilig schreibt, sei ihm verziehen, daß er dürftige Hurrahreden hält und Mitleid wie ästhetisches Unbehagen erregende endlose Verse zusammenstöpselt, sei ihm immerhin nachgesehen, aber daß er außer für „erbauliche herzanfassende" Andachten für Nichts rechtes Verständnis zeigt, macht ihn vielleicht für einen Küster nicht absolut unbrauchbar, für einen Kultusminister jedoch selbst in Preußen zu einer — ich will einen freundlichen Ausdruck wählen — merkwürdigen Erscheinung. In der heiligen Synode in Rußland, ja da hätte er eine anziehende Persönlichkeit abgegeben von dauernder Seßhaftigkeit, in einem Staate aber, der noch nicht ganz nach russischen Grundsätzen verwaltet wird, mußte er schließlich abwirtschaften und sang- und klanglos, begleitet von den zarten Wünschen aller guten Bürger, in die Versenkung exministerieller Vergessenheit geraten.

Und heute? Von dem Nachfolger des Herrn von Bosse spricht man selten. Gewiß ein untrügerisches gutes Zeichen dafür, daß er weniger russisch angekränkelt ist, als sein Vorgänger.

Gegenwärtig läuft aber ein anderer Besitzer eines Minister-Portefeuilles in Preußen, der Handelsminister Brefeld von Bueck's Gnaden, an Kuriosität allen Kollegen den Rang ab. Zu seiner Entschuldigung muß ich freilich vorausschicken, daß er selbst nicht im Unklaren war über seine mangelnden Kenntnisse auf dem Gebiete des Handels und Gewerbes. Allein, als der König befahl, mußten alle Bedenken weichen.

„Der Handel ist ein Übel, wenn auch ein notwendiges," wußte er kürzlich allerdings verklausuliert, im Landtage der staunenden Welt zu verkünden. Darob stille, wahre Herzensfreude unter den Marx'schen Sozialisten: ein preußischer Minister wandelte in den Fußstapfen ihres Heros. Denn was Herr Brefeld mit der ihm eigenen diplomatischen Feinheit zum Ausdruck gebracht, hat Marx in die Worte gekleidet: „Wenn das Verkaufen und Kaufen von Waren durch die industriellen Kapitalisten selbst keine Wert oder Mehrwert schaffenden Operationen sind, so werden sie es unmöglich dadurch, daß sie statt von diesen, von anderen Personen verrichtet werden."

Ehe nun nicht das große tauschwirtschaftliche System im Zukunftsreiche eingeführt ist, muß man mit dem Handel als einem notwendigen Faktor rechnen. Das sieht selbst Herr Brefeld ein. Da es aber mit der Einrichtung der allgemeinen Anstalt selbst nach dem Gutachten sachverständiger Zukunftsmusikanten nachgerade gute Weile hat, so war der denkwürdige Ausspruch des Herrn Ministers zum mindesten überflüssig, es sei denn, daß es ihm durchaus darauf ankam, den Handel, dessen Fürsorge

Digitized by Google

der König von Preußen vertrauensvoll in seine Hände gelegt hatte, zu verunglimpfen.

Ob der Herr Handelsminister sich mit Volkswirtschaft auf der Universität befaßt hat, wer weiß es! An seinen Früchten erkennt man es nicht. In allen Fällen scheinen ihm „die wahren Lehren" der Nationalökonomie ein Geheimnis mit siebenmalsiebenzig Siegeln geblieben zu sein. Nur mit Rücksicht darauf, daß die Volkswirtschaft nicht zu den Lehrfächern der Gymnasien gehört, wage ich diese Behauptung trotz der warnenden Spuren des famosen Urteils gegen Maximilian Harden unbedenklich aufzustellen. Läßt dem Herrn Minister sein verantwortliches Amt einmal etwas Muße, so würde ich ihm empfehlen, ein gutes Kolleg über den Handel, seine Bedeutung und Politik zu hören, sich aber vorläufig bei seinem Kollegen Miquel, der sicher aus der Frankfurter Zeit und den Tagen der Diskontogesellschaft einige veraltete Anschauungen von dem Wesen des Handels in sein agrarisches Milieu hinübergerettet hat, umzuhorchen.

„En lui-même," sagt der bekannte französische Nationalökonom Leroy-Beaulieu mit Recht, „et bien conduit le commerce est incontestablement productif. Les commerçants peuvent être considérés comme les directeurs et les organisateurs de la production dans le monde entier. Ils font un travail de combinaison, quant aux capacités, aux ressources et aux besoins des différentes contrées; un travail de répartition des produits entre elle, de façon que l'équilibre aussi promptement que possible dans chaque lieu entre l'offre et la demande des différentes marchandises; c'est une oeuvre immense, délicate, indispensable."

Wer dem Handel diese Produktivität abspricht, mag sich vortrefflich zum Redakteur der „Deutschen Tageszeitung", auch wohl zum Schöpfer neuer Antibörsengesetze eignen, von einem Handelsministerium aber soll er die Finger lassen.

Es ist endlich an der Zeit, daß die deutschen Kaufleute aus ihrer Lethargie erwachen und sich gegenüber einer tendenziösen, ihnen feindlichen Gesetzgebung, gegenüber den maßlosen Angriffen, die gegen sie und gegen die Börse in den letzten Jahren geschleudert sind, zur entschiedenen Gegenwehr aufraffen. Das sind sie sich, ihrer sozialen Wertung und den Interessen der Gesamtheit schuldig. Wird den Agrarfanatikern und denen, die jene an der Strippe haben, nicht bald ihr Pfuscherwerk gelegt, so heben sie Deutschland aus dem Sattel. Daß die deutsche Landwirtschaft sich in schlimmer Not befindet, weiß der Kaufmann recht wohl; und er wird schlechterdings nicht scheelsüchtig zuschauen, wenn die Regierung sich müht, den verschuldeten Rittergutsbesitzern zu helfen, solange sie nur die vornehmste Pflicht und Regierungskunst, widerstreitende Interessen der verschiedenen Erwerbsklassen abzuwägen und auszugleichen, nicht außer Acht läßt. Davon kann aber in der Reichshauptstadt seit Langem nicht mehr die Rede sein. Man vertraut sich einer Strömung an, rechnet bequem mit der politischen Mehrheit im Reichstage und läßt sich dann willenlos treiben,

Digitized by Google

um mit der Geduld eines Hindu abzuwarten, was das deutsche Volk und das Ausland über das neue Experiment denkt.

So sind denn auch die Hoffnungen, die das deutsche Bürgertum auf den liberalen Grafen gesetzt hat, gänzlich zu Schanden geworden. Ja um die Volksgunst, Herr Graf! Gestern noch umbraust von dem tosenden Beifall der Weltpoliker jedweder Färbung, und heute nach einer kleinen Zollerhöhung ein stiller, einsamer Mann, den — Tücke des Schicksals — auch von den neuerworbenen agrarischen Freunden eine dicke Scheidewand trennt: der dichte undurchdringliche englische Nebel.

Allein ich will mir weitere Bemerkungen bis zur Amtsentlassung des vierten Reichskanzlers aufsparen, um mich lieber einem andern preußischen Minister, dem Freiherrn von Rheinbaben, zuzuwenden, dem, falls er so fortfährt mit Sittlichkeitsfanatismus und Puttkammerei, ein ansehnliches Ministeralter beschieden sein dürfte.

„Ich schließe die Angehörigen keiner Partei von den Ämtern aus, mit Ausnahme der Sozialdemokraten," bemerkte der Herr Minister kürzlich im preußischen Landtage, um bei einer späteren Gelegenheit die Beichte einfließen zu lassen, daß auch die, welche zur Sozialdemokratie hinneigen, keine Gnade vor seinen Augen fänden. „Es kann Jemand nicht für die staatliche Ordnung bestellt werden," orakelte er weiter unter dem lebhaften Beifall der Landratskammer, „der diese Ordnung grundsätzlich bekämpft." Der Satz besticht zunächst durch seine Augenschein-Logik. Etwas genauer betrachtet, erweist er sich als grundfalsch. Zuvörderst ist dem Herrn Minister ein Einblick in die neue Entwickelung der sozialdemokratischen Partei offenbar verschlossen geblieben. Vermutlich sind es die sogenannten „Hamburger" Nachrichten oder die „Post", die ihn über den Fortgang der Arbeiterbewegung orientieren. Sonst müßte er wissen, daß die grundsätzliche Bekämpfung der staatlichen Ordnung durch die Genossen längst der Vergangenheit angehört. Die Anhänger der sozialdemokratischen Partei haben sich zum Teil zu tüchtigen Mitarbeitern bei unseren sozialen Reformen entwickelt. Der sozialdemokratische Führer vollends, der heute wie ehedem erklären würde, er schaffte an der Verwaltung, an dem Ausbau unserer Reichsgesetze nicht mit, weil er den Staat und seine Ordnung grundsätzlich bekämpfe, würde bei seinen Genossen einfach verlacht werden. Also schon der Vordersatz ist unrichtig. Ich empfehle nun Herrn von Rheinbaben in erster Linie eine eifrige verständnisvolle Lektüre der „Sozialen Praxis", auch die sozialpolitischen Aufsätze im „Vorwärts" dürften ihm nur von Nutzen sein. Daneben aber möge er sich einmal in das Studium der englischen und französischen Verhältnisse vertiefen. Glaubt der Herr Minister, daß es jenseits der Vogesen oder bei unseren lieben Vettern auf der anderen Seite des Kanals irgend einem ernsten Politiker in den Sinn kommt, Leute von Ämtern auszuschließen, weil sie Mitglieder der Arbeiterpartei sind! Wir haben bisher der Thatsache, daß in Frankreich ein Sozialdemokrat Minister ist, Monsieur Millerand, der Kollege des Herrn Brefeld, dem soeben Seine Apostolische Majestät das Großkreuz des Leopold-Ordens verliehen hat, gar zu wenig Beachtung geschenkt. Frankreich ist

Digitized by Google

nämlich noch immer nicht aus den Fugen gegangen, im Gegenteil: die Wahl eines Sozialisten zum Minister hat der revolutionären Arbeiterbewegung in Frankreich mehr geschadet, als es Ausnahmegesetze und Dutzende von Ministern à la Rheinbaben vermögen.

In diesen Tagen haben wir sogar das Schauspiel erlebt, daß der Bürgermeister einer französischen Stadt — selbst ein Bergarbeiter — an der Spitze streikender Bergarbeiter steht. Auch daran wird Frankreich nicht verbluten.

Was wird aber durch den Ukas des Herrn von Rheinbaben erreicht? die Heuchelei wird wieder einmal um ein gutes Stück gefördert, sonst nichts. Oder bildet sich der Herr Minister im Ernste ein, daß seine Beamten, soweit sie Sozialdemokraten sind — und ihre Zahl ist keine geringe — schleunigst im Geiste ihre gebrandmarkte Überzeugung abschwören und zur Partei des heute mehr zu bemitleidenden als zu bekämpfenden Herrn von Stumm übertreten! Sie werden äußerlich gut rheinbabisch thun, aber ihr Haß gegen die staatliche Ordnung, die sie zwingen will, ihre Uberzeugung zu prostituieren, wird ins Ungemessene wachsen. Das Gegenteil also von dem, was der Herr Minister anstrebt, wird erreicht.

Der Herr von Rheinbaben läßt es aber bei den Genossen nicht bewenden, auch denen, die zur Sozialdemokratie hinneigen, verrammelt er die Pforten zu seinem Reiche. Wer mithin die Arbeiterbewegung nicht grundsätzlich und forsch bekämpft, wer die wahren Lehren Stumm'scher Sozialpolitik nicht beachtet, sich als Sozialreformer bei Großunternehmern und ihren Lohnschreibern unbeliebt macht, mit andern Worten „der Sozialdemokrat in Zylinder und Frack", der ist nicht würdig, dem König und Vaterlande als Beamter zu dienen. Nach diesem Rezept wäre also beispielsweise der frühere Handelsminister von Berlepsch, der durch seine Beziehungen zur „Sozialen Praxis" wie auch durch seine Gründung der Gesellschaft für Sozialreform längst unlieb aufgefallen ist, ungeeignet, in dem Reiche des Herrn von Rheinbaben auch nur einen Nachtwächterposten zu bekleiden. Ebenso untauglich wäre, um andere Beispiele zu wählen, der frühere Reichstagsabgeordnete Adolf Woermann, einer der angesehensten Kaufleute der Welt, der kürzlich ohne Furcht vor den sogenannten „Hamburger" Nachrichten und dem Hamburger Arbeitgeberverband erklärte, er ginge lieber mit einem Sozialdemokraten als mit einem Antisemiten zusammen, und nicht anders der jüngste Hamburger Senator Dr. Traun, einer der bedeutendsten Hamburger Unternehmer, ein überzeugter Sozialreformer, der wie keiner die Achtung und Verehrung der Arbeiter genießt.

Aber was hat Tüchtigkeit schließlich mit dem Amte zu thun! Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er nach alter Übung auch Verstand.

Und Preußen zählt zu den modernen Kulturstaaten.

Siegfried Heckscher

Digitized by Google

Die Schwebebahn

In aller Stille ist in der Industriestadt Elberfeld ein Werk entstanden, welches seiner Bedeutung, seinem Umfange und der Neuheit und Kühnheit, der dabei zur Verwirklichung gelangenden Ideen zufolge berechtigt erscheint, die Aufmerksamkeit des Technikers sowohl, als des Verkehrspolitikers in hohem Maße zu fesseln. Die Städte Barmen und Elberfeld haben das Verdienst, dem Erfinder und Unternehmer Gelegenheit gegeben zu haben, die Schwebebahn im Großen zur Ausführung zu bringen, wozu diese baulich eng mit einander verwachsenen Gemeinwesen vermöge ihrer langgestreckten Lage in einem schmalen Thale hervorragend geeignet erschienen. Der in so gewerbefleißigen Städten lebhaft pulsierende Verkehr verlangt gebieterisch nach raschen Beförderungsmitteln, ein Bedürfnis, welches noch gesteigert wird, wenn sich, wie in diesem Falle, durch die in die Längsrichtung gedrängte Ausdehnung die Entfernungen so erheblich vergrößern. Es ist daher begreiflich, daß man, trotz der vorhandenen zwei Staatsbahnlinien und der Straßenbahn, welche das Wupperthal durchziehen, nach weiteren Verkehrmitteln Umschau hielt, und nachdem der einzige zur Verfügung stehende, geeignete Straßenzug von der elektrischen Straßenbahn besetzt war, auf die Hochbahn verfiel. Für diese bot nur die Wupper in dem Häuser-Meere noch eine offene Straße.

Während mit einer bedeutenden Berliner Firma Verhandlungen über die Projektierung einer Hochbahn gepflogen wurden, kam die inzwischen in einer Versuchsanlage in Deutz bei Köln zur Ausführung gelangte Schwebebahn in Anregung. Der durch seine Erfindungen und Verbesserungen auf dem Gebiete der Zuckerfabrikation, sowie der namentlich im Verein mit N. A. Otto geschaffenen und zu großer Entfaltung gebrachten Gasmotoren-Industrie bekannte Geh. Kommerzienrat Eugen Langen in Köln hatte, angeregt durch Einrichtungen, die er in einer seiner Fabriken getroffen, den Gedanken gefaßt, eine Bahn zu konstruieren, bei welcher die Wagen frei an starren Schienen aufgehängt sind. Der Gedanke war nicht ganz neu. Dietrich, Enos und Perlay-Hale haben sich Hängebahn-Konstruktionen patentieren lassen. Was jedoch die Langensche Erfindung vor den anderen auszeichnet, ist die freie Aufhängung des Wagenkastens ohne jegliche Führung. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß sich hierdurch die Bahn- und Wagenkonstruktion außerordentlich einfach gestaltete und eine Reihe von Vorteilen erreicht wurde, welche ausgeschlossen waren, wenn man dem Wagenkasten eine zwangsläufige Führung gab. Diese Vorteile traten noch deutlicher in die Erscheinung, als man von dem ursprünglich zweischienigen zum einschienigen System, wie es in Barmen-Elberfeld zur Ausführung kommt, überging.

Die genannten Städte hatten bald den Wert der neuen Erfindung erkannt und, nachdem ein von hervorragenden Sachverständigen (den Herren Regierungs- und Baurat von Borries-Hannover, Geh. Finanzrat Köpcke-Dresden und Professor Goering-Berlin) eingeholtes Gutachten sich rückhaltslos für die damals noch zweischienige Schwebebahn ausgesprochen, am 31. Dezember 1894 einen Vertrag mit der Unternehmerin auf die Dauer von 75 Jahren abgeschlossen. Noch ehe der Bau begonnen wurde, drängten die Städte und die staatlichen Behörden auf Anwendung der einschienigen Bauart, die sich bei inzwischen in Deutz vorgenommenen Versuchen außerordentlich bewährt hatte. Im Oktober 1896 wurde die Konzession und im Dezember 1897 das Enteignungsrecht erteilt. War schon bisher eine nicht geringe geistige und physische Arbeit aufgewendet worden, so galt es jetzt, mit der Bauausführung eine gewaltige Aufgabe zu bewältigen, was nur Gesellschaften von der Kapitalskraft und Leistungsfähigkeit der dabei Beteiligten möglich war. Die kontinentale Gesellschaft für elektrische Unternehmungen in Nürnberg, welche die Langenschen Patente erworben hatte, und die Inhaberin der Konzession ist, hat den ganzen Bau an die Elektrizitäts-Aktiengesellschaft vormals Schuckert & Co. in Nürnberg als Generalunternehmerin vergeben. Diese hat ihrerseits die Vereinigte Maschinenfabrik Augsburg und Maschinenbaugesellschaft Nürnberg A.-G. in Nürnberg mit der Ausführung des Trägerwerks (Bahnkörpers), der Weichen, Umkehrschleifen, Haltestellen und sonstigen Konstruktionen betraut und die Wagenlieferung an die Waggon-

Digitized by Google

fabrik van der Zypen & Charlier in Köln-Deutz vergeben. Die Maschinenbaugesellschaft teilte sich wiederum mit den Werken Harkort, Union und Gutehoffnungshütte in die großen Eisenkonstruktionslieferungen. Das neue und eigenartige Unternehmen erforderte natürlich eine ganze Reihe von neuen Konstruktionen und Einrichtungen, die bei dieser ersten Ausführung der Schwebebahn erst geschaffen werden mußten. Von den vielen Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, kann man sich ein ungefähres Bild machen, wenn man bedenkt, daß in Barmen, wo der Schwebebahn von den Anwohnern die größten Schwierigkeiten bereitet wurden, allein nicht weniger als 241 Enteignungen vorzunehmen waren, daß ferner, mit ganz wenigen Ausnahmen, sämtliche etwa 551 Stützen von einander verschieden sind und deshalb jede eigens gezeichnet und konstruiert werden mußte, daß bei der Maschinenbaugesellschaft nicht weniger als 6000 Blatt Zeichnungen hergestellt werden müssen und ständig 35 bis 40 Ingenieure und Techniker, ohne die Monteure, für die Schwebebahn beschäftigt sind.

Anfang 1899 war man mit dem Bau bereits soweit, daß auf einer kurzen Strecke von einigen 100 Metern Probefahrten vorgenommen wurden und im Oktober des laufenden Jahres waren etwa acht Kilometer befahrbar. Als am 24. Oktober der deutsche Kaiser und die Kaiserin die Wupper-Städte besuchten, kam die schon längere Zeit geplante Fahrt auf der fertiggestellten Strecke Döppersberg—Endbahnhof Vohwinkel zur Ausführung. Die Zeitschrift des Vereines deutscher Ingenieure hat anläßlich der Kaiserfahrt eine sehr eingehende Beschreibung gebracht und die Anlage vom technischen Standpunkte erschöpfend behandelt.

Der öffentliche Betrieb einer Teilstrecke der Schwebebahn steht in allernächster Zeit in Aussicht, sobald die für die Durchführung eines dichten Verkehrs erforderliche Wagenzahl auf die Schienen gebracht und einige andere rückständige Arbeiten durchgeführt sein werden. Die Wagen, welche fünfzig Personen fassen und zwei Klassen haben, sind sämtlich Motorwagen. Auch die sogenannten Beiwagen sind mit Motoren ausgerüstet, so daß in einem Zuge, mag er aus zwei, drei oder vier Wagen bestehen, jede Achse angetrieben und die Höchstgeschwindigkeit — zunächst dreißig Kilometer in der Stunde — in sehr kurzer Zeit erreicht wird.

Der beschränkte Raum verbietet uns, näher auf die sehr interessanten Einzelheiten der Bahn, der Wagen und sonstigen Einrichtungen einzugehen. Die oben erwähnte Zeitschrift des Vereines deutscher Ingenieure enthält hierüber sehr reichhaltiges Material. Von den vielen Vorteilen, welche die Schwebebahn der gewöhnlichen Hochbahn gegenüber zeigt, mögen noch einige hervorgehoben sein. Wie oben ausgeführt, sind die Wagen frei aufgehängt. Dadurch ist, da keinerlei Führung außer der einen Schiene, auf welcher die Räder laufen, vorhanden ist, die Konstruktion leicht und durchsichtig. Hochbahnen sind ja im Allgemeinen keine Zierden für die Straßen, aber es dürfte wohl kein System geben, welches weniger Bedenken vom Standpunkte der Ästhetik herausfordert als die Schwebebahn, namentlich in Alleestraßen, wo die am Rande des Gehsteiges fußenden, in weiten Abständen aufgestellten Stützen fast völlig zwischen den Bäumen verschwinden. Daß es sich auf der Schwebebahn angenehm fährt, ist uns mehrfach bestätigt worden, es soll sich durchaus keine unangenehme Empfindung geltend machen, wie man bei dem ungewohnten Anblicke der in der Luft hängenden Eisenbahnwagen vielleicht anzunehmen geneigt sein könnte. Die mit jeder Hochbahn untrennbar verbundene Unbequemlichkeit des Treppensteigens ist bei der Schwebebahn geringer als sonst, weil bei ihr die Höhe der Thürschwellen über der Straße um das Maß des Bahnoberbaues und des Wagenuntergestelles kleiner ist als bei einer gewöhnlichen Hochbahn; dementsprechend hat man in Elberfeld nur $4^1/_2$ Meter hoch zu steigen, in Berlin aber $7^1/_2$ Meter.

Neben der Bequemlichkeit kommt auch die Geschwindigkeit nicht zu kurz. Die 13,3 Kilometer von Rittershausen bis Vohwinkel werden — wenn die ganze Anlage im Sommer 1902 fertiggestellt sein wird — bei einer Höchstgeschwindigkeit von 50 Kilometer in der Stunde, für welche man die Genehmigung zu erhalten hofft, in derselben Zeit, wie von den Schnellzügen der Staatsbahn zurückgelegt, und dies trotz des Anhaltens auf achtzehn Zwischenstationen, während die Staatsbahn nur

Digitized by Google

auf zwei Zwischenstationen hält und ein Kilometer kürzer ist. Dies wäre nicht möglich, wenn man nicht mit unverminderter Geschwindigkeit die engsten Krümmungen — es giebt in Elberfeld solche von 90 Meter Radius — durchfahren könnte, was wiederum dem freien Ausschwingen der Wagen zu verdanken ist. Diesen letzteren Umstand wollen die Unternehmer auch benützen, um Schnellbahnen für den Fernverkehr ins Leben zu rufen, bei denen Geschwindigkeiten bis zu 200 Kilometer erreicht werden sollen. Das ist freilich zunächst noch Zukunftsmusik, aber die Elemente des Erfolges sind vorhanden und die technische Möglichkeit ist unbestritten. Die bestehenden Bahnen zwischen den großen Verkehrszentren bedürfen einer Entlastung und die Schwebebahn will sie ihnen bringen, denn sie kann z. B. ohne Schwierigkeit über den vorhandenen Bahnkörpern errichtet werden und nimmt keinen neuen Grund und Boden in Anspruch. Der Verkehr kann dann getrennt werden: Der Schnellverkehr wickelt sich oben auf der Schwebebahn, der Lokal- und Güterverkehr auf der unteren alten Bahn ab, wodurch auch die Sicherheit des Betriebes sehr gewinnen wird.

Trotz all der angeführten Vorzüge der Schwebebahn, zu welchen noch hinzukommt, daß das Geräusch der fahrenden Wagen verhältnismäßig gering ist, sollen, wie die Schwebebahnleute versichern, die Herstellungskosten einer solchen Anlage niedriger sein, als die der gewöhnlichen Hochbahnen. Nach den bekannt gewordenen Zahlen dürften die Herstellungskosten der Elberfelder Schwebebahn trotz mindestens gleicher Leistungsfähigkeit für die gleiche Bahnlänge noch nicht halb so groß sein, wie diejenigen der im Bau begriffenen Berliner elektrischen Hochbahn. Auch im Betrieb hofft man günstige Erfahrungen zu machen, da beispielsweise der Stromverbrauch sehr gering sein soll. Es wird jedenfalls interessant sein, zu hören, wie sich der öffentliche Betrieb abwickeln wird, wenn die Teilstrecke Zoologischer Garten—Kluserhöhe in Elberfeld eröffnet ist. Man kann wohl ohne Übertreibung sagen, daß der Tag, an welchem die erste Schwebebahn für den öffentlichen Verkehr in Betrieb gesetzt wird, ein Ereignis bezeichnet, dessen Bedeutung Niemand verkennen wird, der den Fragen des sich in und zwischen großen Städten abspielenden Verkehrs seine Aufmerksamkeit gewidmet hat. Ein Stück sozialer Frage findet vielleicht da seine Lösung. Die Schwebebahn ist in hervorragendem Maße geeignet, mitzuwirken, Mißständen in den Wohnungsverhältnissen abzuhelfen, die sich in unseren Großstädten immer fühlbarer machen. Rasch und billig hinausbefördert zu werden ins Freie in ein freundliches, gartenumrahmtes Heim, das ist der Wunsch Tausender von Arbeitern und Beamten. Wenn die Schwebebahn ihnen diese Möglichkeit gewähren kann, dann sollte alles daran gesetzt werden, um uns ihre Vorteile zu sichern. Auch der hamburgische Senat hat ja das Bedürfnis nach Vorortbahnen erkannt und beschäftigt sich schon seit längerer Zeit mit Projekten zu ihrer Verwirklichung, unter welchen sich auch Angebote zur Ausführung von Schwebebahnen befinden. Es ist zu wünschen, daß auch diese ohne Voreingenommenheit einer eingehenden Prüfung unterzogen werden und, wenn die vielen Vorzüge, die für die Schwebebahn in Anspruch genommen worden, sich bestätigen, Hamburg eine solche Anlage in seinen Mauern erstehen sehen wird.

Nürnberg Hauptmann a. D. G. Paulus

Die deutsch-französischen Beziehungen seit 1870

Dreißig Jahre, die manchem in Paris wohnhaften Deutschen freilich recht lang vorgekommen sind, haben genügt, um die deutsch-französischen Beziehungen völlig umzugestalten. Eine neue Generation, welche die „année terrible“ nur noch aus den Berichten der Eltern und Großeltern kennt, ist in Frankreich aufgewachsen mit anderen Idealen als mit dem der Revanche, neue künstlerische und wissenschaftliche Probleme beschäftigen sie

Digitized by Google

und die Weltpolitik, mächtiger als die Gefühlspolitik der verletzten nationalen Eitelkeit, schuf neue Gegensätze zwischen den Völkern, neue Gruppierungen. Der Wettkampf der europäischen Großmächte auf wirtschaftlichem Gebiet ließ es trotz der beständigen Rüstungen zu einem Kampf mit den Waffen nicht kommen und trieb sie zu einer kolonialen Ausbreitung, welche für die Politik der Gegenwart bezeichnend ist. Das politische Sehfeld der Völker hat sich derart erweitert, daß dem Franzosen von heute die Lösung der sogenannten elsaß-lothringischen Frage neben einer Aufteilung der Erde kleinlich oder doch wenigstens von geringerer Bedeutung erscheint.

Die Revanchelust der Franzosen datiert übrigens durchaus nicht, wie jetzt ziemlich allgemein geglaubt wird, seit dem Kriege, sondern sie entwickelte sich erst einige Jahre später unter dem Einfluß einer vornehmlich von der Presse planmäßig betriebenen Legendenbildung und Verleumdung der deutschen Heere. Da ich an dem Feldzuge gegen Frankreich teilnahm — ich wurde vor Paris Offizier —, so sei mir gestattet, auch einige persönliche Erinnerungen mitzuteilen. Überall, wo ich in Frankreich in bewohnten Privathäusern (sie waren es längst nicht alle) einquartiert war, bei den Bauern wie bei der Bourgeoisie, wurde ich freundlich aufgenommen, nahm ich sogar hie und da am Familienverkehr teil. Bei einer Erkrankung wurde ich sogar aufs Hingebendste gepflegt. Ein Landpfarrer, bei dem ich lange lag, schenkte mir beim Abschied sein Bild mit einer liebenswürdigen Widmung. In der Provinz war die Entrüstung über die Pariser, die an allem Unheil schuld seien, allgemein, und vielfach hörte ich sie „de mauvaises têtes“ schelten. Und dieselben Erfahrungen wie ich machten viele meiner Kameraden. Sogar den greisen Feldmarschall Moltke, in dessen Hause ich nach dem Kriege viel verkehrte, hörte ich das zuvorkommende Benehmen der französischen Privatleute preisen, wiewohl diese doch gerade ihm gegenüber am meisten Grund zum Haß gehabt hätten. Die Deutschen, die Paris bald nach dem Kriege besuchten, fanden dort keine unfreundliche Aufnahme und die junge Republik entsandte sogar Offiziere, welche den deutschen Manövern beiwohnten und ganz kameradschaftlich mit uns verkehrten. Ich entsinne mich noch zweier dieser Herren. Der eine war ein Prinz von Polignac, der andre, dessen Name mir entfallen ist, der Adjutant des Generals Frossard, der im Kriege das zweite Korps befehligte und der Lehrer des kaiserlichen Prinzen war. Ich saß bei Tisch neben ihm und er unterhielt sich mit mir ganz harmlos über die Vergangenheit. Kurz vorher hatte der Prozeß Bazaine stattgefunden, der bekanntlich mit der Verurteilung des Marschalls endete und in der ganzen Welt das größte Aufsehen erregte. Was ich darüber dächte, fragte mich mein Nachbar. Ich zögerte mit der Antwort. „Bitte, genieren Sie sich garnicht!“ meinte er ermunternd. „Nun denn, mein Herr,“ erwiderte ich: „ich kann Ihnen die bestimmteste Versicherung geben, daß niemand, aber auch niemand von uns Bazaine für einen Verräter hält.“ Der französische Offizier, der für den Herzog von Aumale, Bazaines Richter und Ankläger in einer Person, nicht sehr schwärmen mochte, begnügte sich mit einem „Hm!“ zu antworten, aber es klang so, und der Gesichtsausdruck bestätigte meinen Eindruck, als

Digitized by Google

solle dieser Ausruf bedeuten: „ich glaub' es schon!" Und dann ging die Unterhaltung auf ein anderes Thema über und wurde harmlos fortgesetzt.

Wenige Jahre später war die Legendenbildung, welche den wildesten Haß gegen die Deutschen zeitigen sollte, in vollem Gange. Es ist nicht leicht, festzustellen, was dabei die treibende Hauptkraft war. Viele Momente verschiedenster Natur wirkten zusammen, um jene revanchelustige Stimmung zu erzeugen, welche sich von dem tonangebenden Paris auf ganz Frankreich übertrug, in der Hauptstadt aber naturgemäß am intensivsten blieb. Es gab politische und persönliche Beweggründe zur Schürung des nationalen Rachedurstes. Die Reorganisation der Armee, die Neugestaltung der Verwaltung auf republikanischer Grundlage, die Regelung der Staatsfinanzen erforderte von jedem Einzelnen Opfer, wobei der Haß stimulierend wirkte. In erster Linie kam es darauf an, die verletzte nationale Eitelkeit aufzustacheln: Sedan, der Einzug der deutschen Truppen in Paris, bei dem ich, beiläufig bemerkt, zum erstenmale französische Zivilpersonen finstre Blicke auf uns richten sah, die Bezahlung der fünf Milliarden Kriegsschuld, der Verlust von Elsaß-Lothringen boten dazu hinreichende Gelegenheit. Unter dem Einfluß dieser Aufreizungen entwickelte sich der Kultus für Elsaß-Lothringen, dessen Bewohner man unter dem zweiten Kaiserreich in den Salons und auf der Bühne als Deutsche und Halbdeutsche und wegen ihres schlechten Französisch unbarmherzig verspottet hatte, in üppigster Weise. Der Hoheprieſter dieses Kults war Paul Déroulède und sein Altar das Straßburgdenkmal auf dem Eintrachtsplatz, von wo aus er an der Spitze seiner Patriotenliga gegen die Deutschen auszog, deren Kriegsgefangener er gewesen war.

Es lag aber, wie gesagt, nicht nur im politischen Interesse, im Lande eine deutschfeindliche Stimmung künstlich zu erzeugen. Viele Privatleute hatten durch den Krieg schwer gelitten, Handel und Wandel lagen mehr oder weniger danieder, viel Privateigentum war vernichtet worden, vielfach allerdings durch den Bürgerkrieg. Aber dieser inneren Zwietracht im Angesicht des Feindes schämte man sich bald, der Bruderhaß schwand allmählich, der Deutschenhaß verstärkte sich in demselben Verhältnis. Die Presse sorgte dafür, daß alle Verheerungen der Kriegsfurie auf Rechnung der an vielen ganz unschuldigen Deutschen geschoben wurde, wie der Drang immer größer wurde, die Verantwortung für die erlittenen Niederlagen von den Schultern der Gesamtheit auf die einiger angeblich verräterischen Truppenführer zu schieben und dadurch das militärische Verdienst und die sittliche Tüchtigkeit und Manneszucht der Sieger abzuschwächen. In den achtziger Jahren verbrachte ich den Sommer wiederholt in der Umgebung von Paris, wo mir meine Wirte ganz offen gestanden: „Die Plünderungen, unter denen wir so viel zu leiden hatten, gingen durchaus nicht von deutschen Truppen aus, sondern von der Unzahl der Pariser Strolche, die vor und während des Kommuneaufstands beinahe unbehindert ihren Räuber- und Diebsgelüsten fröhnen konnten!" Auch die Einäscherung des kaiserlichen Palastes wurde durchaus nicht durch die deutschen Granaten verursacht, wie die Legende behauptet. Es blieb aber dabei, daß die

Digitized by Google

Deutschen alle Vandalen und Pendülendiebe seien und nicht einmal das Kind im Mutterleibe, nicht einmal die Pariser Krankenhäuser geschont hätten.

Die chinesische Mauer, mit der sich Frankreich an seiner Ostgrenze abschloß, galt nicht nur dem Staat, sondern auch dem einzelnen Deutschen, dem man das gesellschaftliche und das Erwerbsleben, zumal in Paris, in jeder Weise zu verleiden oder unmöglich zu machen bestrebt war. Hinter ihrem Schutz rüstete man sich zur Revanche, die man im ersten Rächerrausch aus eigner Kraft zu verwirklichen hoffte und dann, als die Bevölkerungszahl und die Wehrkraft beider Länder sich immer mehr zu gunsten Deutschlands veränderten, mit Hilfe eines mächtigen Verbündeten. Inzwischen war man, wie gesagt, eifrig bemüht, sowohl durch die Gesetzgebung, durch allerlei wirtschaftliche Maßregeln, wie durch eine Art von persönlicher Boykottierung der Deutschen, den geistigen und geschäftlichen Verkehr mit ihnen auf das Mindestmaß herabzudrücken. Man billigte die Ausfuhr französischer Produkte nach Deutschland, denn das deutsche Geld habe, so scherzte man, keinen Geruch und werde den Rachekrieg vorbereiten helfen, aber man verargte es dem französischen Geschäftsmann, wenn er deutsche Waren bezog, und stellte ihn wohl gar als schlechten Patrioten an den Pranger. Noch mehr aber den, der von in Paris ansässigen deutschen Kaufleuten seinen Bedarf bezog oder deutsche Arbeiter beschäftigte. Immer ungestümer wurde der Haß gegen Deutschland. Man begnügte sich nicht mehr mit der Verhetzung und Denunzierung der „Teutonen" in Frankreich, man suchte sie auch in ihrer Heimat auf und gewissenlose, gewinnsüchtige, mit der Unwissenheit der über die Maßen leichtgläubigen französischen Spießbürger rechnende litterarische Schnapphähne schilderten sie so, daß die albernen Kriegslegenden dadurch ihre volle Bestätigung zu erhalten schienen. Alle Deutschen jenseits der Vogesen oder, wie man in Frankreich zu sagen pflegt, jenseits des Rheins waren ihnen wütende Franzosenhasser, die nur auf die Gelegenheit lauerten, von neuem nach Art von Wegelagerern über das von seiner zivilisatorischen Mission ganz in Anspruch genommene, hochherzige Frankreich herzufallen. Alle Deutschen in Frankreich waren ihnen Spione, gewissermaßen das Seitenstück zu den Verrätern, die von spekulativen Schmeichlern entdeckt worden waren, um die Volksleidenschaften für selbstsüchtige Zwecke auszubeuten. Ich besuchte in jener Zeit ziemlich regelmäßig die medizinischen Vorlesungen in der Pariser Irrenanstalt von Sainte-Anne und der Salpetrière. Wie auffallend oft habe ich da Kranke gesehen, die sich in ihren Wahnvorstellungen von deutschen Spionen verfolgt wähnten. Ihre Zahl war zweifellos nicht geringer als die jener unglücklichen Geisteskranken, die während der Pariser Belagerung Riesenmaschinen zur Massenvernichtung der Belagerer erfanden und dem General Trochu, dem Leiter der Verteidigungsarbeiten, das Leben noch saurer machten, als es ohnehin für ihn war. Zur Plage wurden den Parisern auch die zahllosen Bettler und Abenteurer, die sich für Elsaß-Lothringer ausgaben und dabei die besten Geschäfte machten, bis sie, viele Jahre später, von den als Russen auftretenden ausgestochen wurden, denn auch dieser edle Beruf ist Modeströmungen unterworfen.

Digitized by Google

Zahlreiche von den jeweiligen Kriegsministern mehr oder weniger offen unterstützte Gesellschaften waren entstanden, die es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatten, politische Brunnenvergiftung zu treiben, das heilige Feuer der Revanche zu schüren und den Deutschen den Aufenthalt in Frankreich und vor allem an den Ufern der Seine unerträglich zu machen. Wie heute die Nationalisten, die Epigonen der Boulangisten, so standen jene chauvinistischen Gesellschaften mit dem Klerus in engster Verbindung. Die Sacré-Coeur-Kirche auf dem Montmartre beispielsweise, für deren Bau vielfach selbst von denen Beiträge gespendet wurden, die sich dem kirchlichen Gottesdienst fernhielten, war im Grunde genommen nur ein Tempel der Revanche, für die dort zahllose Kerzen angezündet wurden.

Am schlimmsten trieb es Déroulède an der Spitze seiner Patriotenliga, in dem die Einen einen Don Quixote des Patriotismus und der Revanche, die Anderen einen über eine große Dosis von Verstellung verfügenden, mit einer vortrefflichen Suada ausgestatteten Agenten der Monarchie sahen, dessen Begeisterung für die plebiszitäre Republik nur kluge Heuchelei ist. Seine unter dem Einfluß des Deutschenhasses und des Spionenwahns unternommene Erstürmung eines Bierhauses, in dem Mitglieder des deutschen Turnvereins harmlos plaudernd hinter ihrem Seidel saßen, erinnert doch lebhaft an den Helden des göttlichen Cervantes.

Der Zufall führte mich einmal mit ihm bei seinem Onkel, dem berühmten Dramatiker Augier, zusammen, ohne daß wir gegenseitig ahnten, wem wir gegenüberstanden: er einem verhaßten Deutschen und ich einem von uns verachteten Deutschenfresser. Ich hatte mit dem Dichter lange über Kunstfragen geplaudert, als plötzlich Déroulède, den ich später an seiner in den Schaufenstern prangenden Photographie wiedererkannte, unerwartet eintrat. Augier geriet in sichtliche Verlegenheit und verabschiedete mich in seiner verbindlichen Weise, sodaß ich mit Déroulède nur einen stummen Gruß wechselte. Mir war sein männliches, beinahe herrisches Wesen aufgefallen, das sich auch seinem älteren Anverwandten gegenüber nicht verleugnete und für sein öffentliches Auftreten in der That charakteristisch ist.

Déroulède verdankte seine erste Berühmtheit seinen einige Jahre nach dem Kriege erschienenen, stark chauvinistisch gefärbten patriotischen Liedern (Chants d'un soldat), in denen die Poesie eine geringere Rolle spielt, als die Verleumdung. Sie wurden damals von jener Schuljugend verschlungen, der man Karten von Frankreich mit der alten Grenze in die Hand gab, und die man durch ihre Einreihung ins „Schüler-Bataillon" und eine lächerliche Soldatenspielerei für den Rachekrieg vorzubereiten bestrebt war. Als Präsident der Patriotenliga, die starke Wurzeln im Volk gefaßt hatte und in den politischen Kreisen bis hinauf zur Regierung zahlreiche, mächtige Gönner besaß, übte Déroulède schließlich eine Art von Schreckensherrschaft aus, sodaß er wie ein Diktator über dem Gesetze stand und nicht nur ungestraft Brandreden gegen die Deutschen halten konnte, sondern auch die Entschließungen der Regierung stark beeinflußte. An Mitteln zur Propaganda des Deutschenhasses fehlte es ihm nicht. Er selbst gab den „Drapeau" heraus, zahlreiche andere chauvinistische Organe

Digitized by Google

gehorchten seinem Wink, ebenso die weit über Frankreich verzweigten chauvinistischen Vereine, Schützen-Gesellschaften usw. Als er zu der Überzeugung gelangte, daß Frankreich nicht allein das Rachewerk vollbringen könne, arbeitete er zielbewußt auf ein Bündnis in Rußland hin, das ihn in der Hauptstadt wie in der Provinz auch mit großen Ehren empfing. Später faßte er im Parlamente Fuß, wo es ihm gelang, was keinem zuvor gelungen war, den „Stürzer der Ministerien", Clémenceau, nun selbst zu stürzen. Während des Dreyfushandels ging sein Einfluß, der mit dem Wandel der Beziehungen Frankreichs zum Ausland und der Weltpolitik ohnehin abgenommen hatte, noch mehr zurück, wiewohl er auch da an der Spitze seiner Horden noch Straßenszenen aufführen konnte, die jedem anderen übel bekommen wären. Sein ungeschickter Staatsstreichversuch brachte ihn vor den Staatsgerichtshof, der den herausfordernd auf sein gutes Recht Pochenden in die Verbannung schickte.

Das von der sogenannten anständigen Presse geduldete maßlose Schimpfen der Hetzpresse rächte sich. Es ward zur Vorschule für den Verleumdungsfeldzug, der während des Panamaskandals und der Dreyfuswirren mit unerhört gemeinen Waffen geführt wurde. Der französische Journalismus leidet noch heute unter den Folgen jener Verrohung des Tons, für welche die Leitartikel eines Rochefort bezeichnend sind. Welche blindwütigen, unflätigen, mit Lügen und Entstellungen vollgepfropften Artikel veröffentlichte der „Anti-Prussien!" Den deutschen Geschäftsleuten wurde das Leben besonders schwer gemacht. Die Namen der Kaufleute, welche deutsche Ware feilbieten, wurden im Interesse der brotneidischen französischen Kaufleute auf die Proskriptionsliste gesetzt und beispielsweise gegen einen Bazar am Stadthause ein wahrer Kreuzzug gepredigt, der mit zertrümmerten Fensterscheiben und einer Gerichtsverhandlung seinen Abschluß fand.

Die „France" veröffentlichte fast täglich die Namen Deutscher Zeitungsberichterstatter, der Mitglieder verschiedener Vereine und sogar der deutschen Schulen mit den allerunpassendsten Kommentaren und unter Angabe der Straßenadresse, um sie der „patriotischen" Lynchjustiz zu überantworten. Niemals war mit dem Namen des Patriotismus ein größerer Mißbrauch getrieben worden, als bei dieser von der Gewinnsucht und dem Brotneid eingegebenen Deutschenverfolgung.

Die Deutschen in Paris, besonders die Mitglieder der Botschaft und die Journalisten wurden von der Geheimpolizei und von Privatdetektivs in schimpflichster Weise überwacht. Ihr Thun und Treiben, ihr Umgang, ihre Korrespondenz, alles interessierte die Franzosen, deren leichtgläubige Mehrheit sich hatte einreden lassen, daß „jeder Deutsche in Frankreich ein Spion ist", und daß die „deutsche Invasion" Frankreichs in Friedenszeiten von Bismarck angeordnet worden sei. Unter solchen Verhältnissen konnte von einem geselligen Verkehr zwischen Deutschen und Parisern lange Zeit kaum die Rede sein. Selbst die Mitglieder der deutschen Botschaft kamen mit Franzosen fast nur bei offiziellen Gelegenheiten in gesellschaftliche Berührung.

Ein hoher Beamter des Gemeinderats, den ich um die Erlaubnis bat, gewissen Vorlesungen im Krankenhause beiwohnen zu können, schlug

Digitized by Google

sie mir ab mit den Worten: „ja, wenn Sie ein Russe wären!" Einer meiner Bekannten, der ein Pariser Blatt wegen Verleumdung gerichtlich verfolgen wollte, mußte von seinem Vorhaben abstehen, weil er keinen Verteidiger finden konnte. Derartige Beispiele ließen sich verhundertfachen. Im Kaffeehause, wo wir deutschen Journalisten, von sichtlich gelangweilten Geheimpolizisten natürlich überwacht, wöchentlich zusammentrafen, habe ich so manche ohnmächtige Klage darüber gehört. Gegen den beinahe allgemeinen Verfolgungswahn gab es nur eine Waffe, die Geduld. Der Deutsche war, wie gesagt, Jahrelang beinahe vogelfrei, und charaktervollere französische Staatsmänner, die, wie Ferry, gegen den Strom der öffentlichen Meinung zu schwimmen wagten, erlagen dem kindischen Vorwurf, sie seien Prussiens, Verräter, die Frankreich dem Fürsten Bismarck verkauft hätten. Der Argwohn ging so weit, daß man Bismarck im besonderen und jedem Deutschen im allgemeinen zutraute, mißliebige Persönlichkeiten durch politischen Mord zu beseitigen. Es sei mir gestattet, aus einem 1887 gleich nach dem Tode Katkows erschienenen Artikel einige Stellen wiederzugeben, die zwar jenen Verdacht nicht direkt aussprechen, aber ihn doch erraten lassen. Sie dürften um so interessanter sein, als sie von keinem Geringeren als dem nachmaligen Minister des Auswärtigen Delcassé stammen. Da ich vielleicht — vom Verfasser abgesehen — der Einzige bin, der diesen Artikel noch besitzt, so hat dessen Wiedergabe ein gewisses dokumentares Interesse, und zwar auch zur Charakteristik dessen, der jetzt als verantwortlicher Minister ganz andere Saiten gegen Deutschland aufgezogen hat, wie vor dreizehn Jahren als der den Haß gegen Deutschland schürende Journalist. „Katkow ist tot", so beginnt der Artikel, „die Deutschen können sich beglückwünschen. Sie sind wirklich sehr glücklich. Einen nach dem andern haben sie alle die sterben sehen, die ihnen Nachteil brachten, deren Einfluß oder Genie sie fürchteten. Und sie sahen sie alle im Augenblick sterben, wo sie ihnen am gefährlichsten dünkten. Zuerst Skobelew. Skobelew hatte sich eben als großer Truppenführer aber auch als großer Gegner Deutschlands, des russischen Feindes, erwiesen. Nun denn, das Schicksal will es nicht, daß man Deutschland übel will. Und Skobelew stürzt eines Tages wie vom Blitz getroffen nieder. Und dann Gambetta, Gambetta, der den nächtlichen Schlaf des eisernen Kanzlers oft gestört, Gambetta, d. h. die Hoffnung, die Neuerhebung, die Wiedervergeltung. Welches Patriotenherz zuckt nicht schmerzlich zusammen bei der Erinnerung an den Morgen des 1. Januar 1883. Das gefällige Schicksal hatte Deutschland da ein unvergeßliches Neujahrsgeschenk gemacht. Und wenige Stunden später ist es Chanzy, der unbesiegte Feldherr von gestern, vielleicht der Sieger von morgen . . . ." Und dann kommt Herr Delcassé auf den Tod des berühmten russischen Publizisten Katkow zu sprechen: „Wahrhaftig, die Deutschen sind zu glücklich", ruft er noch einmal aus. „Mögen sie sich denn beglückwünschen und mit tiefen Zügen den Geruch des neuen Leichnams einatmen: er muß gut riechen, denn er verabscheute sie sehr. Aber ihr mysteriöses und verdächtiges Glück (mystérieux et troublant) wird nicht hindern, daß die Ereignisse sich vollziehen. Frankreich, das mit Gambetta vibrierte, ist mit

Digitized by Google

ihm nicht gestorben. Da es nur noch auf sich zählen kann, wird es mit bedachter Energie ohne Unterlaß an der Verjüngung und Entwickelung seiner Kräfte arbeiten. Heute ist es sich seiner Macht bewußt. Ohne mit ihrer Mehrung innezuhalten, überwacht es mit völliger Seelenruhe die Umtriebe und bösen Pläne seiner Feinde. Es erwartet ohne Herausforderung und ohne Schwäche ruhig die Stunde der immanenten Gerechtigkeit . . ." Dieser in der Form gemäßigte, aber an boshaften Anspielungen reiche Artikel ist im Gegensatz zu den unflätigen Revancheartikeln der chauvinistischen Radaupresse typisch für die Art, in der man in der sogenannten anständigeren Presse die öffentliche Meinung gegen Deutschland erregte und auf den Krieg vorbereitete.

Skribenten wie Nüc, Tissot („Reise ins Milliardenland"), Jacques St. Cère („L'Allemagne telle qu'elle est") veröffentlichten über Deutschland Schandbücher, deren sich heute jeder anständige Franzose schämt, die aber damals reißend abgingen.

Die Deutschen sind darin „säbelrasselnde Sauerkrautesser und Biertrinker", „Barbaren mit viereckigen Köpfen und Fratzen", die deutschen Frauen nicht nur dumm und geschmacklos, sondern schamlose Dirnen.

Auch die Männer der Kunst und der Wissenschaft wurden von der Epidemie des Deutschenhasses ergriffen. Selbst die berühmtesten deutschen Gelehrten durften bei ihren Kollegen an der Seine nur auf die kühlste Höflichkeit rechnen, die Akademie der Wissenschaft ernannte keine Deutschen mehr zu Ehrenmitgliedern, wissenschaftliche Entdeckungen wurden verkleinert oder totgeschwiegen, weil sie von Deutschen stammten.

Kaum besser als den Gelehrten ging es deutschen Malern und Bildhauern. Man konnte ihnen zwar nicht den internationalen Salon verschließen, aber sie erhielten niemals eine größere Auszeichnung und die Pariser Kritik schwieg ihre Werke tot. Um die Litteratur des östlichen Nachbars kümmerte man sich so gut wie gar nicht. Die paar deutschen Verleger in Paris wagten fast nur die Übersetzung eines militärischen Werkes. Natürlich fanden auch die deutschen Schriftsteller die Thüren ihrer Pariser Kollegen oder gar der Bühnenleiter fast immer verschlossen. Einige glänzende Ausnahmen möchte ich indessen anführen. Zola empfing mich mit größter Freundlichkeit und der berühmte Schauspieler Got, der ehemalige Doyen der Comédie Française, schrieb mir: „grade Ihrer Abstammung wegen würde ich Ihnen gern gefällig sein." Und er hiel auch Wort.

Die armen deutschen Musiker wurden ebenfalls stiefmütterlich behandelt. Wie haben sich die Dinge seitdem geändert! Heute schwärmt man in Paris fanatischer für Wagner, als irgendwo in Deutschland. Er ist neben der allmächtigen Politik einer der Bahnbrecher des neuen deutschen Einflusses auf Frankreich gewesen. Ein andrer war ihm allerdings zuvorgekommen: das bayerische Bier. Je mehr die chauvinistische Presse dagegen eiferte, je mehr wurde davon getrunken, und die Tavernen mit ihrer mehr oder weniger altdeutschen Ausstattung stiegen auf, wie die Blumen im Zaubergarten Klingsors. Die Lockung materieller Genüsse hatte sich mächtiger erwiesen, als die der geistigen.

Digitized by Google

Es ist schwer zu sagen, wann der Deutschenhaß in Paris seinen Höhepunkt erreichte, ob 1883, wo der König von Spanien als „roi Uhlan“ vom Pöbel beschimpft wurde, oder 1886, wo die Paßvorschriften in Elsaß-Lothringen verschärft wurden, oder endlich 1887, wo der Schnäbelefall fast einen neuen Krieg veranlaßt hätte. Im Jahre 1890 wird die Abkühlung des Deutschenhasses fühlbar, woran auch das Bündnis mit Rußland auf die Dauer nichts änderte, weil man an der Newa fast von Anfang an bemüht war, die sanguinischen Hoffnungen der französischen Chauvinisten mit dem kalten Strahl einer zielbewußten Interessenpolitik abzukühlen. Dann vollzieht sich — etwa von 1894 ab — eine beinahe stetige Annäherung an Deutschland, die allerdings noch längst nicht zu einem wirklich gutnachbarlichen Verhältnis, zu einem festen gegenseitigen Vertrauen geführt hat. Die taktvolle, von guter Kenntnis des französischen Volkscharakters zeugende Form, in der Kaiser Wilhelm II. sein Beileid zu der Ermordung des Präsidenten Carnot (1894) durch die Begnadigung zweier als Spione verhafteten französischen Offiziere bethätigte, berührte sehr sympathisch, wie denn der Tod des alten Kaisers und all der Helden des deutschen Krieges, sowie der Rücktritt und später das Ableben Bismarcks beruhigend auf die französische Volksseele gewirkt hatten. An den Toten konnte man sich ja nun doch nicht mehr rächen, der geeignete Zeitpunkt für die Revanche war unwiederbringlich verpaßt worden und mit bitteren Vorwürfen machte ein Teil der Nation den andern dafür verantwortlich. Es kam zu neuem inneren Zwiste, und die Parteikämpfe einerseits und die Kolonialpolitik andererseits heilten die öffentliche Meinung von der alten fixen Idee oder milderten doch deren Schärfe merklich.

Deutsche und französische Staatsmänner gingen im äußersten Osten und in Afrika Hand in Hand, wiederholt kämpften deutsche und französische Truppen Schulter an Schulter, die diplomatischen Beziehungen verbesserten sich zusehends und die letzte Weltausstellung trug nicht wenig dazu bei, zwischen den beiden Nationen ein innigeres Verständnis anzubahnen. Ein gesellschaftlicher Verkehr in der französischen Familie ist für den Deutschen keine Unmöglichkeit mehr, und wenn in dieser Hinsicht auch noch viel zu wünschen übrig bleibt, so ist doch jetzt das Bild der deutsch-französischen Beziehungen, verglichen mit dem gewitterschwülen der achtziger Jahre, geradezu als ein sonniges zu bezeichnen.

Auch eine bessere Berichterstattung der Presse über die deutschen Verhältnisse, das Erscheinen trefflicher Bücher wie das von Weiß (Au pays du Rhin) und des Pater Didon hat nicht wenig zu diesem erfreulichen Wechsel beigetragen. Der Umschwung wurde bei der Presse durch die Teilnahme zahlreicher Pariser Journalisten an den Heidelberger Festen eingeleitet. Die Herren glaubten zu träumen, als sie aufs höflichste empfangen und nicht für die Zerstörung des Heidelberger Schlosses verantwortlich gemacht wurden, wie wir Deutschen von ihnen für die des Schlosses von St. Cloud. In immer zahlreicheren Kongressen gewannen die Männer der Wissenschaft beider Länder wieder Fühlung mit einander

Digitized by Google

und ein Entgegenkommen veranlaßte das andere. Die französischen Maler stellten wieder in Deutschland aus, wo man auch wieder französische Theatergesellschaften zu sehen bekam, so die der Hading, der Réjane etc. Den deutschen Kapellmeistern bereitete man in Paris Ovationen und wenn sie ohne Orchester kamen, stellten ihnen die Kollegen das ihrige gern zur Verfügung. Deutsche Schauspiele (Sudermanns „Heimat"), deutsche Bühnentruppen (Agnes Sorma, Marie Barkany) wurden mehr oder weniger beifällig aufgenommen und zwischen den Künstlern beider Länder bildete sich wieder ein kollegiales Verhältnis heraus.

Der deutsche Erbfeind ist hinter dem englischen fast verschwunden, seit der Zwischenfall von Faschoda den Franzosen die Augen geöffnet hat und diese nun das Gespenst des mit seiner Übermacht ihre Flotte vernichtenden, ihre Häfen beschießenden, ihren überseeischen Handel zerstörenden englischen Riesen in größter Nähe vor sich zu erblicken wähnen. Und da man zu Rußland nicht mehr das alte Vertrauen hat, was wunder, daß man in dem Gefühl seiner Vereinsamung Annäherungsbedürfnisse empfindet, deren Vorhersage vor zwanzig Jahren als eine Lästerung des „verstümmelten" Vaterlandes bezeichnet worden und ihrem Propheten übel bekommen wäre! Daß die leichte Entfremdung, zu der der Zwischenfall des Nichtempfangs des Präsidenten Krüger in Deutschland Anlaß gab, irgendwie nachhaltig sein und jene Bedürfnisse modifizieren könnte, glaube ich schwerlich. Ebenso wenig ist dies von der Reise des Deutschen Kaisers ans Sterbelager seiner königlichen Großmutter anzunehmen.

Halensee bei Berlin — Eugen von Jagow

Jugendstil

Durchwandert man heute die Straßen, betrachtet man Plakate, Schaufenster, ja die Häuser selbst, dann bemerkt man mit einer gewissen Freude, daß sich eine Befreiung von den Profilen der sog. Renaissance, von den Schnörkeln des Rokoko geltend macht. Man bemüht sich endlich, endlich einmal in der Kunst der Straße sowohl, als auch teilweise in derjenigen des Interieurs, der Kleidung und des Schmucks eine eigene Sprache zu reden. Das ist an sich ein löbliches Beginnen und ein handgreifliches Resultat der Bemühungen und des kühnen Vorangehens einer Anzahl von Künstlern, die eigene Phantasie nicht mehr ausschließlich an titelreiche Bilder zu verschwenden, vielmehr alles im Bereiche des täglichen Lebens in Betracht kommende möglichst selbständig und phantasievoll zu gestalten. Bei dem Zwange, dem die zahllosen Beziehungen der kleinen und großen Hersteller in volkreichem Land mit großen Städten unterworfen sind, möglichst schnell und viel Neues auf den Markt zu bringen, also bei dem sehr begreiflichen Konkurrenzkampf ist es natürlich, daß die besten Absichten lauterer Künstler, die sich in wohldurchdachten, anfangs als Unika auftretenden Stücken kundthun, sei es nun ein Stuhl, ein Schreibtisch, ein Putzmöbel, Schmuck, Bilderrahmen oder Eßbesteck, mehr oder

Digitized by Google

weniger unverstanden nachgeahmt und auf Gangbarkeit zurechtgestutzt werden. Man tischt derlei dem kaufenden Publikum auf, und es ist oftmals interessant, zu beobachten, wie irgend ein ursprünglich originell erdachter, künstlerisch wertvoller Gegenstand en masse in hundert Schaufenstern steht, nicht ohne daß er seiner individuellen künstlerischen Werte völlig beraubt wäre. Ich spreche hier nicht von den Geschäften und ihren Kaufhallen, in denen planvoll künstlerischen Gesichtspunkten Rechnung getragen wird, sondern von all den unzähligen Läden und Bazaren, die man überall trifft. Diesen Winter nun segelt alles und jedes, was man in den Auslagen an den Straßen sieht, unter der Flagge „Jugendstil". Vereinzelt tauchte diese Bezeichnung schon während der letzten Jahre auf, und sie hat ihren Ursprung in der lustigen verbogenen Formenfreude, die aus den Heften der Münchner „Jugend" heraus die Tausende anlachte, deren Hirn einfach aus Selbsterhaltungstrieb Saison für Saison etwas Neues ersinnen muß, der Fabrikanten nämlich, die schließlich nach der bekannten Ausschlachtung alles möglichen und unmöglichen schon Dagewesenen am toten Punkt angekommen waren. Die Vignetten in der „Jugend", die Randleisten voll von Blütenwerk und Frauenleibern, die in Linien aufgelösten Tiergestalten und den Raum geschmackvoll teilenden Farbflecke haben auf die blutleeren Hirnmassen der abgehetzten Industriellen wie eine Kaltwasserkur in ozonreichem Wald gewirkt. Jetzt hatte man die neue Form, das neue „Dekor" und ein wie bequemes obendrein! Denn ziel- und zügellos konnte man sich in Schwüngen ein Gütchen thun. Man ist nicht mehr genötigt, den verhunzten Rokokoschnörkel zu verteidigen, man setzt dem erstaunten und dennoch gierig zugreifenden Publikum einen noch viel verhunzteren vor und sagt mit wohlwollender Geste einfach: Jugendstil, das Neueste, das Modernste.

Der heutige Jugendstil ist ein Zeichen der Zeit, der Ausdruck eines Sehnens, die allererste Spur eines Bewußtseins. Das Gute an ihm ist, daß er den Beginn einer Befreiung darstellt, der Befreiung von Althergebrachtem, und für gut kann man auch noch gelten lassen, daß er mit Massen auf die Massen wirkt. Aber darin, in diesem plötzlichen Massenauftreten, liegt seine Gefährlichkeit und seine Unhaltbarkeit in seiner momentanen Form. Das eine Gute ist allerdings da wieder, daß die Masse ihn bisher ohne tieferes Verständnis und nur in dem Bewußtsein, daß er eben modern ist, hinnimmt, denn ihm gegenüber verlassen auch die oberflächlichsten kunstgeschichtlichen Kenntnisse das Publikum. Und es ist gar nicht ausgeschlossen, daß dem zügellosen Schnörkelstil sehr bald eine solider gegründete, ruhigere Fortsetzung, vielleicht gar etwas wiederum total neu Wirkendes folgt, was mit strengeren Formen ernstere Töne im Herzen der Menge anschlägt, und durch seine verständnisvollere und darum solidere Basis dauernderen, somit erziehlicheren Einfluß zu üben vermag. Gerade dies läßt sich ganz leicht bei dem Blatt, dem der Name entnommen ist, beobachten. Ich erinnere mich, wie man sich freute, als die ersten Hefte mit dem kecken, bunten Inhalt veröffentlicht wurden. Es war ein allgemeines Aufatmen, man ließ sogar die vielgeliebten „Fliegenden Blätter"

Digitized by Google

liegen, sie präsentierten plötzlich hüllenlos ihre ganze bethuliche Biederkeit, wie nie zuvor. Dann aber begann eine Zeit, als allerlei andere Blätter auftauchten, die dasselbe wollten, wie die „Jugend", ohne es indes zu erreichen; da konnte man gar häufig hören: es ist nichts mehr mit der „Jugend", erst war sie wild, manchmal arg ungebärdig, jetzt wird sie schon alt und bequem, ihr Feuer war ein Strohfeuer. Und schließlich gewöhnte man sich sie hinzunehmen, weil sie eben da war. Es ist schon denkbar, daß man bei unregelmäßigem Lesen und wochenweisem Kaufen auf solche Gedanken kommen konnte, denn man sieht da immer nur das Momentane vor sich und verliert den Überblick über das Ganze, oft noch ehe man ihn recht hatte. Durchblättert man aber jetzt gebundene Jahrgänge, dann überrascht geradezu die Fülle des künstlerischen Gehaltes des Blattes, und man erkennt sehr wohl, daß es nicht senil wurde, sondern daß es sich vielmehr von Jahr zu Jahr künstlerisch geklärt hat und in seiner zunehmenden Reifung sich eine Frische bewahrt hat, die ihm seinen großen Wert sichert. Die „Jugend" hat verstanden, den Schnörkelkram, den sie einst heraufbeschworen, zu bannen. Das ist eine künstlerische That, an der aber die keinen Anteil haben, die einst die schwungvollen Führer zwar waren, die aber heute, unberührt von der sie umgebenden Reife, ihre Schwünge weiter ziehen und sogar jetzt erst recht eigentlich als große Helden der Mode sich bewundern lassen. Es giebt Solche.

Und wir, die wir heute den „Jugendstil" in allen Schaufenstern sich winden und drehen sehen, hoffen, daß mit der Befreiung vom alten abgedroschenen, die er in der That darstellt, auch das allgemeine Niveau ästhetischen Empfindens so gehoben werden möge, daß an Stelle der heutigen Schnörkelwut etwas Reiferes, mehr Ausgeglichenes das Gehirn der Fabrikanten befruchten und das Publikum zur Erkenntnis von Maß und Ziel, in letzter Linie also zum Geschmack erziehen möge. Nicht nur für in Kaufläden feilgehaltene Waren hoffen wir das, sondern auch für die in denselben Bahnen sich bewegende Architektur samt ihrem Innenschmuck. Hier liegt aber die Sache etwas ernster. Wenn das Jugendstil-Geschmeide sich überlebt hat, läßt sich schließlich das Metall einschmelzen, die Steine lassen sich anders fassen, Kleider, Hüte lassen sich leicht ausrangieren, Bilderrahmen können durch neue ersetzt werden, ein Haus aber bleibt stehen. Das läßt sich nicht so mir nichts dir nichts umformen, und die Häuser werden stets bleiben, was sie waren, die hartnäckigen Zeugen einer Epoche des Geschmacks oder Ungeschmacks, je nachdem.

Eine glückliche Ausnahme machen da indes die großen Warenhäuser aus Glas und Eisen. Können sie wenigstens machen, wenn sie — reinweg von ihrem Bau gesprochen — ihre Bestimmung stark betonen und nicht die Ablagerungsstätte werden für übel angebrachte Schmucküberladung. In Frankfurt ist jetzt so ein Warenhaus in Betrieb genommen worden. Es wird natürlich im Jugendstil annonciert, und das ruft dasselbe Mißbehagen hervor, wie die Uhren und Vorstecknadeln, die uns als im Jugendstil angepriesen werden. Aber das Haus sieht besser aus, als man auf Grund der Jugendstilannoncen vermuten durfte. Der Schmiedbarkeit

Digitized by Google

des Eisens ist durchaus Rechnung getragen, aber das Eisen ist nicht in wahnsinnige Schnörkel gezwungen, die Geländer der Treppen und Etagen wirken ruhig, zweckmäßig und verständig, Decken und Fußböden sind ganz schlicht einfarbig und der einzige Zierat ist ein einfaches Ornament in der Hohlkehle, die Decken und Wände verbindet; dies Ornament ist ganz ruhig und läuft von unten bis oben durch.

Wie gesagt, wir hoffen auf eine Ablösung des willkürlichen Linienschwunges und sind überzeugt, daß in ganz andere Formen geschmiedetes Eisen, ein ganz anders aufgebautes Ornament viel frischer und nachhaltiger zu wirken im Stande ist, aber so schlichte Verwendung des heute Modernen wie an dem Frankfurter Haus läßt man sich schließlich schon gefallen. Übrigens ist der Nachfolger des schrankenlosen Schnörkels schon da. Aber um Alles in der Welt will der Fabrikant nicht daran. Er hat jetzt seinen Jugendstil, von dem er nichts versteht, als daß sich in Schwüngen dokumentiert und jetzt Mode, durch ihn selbst zur Mode gemacht ist. Darauf ist er stolz und in dem Stolze biegt er sein Metall und seinen Thon lustig weiter, — wenn es ginge, möchte er auch Steine biegen. Da beginnt halt der alte Kreislauf von vorne, indem einige Wenige unter langen unsagbaren Mühen ihre Zeichnungen und Modelle für sich anfertigen lassen, um sie auf gut Glück unter ihrem Namen an die Öffentlichkeit zu bringen, ein Häuflein Gleichgesinnter giebt dem Zug der Zeit eine kleine Wendung, und nach einigen Jahren tauchen ihre Namen unter in der Raserei, mit der die großen Fabrikanten das Publikum in einen neuen Stiltaumel reißen. Heute haben wir das schon erlebt, in ein paar Jahren hat sich der Schwung von heute vielleicht geglättet und wir lesen in allen Schaufenstern „Linealstil ist das Neueste" oder „Pekingstil ist das Modernste". Einen Namen muß das Kind doch haben. Aber sei's drum. Die Hauptsache ist, daß wir uns zur Aufgabe machen, nur so unerhört Gutes zu schaffen, daß auch die glänzendste Gehirnleere der Großproduzenten nichts daran verderben kann, sodaß die große Menge in Massen unverfälschtes Künstlergut bekommt. Dann können wir auf den Punkt kommen, wo das wichtige Wort „Volkskunst" sich einmal ohne Angst und Bangen aussprechen läßt. Aber der Weg dahin ist mit Entsagungen gepflastert.

Darmstadt Chr. Ferdinand Morawe

Privatfirmen oder Aktiengesellschaften?

Im allgemeinen herrscht in wirtschaftlichen Dingen bei uns noch immer eine gewisse Gefühlsanschauung vor; natürlich soweit nicht etwa unser Portemonnaie direkt davon betroffen wird. Giebt es doch zahllose Erscheinungen, die den Einzelnen wenig angehen, außer wenn man den bekannten Standpunkt der Bauern aufgiebt, die Dorfstraße nur soweit flicken zu lassen, als sie an des Betreffenden Grund und Boden rührt. Kein Zweifel, daß sich wichtige theoretische Grundsätze in Deutschland noch wenig durchgerungen haben, besonders da, wo unsere Gebildeten in die Lage kämen, die Pflichten des Reichtumes gleichsam zu kodifizieren. Auf

Digitized by Google

diesem so wichtigen Gebiete würden die meisten ein Gebundensein wie ein Armutszeugnis anmuten, da ja das Schauspiel weit interessanter ist, die Mächtigen auch willkürlich zu sehen. Bezahlt z. B. ein Millionär die auch den Mittelständen unentbehrlichsten Dienstboten mit abnormen Löhnen, so werden das die Herren Müller und Schulze gerade sehr schön finden ohne daran zu denken, daß hierdurch ein hoher Marktpreis geschaffen wird, der zwar den Durchschnittsverhältnissen nicht entspricht, aber doch auch die Minderreichen später in zu große Unkosten stürzt. Oder lebt irgend ein Krösus ganz einfach, so findet die Volksstimme solches ungleich sympathischer, als das Luxusgebahren irgend eines Parvenüs. Nun mag wohl auf die Nerven das erstere beruhigender wirken, allein für die vielen Detailgeschäfte einer Stadt ist der größere Verbrauch gewiß ohne Vergleich nützlicher. Durch die Ausgaben eines vornehm gehaltenen Haushaltes werden eben zahllose selbständige Existenzen fort und fort gekräftigt, wenn nicht überhaupt geschaffen, während durch die sogenannte stille Wohlthätigkeit des Einzelnen, seine Sparsamkeit in der Lebenshaltung alles eher, als ausgeglichen wird. Indessen dürfte die durchaus entgegengesetzte Anschauung des Publikums noch lange zur Geltung kommen, obgleich es klar zu Tage liegt, daß hier in eine streng nüchtern zu behandelnde Materie ein falscher romantischer Zug hineingethan wird.

Genau so geht es auch mit der Frage, ob der Allgemeinheit mehr mit einer Privatfirma oder mit einem Aktienunternehmen gedient sei. Da es sich hierbei immer nur um bedeutende, also auch ältere Häuser handeln kann, so pflegen zu gunsten der letzteren alle möglichen Traditionen angezogen zu werden, die aber unbewußt doch nur auf eine Verehrung des persönlichen Momentes hinauslaufen. Es geht in dieser Beziehung wie mit den Habsburgern und Hohenzollern. Die ersteren sind in vielen Gliedern entweder wirklich oder anekdotisch freundliche Privatmänner gewesen, was aber ihr Unvermögen als Regenten keineswegs zu hindern brauchte. Andererseits die preußischen Fürsten, welche weniger auf althistorische Herrlichkeit, als auf harte Arbeit angewiesen waren, sind im ganzen gar keine so angenehmen Gesellschafter gewesen, aber dafür um so erfolgreichere Könige. Die Verhältnisse bleiben schließlich stärker als die Menschen, und so wird auch ein nur gutveranlagter Bank- oder Bergwerksdirektor mehr leisten, also mehr nützen können, als ein genialer Bankier oder Fabrikant, der schon seinen Großvater in der ganzen Gegend und Umgegend verehrt sah. Zudem geht es mit vielen Menschen durchaus nicht wie mit dem französischen Schnupftabak, dessen Kultur sich bekanntlich durch das Verbleiben seiner Herstellung in den gleichen Familien, immerfort steigern konnte. Wir wissen aus Erfahrung und bereits Heine hatte dies als eine demokratische Eigenschaft des Großkapitals begrüßt, daß oft schon in der zweiten Generation die Söhne reicher Geschäftsleute degenerieren. Nach meinen Beobachtungen möchte ich diesen Verlauf sogar physiologisch zu begründen versuchen. Indem nämlich wahrscheinlich bei muskulösen Familien das Bedürfnis zur regelmäßigen Arbeit länger anhält, als bei feinen, nervösen Sprößlingen, wo sich solche rein bürgerliche Beschäftigung leicht in einen Hang zum geistigen oder künstlerischen Dilettantismus umsetzt, wenn nicht gar zu einer jederzeit zahlungsfähigen Genußsucht. Der alte Rothschild, den Bismarck in seinen damals noch Junkerbriefen etwas übermütig mitnimmt, soll einmal jenem banklichen Vornehmthun gegenüber ein sehr vernünftiges aut-aut gestellt haben: „Entweder Sie sind Fürst, und dann brauchen Sie garnichts zu thun, oder

Digitized by Google

Sie sind Geschäftsmann, und dann treten Sie um acht Uhr an!" Der merkwürdigste Zauber ruht aber in einem Umstande, dessen Forterhaltung selbst in Deutschland nicht für alle Zeiten sicher ist, in der Kontinuität der betreffenden Privatfirma selbst. Moralisch genommen bedeutet dies natürlich eine wahre Zins- auf Zinsrechnung, während in Wirklichkeit doch die Firmen zu zählen wären, deren Inhaber in einer ununterbrochenen Aufeinanderfolge solide, vermögend und maßgebend geblieben sind. Dieser in den meisten Fällen also ziemlich illegale Gewinn dürfte vielleicht einmal nicht mehr zu erlangen sein.

An sich mag es ja nun richtig bleiben, daß die Kundschaft sorgfältiger vom Einzelnen, als von der Aktiengesellschaft bedient werden kann, welche ja nur im Großen arbeitet, also die jeweiligen persönlichen Details weniger genau verfolgt. Allein dies hat doch wieder den Vorteil, unsere Kaufschichten mündiger zu machen, sie mehr auf sich selbst zu stellen, anstatt daß sie einer ihnen liebgewordenen Autorität halbwegs blind folgen. Das Publikum, das moderner Weise in den Wechselstuben verkehrt, weiß nur zu gut, daß deren Vorstände gar keine eigene Meinung haben, sondern die Parole hierzu von ihren Direktionen erhalten. Natürlich werden immer solche Papiere empfohlen, welche die Bank emittiert oder konsortialiter mit übernommen haben, aber wem? Das ist das Wichtige, daß im Allgemeinen kein sicherer Käufer von Anlagewerten zu andern Anschaffungen, wenigstens bei den besseren Banken, überredet wird. Spekulieren aber solche Privatkreise, und hier ist noch weit mehr an die Provinzbankiers zu denken, so haben sie naturgemäß, ob sie nun zu Ultimo zu reportieren oder Stück zu suchen hätten, von dem Privatbankiers niemals so große Erleichterungen wie von den Banken erwarten können. Gerade das Börsengesetz hat der Letzteren Macht ins rechte Licht gesetzt. Sie hatten die Mittel — besonders dank ihren rechtzeitigen Kapitalserhöhungen —, eine Unsumme sonst von Lieferungskäufen als Kassageschäfte zu bevorschussen, und als dies vor lauter Hausselust schließlich nicht mehr anging, hatten sie noch Kredit genug, ihre reportierenden Kunden auf sich trassieren zu lassen. Das Accept-Konto bei vielen Mittelbanken enthält derartige Transaktionen auch noch heute, nach der so lange eingetretenen Baisse.

Auch die Kunden der Aktienhütten und Aktienfabriken stehen sich nicht schlechter als früher, wo der Einzelne einen weit größeren Einfluß ausüben konnte und mit seinen Zirkularen weit öfter Glauben fand. Eine unparteiische Feststellung wird es z. B. zu würdigen wissen, daß die meisten Erhöhungen der Eisensyndikate, kurz vor dem Niedergang der Konjunktur, nur noch auf dem Papier standen, da die Händler, eben die nächsten Empfänger der betreffenden Zirkulare, selbständig genug dachten, um dennoch mit dem Kaufen einzuhalten. Und jetzt, wo die mageren Jahre begonnen haben? In vielen, vielen Fällen erlassen die Fabriken ihren Abnehmern die Erfüllung der teueren Verträge, nur um die Kundschaft nicht zu schwächen. Es läßt sich also keine rücksichtslosere Behandlung des Einzelnen durch die Organisation als wie früher durch den Privatunternehmer konstatieren. Andererseits ist es natürlich für die Händler sehr bequem, bei der gleichen Gesellschaft auch den verschiedensten Bedarf decken zu können, was ja nur durch ausgedehnte Läger resp. reiche Kapitalien zu denken ist. Vor allem unsere noch immer neueste Industrie ist als gedeihlich ohne wohlassortierte Vorräte der verschiedensten Art kaum zu denken. Aus der regelmäßigen Kundschaft werden die Dividenden bezahlt, nicht aus der

Digitized by Google

Übernahme von Zentralen. Und für diese Kundschaft muß sogar ein System von Filialen zur Verfügung stehen, die eben jeden Bedarf decken können. Wenn der eine Artikel einmal nicht geht, kann sofort mit einem andern gedient werden, der gerade alsdann verlangt wird. Hierin liegt auch das Geheimnis der Billigkeit, da im Grunde keine Spezialität mehr auf sich allein steht. — Hart für den kleineren Unternehmer, aber vielleicht ziemlich notwendig für die Weiterverbreitung der Elektrizität!

Der Hauptvorteil des Aktienwesens liegt aber auf sozialem Gebiete, in der Verteilung der Gewinne. Man denke sich den Grafen Henckel von Donnersmarck, dem die Laurahütte für Mk. 18 Millionen einen Hauptteil seiner Besitztümer im Juni 1871 abkaufte, heute noch als deren Besitzer. Im Durchschnitt wären dem Herrn dann wohl jährlich Mk. 3 Millionen übrig geblieben (was nicht hoch gerechnet ist). Das würden also Mk. 90 Millionen gewesen sein. Man denke sich die Herren Caro etc. heute noch als Besitzer der Badischen Anilin- und Sodafabrik, die jahrelang auch 26 Prozent Dividende verteilen konnte, welche Reichtümer wären da in einer Hand konzentriert. Oder Schaaffhausen in Köln hätte 1848 bezahlen können und es wäre ihm die Umwandelung in den Bankverein erspart geblieben, welche Erträgnisse würde die Familie ganz allein „geschluckt" haben. Oder Werner von Siemens hätte nicht so viel Geld wieder verlustbringend in Kohlen- und Kupferbergwerken etc. gesteckt, wie viele hundert Millionen wären dann einem Einzigen verblieben! Der abnorme Reichtum von Rothschild oder Krupp, welcher letztere allerdings stark überschätzt zu werden scheint, resultiert lediglich aus ihrer Fähigkeit damals, ihre immer stärker anwachsenden Geschäfte ohne fremde Hilfsquellen durchhalten zu können. Infolgedessen brauchen sie aber nicht zu teilen und stehen singular da.

Als in den fünfziger Jahren die Kreditmobilienperiode begann, wurden die heute noch groß dastehenden Banken eigentlich erst durch die bestehenden Welthäuser alimentiert. Diese waren zum Teil schon Vermögensverwaltungen geworden und wollten sodann auch sich die immer selbständiger auftretende Geschäftslust des Publikums zu Nutze machen. Wer sich die Dividenden z. B. der Diskontogesellschaft und der Österreichischen Kreditanstalt seit ihrer Gründung (1851 und 1855) bis 1900 ansieht, der wird leicht ausrechnen können, welche schöne Verzinsung ihm ein so langjähriger Besitz gebracht hätte, notabene bei der breitesten Verkäuflichkeit dieser Aktien. Im Grunde hat es also keine besseren Anlagewerte gegeben. Und nun male man sich nur diese beiden Großinstitute als Privatfinanz aus! Welches neue Übergewicht an Krösussen würden wir infolgedessen gehabt haben. Es ist richtig, daß solche Aktiengesellschaften gegründet wurden, weil die Privatmittel sogleich nicht da waren, aber allmählich wäre es auch „so" gegangen.

Dieser Übergang der persönlichen Intelligenz zur mehr mechanischen Handhabung der Geschäfte, mittelst des Großkapitals, hat zur Hebung zahlloser Vermögen jedenfalls seit Dezennien außerordentlich beigetragen. Und ohne diesen sich so oft erneuernden Reiz wäre auch kaum der Mut vorhanden gewesen, sich immer wieder bei neuen Industrieunternehmungen aktienmäßig zu interessieren. Je zahlreicher die Millionen waren, welche auf solche Weise einer Handvoll bereits überreicher Männer entrannen, desto besser war es für unsern Arbeitsmarkt. S. v. H.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Heckscher, Verlag von Alfred Janssen, Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), alle in Hamburg.

Digitized by Google

Nr. 23 I. Jahrgang

„Litterarischer Anzeiger" des Lotsen

Verlag und Geschäftsstelle: Alfred Jansen, Hamburg, Kaiser Wilhelmstr. 76.
Tel.: I, 388. — Erfüllungsort: Hamburg.

Soeben erschien:

Einsamkeit

Die Geschichte eines reinen Thoren
von
Richard Huldschiner.
Mit Umschlagzeichnung von Carl Moser.

2 Mark.

Verlag von Alfred Jansen in Hamburg.
Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Soeben erschien:

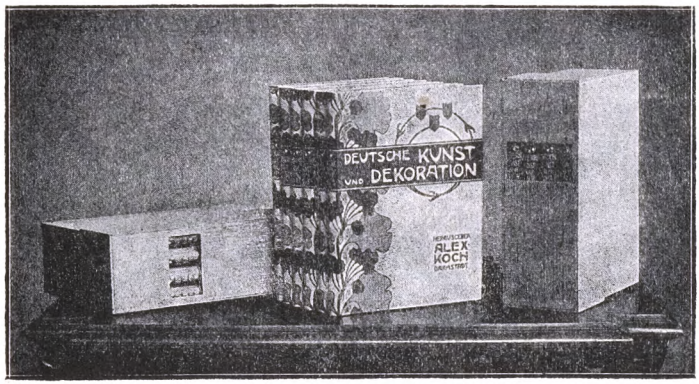
Schicksale

Novellen von
Wilh. Poeck

INHALT: Junge Leiden. — Felicitas. — Im Schatten. — Knechtsehre.

2 Mark.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.



Deutsche Kunst und Dekoration

Thatsächlich verbreitetste Zeitschrift für angewandte Kunst.
Moderne Wohnungs-Ausstattung und -Schmuck, Malerei, Plastik, Architektur, Möbel, Tapeten, Teppiche, Keramik, Kunstverglasungen, Buchschmuck, Stickereien, Frauenschmuck.
Schnellste Bekanntmachung von Ausstellungen mod. Künstler.
Reichhaltigstes Vorbilder-Material für alle Künste (jährl. 800 Illustr.)
Hinsichtlich mustergiltiger Buch-Ausstattung unübertroffen.
Hochinteressant für Künstler, Kunstfreunde u. jeden Gebildeten.

Rapider Abonnenten-Zuwachs im In- und Ausland.
Probe-Semester-Abonnement (6 reichillustrirte Hefte) Mk. 10.— (Ausland Mk. 11.—). Jahrgang I—III = 6 starke Semesterbände à Mk. 12.—. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes oder direkt von der Verlags-Anstalt in Darmstadt. Beginn des Jahrganges am 1. Oktober. Probeheft Mk. 2.50, Prospekt gratis.

VERLAG ALEX. KOCH DARMSTADT

Digitized by Google

HAMBURG.

Orchester 40 Musiker. ✹ Orchester 40 Musiker.

Théâtre Variété I. Ranges.

Bevorzugter Aufenthalt
des vornehmen
Hamburger Familien-Publikums
und der Fremden.

Spieldauer: September-Mai.

Monatlich wechselndes Programm.

Näheres die Tageszeitungen.

Anfang an Wochentagen 8 Uhr, an Sonn- und Feiertagen 7½ Uhr.

Billet-Vorverkauf bei H. Käse, Alsterarkaden, und im Theaterbureau.

Das Hansa-Theater ist in nächster Nähe sämmtlicher Bahnhöfe gelegen. Ende der Vorstellungen gegen 11 Uhr; den auswärtigen Besuchern ist somit Gelegenheit geboten, noch die Abendzüge zu benutzen.

Digitized by Google

Familienheim für Erholungsbedürftige

Dr. Schwartz, Arzt
Bad Oldesloe i. H.

IN NEUEN FORMEN
entwirft und liefert
Architekt J. Oltmanns
Alterwall 12
Stadt- und Landhäuser
mit vollständiger künstlerischer Ausstattung.
Behagliche Wohnräume.
Einzelne Möbel.

Verlagsanstalt und Druckerei

A.-G. vormals J. F. Richter
in Hamburg
Grosse Bleichen 33
empfiehlt ihre
Photochemigraphie und Xylographie
sowie
Galvanoplastik und Stereotypie
zur Anfertigung von
Autotypien
Zinkätzungen
Holzschnitten
Zeitungs-Clichés
in vorzüglicher Ausführung zu mässigen Preisen.
Kostenanschläge bereitwilligst.
Telephon I, No. 16 und No. 6229

Unentbehrlich
für jeden Gebildeten, der sich über die litterarische Bewegung des In- und Auslandes auf dem Laufenden halten will, ist
Das litterarische Echo
Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde
Herausgeber
Dr. Josef Ettlinger
Dritter Jahrgang

„Unentbehrlich ist ein oft „missbrauchtes Wort, aber „ich glaube hier doch „sagen zu dürfen, dass „Das litterarische Echo „für den, der sich für die „Litteratur interessiert und „mit ihr beschäf- „tigt, wirklich **unentbehrlich** „ist. – (*Tägliche Rundschau.*)

„Namentlich für den Deut- „schen im Aus- „lande geradezu **unentbehrlich** (*Der ostasiatische Lloyd*)

„ . . . Das litterarische „Echo, das sich in den zwei „Jahren, die seit seiner „Gründung verflossen sind, „eine feste Stellung erwor- „ben hat und in „der That bereits **unentbehrlich** „genannt werden kann." (*Norddeutsche Allg. Zeitung.*)

Das litterarische Echo
ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes sowie durch alle Postanstalten.
Postzeitungspreisliste No. 4489.
Vierteljahrspreis:
Im Inland M. 3,—; im Ausland M. 4,—
Probenummern
versendet auf Verlangen
kostenfrei
der Verlag
F. Fontane & Co.
Berlin W. 35.

Die Hilfe
National-soziale Wochenschrift
Herausgeber **Friedr. Naumann-Berlin.**
Viertelj. M. 1.50 durch Post u. Buchhandel.
Bei Hamb. Centralagentur (St. Pauli, Thalstr. 67a, 2. H. pt.) M. 1.25 frei Haus.

Digitized by Google

Hamburg-Amerika Linie

Direkter deutscher Post- und Schnelldampferdienst

Hamburg - Newyork

via Southampton und Cherbourg.

Hamburg - Newyork
Hamburg - Frankreich
Hamburg - Belgien
Hamburg - England
Hamburg - Portland
Hamburg - Baltimore
Hamburg - Boston
Hamburg - Philadelphia
Hamburg - Galveston
Hamburg - New-Orleans
Hamburg - Venezuela
Hamburg - Westindien
Hamburg - Mexico
Hamburg - Canada
Hamburg - Ostasien
Hamburg - Nordbrasilien
Genua - La Plata
Stettin - Newyork
Newyork - Mittelmeer
Newyork - Ostasien
Orientfahrten
Nordlandfahrten

ferner mit den Dampfern der **Deutschen Ostafrika-Linie**

Hamburg - Ostafrika

und mit den Dampfern der **Hamburg-Südamerikanischen D.-G.**

Hamburg - Brasilien
Hamburg - Argentinien
Hamburg - Uruguay

Oceanfahrt circa 6 Tage.

Nähere Auskunft ertheilt die

Hamburg = Amerika Linie

Abtheilung Personenverkehr,
HAMBURG, Dovenfleth 18—21,
sowie deren Vertreter.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Max Walther in Hamburg.
Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

I. Jahrgang 16. März 1901 Heft 24

Münsterberg
P Germ 270.2

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für Deutsche Kultur

Inhalt:

	Seite
Das deutsche Konsularwesen I. Ein Patriot	777
Gedanken bei Böcklins Tode. Gustav Schiefler	782
Toynbee-Hall in Hamburg. Hertz-Heckscher	788
Gedichte. Wilhelm von Scholz	790
Der Erbe. Maximilian Fuhrmann	792
Die Zukunft der Straßenbahnen I. Gustav Cohn	793
Zwei Briefe Klaus Groths. Ferdinand Tönnies	800
Architektur an der Bergstraße. Wilhelm Holzamer	804
Portugal. S. v. H.	808
Bemerkungen	812

Redaktion: C. Mönckeberg und Dr. Heckscher
Verlag: Alfred Jansen, Hamburg

Bezugspreis 5 Mark vierteljährlich. Ein einzelnes Heft 50 Pfennig.

Digitized by Google

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur

erscheint 52 mal im Jahr, am Sonnabend.

Der Abonnementspreis beträgt **Mk. 5.—** für das Vierteljahr, Ausland **Mk. 6.50.**

Einzelne Hefte kosten **50 Pf.**

Die Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements-Bestellungen entgegen.

Adresse der Redaktion: **Hamburg, Kaiser Wilhelmstraße 76 II.**

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden im Falle der Ablehnung nur zurückgesandt, wenn das Rückporto mitgeschickt ist.

Es wird gebeten, wegen Besprechung neuer Werke vorher bei der Redaktion anzufragen. Für unverlangt eingesandte Werke wird jede Verantwortung abgelehnt.

Für Unterredungen ist eine vorherige Ansage Telephon (I. 388) — erwünscht.

Nachdruck der Beiträge ist verboten.

Von den Mitarbeitern des „Lotsen" seien erwähnt

Dr. Th. Achelis-Bremen Prof. G. Adler-Kiel Hermann Bahr-Wien · Peter Behrens-Darmstadt — Ed. Bernstein-London Prof. E. Bethe-Basel — Dr. Albr. Bethe-Straßburg — Prof. Blondel-Paris — Helene Böhlau-München Prof. Braun-Straßburg · Prof. Brentano-München · Prof. Breysig-Berlin — Dir. Brinckmann-Hamburg · Carl Bulde-Altona Dr. H. Bulthaupt-Bremen H. St. Chamberlain-Wien — Prof. Cohn-Göttingen · Prof. Dessoir-Berlin Prof. Ehrenberg-Rostock — Dr. H. Embden-Hamburg — Otto Ernst-Hamburg Dr. E. Ertl-Graz Gustav Falke-Hamburg · C. Ferdinands-Bonn · Prof. Foerster-Berlin — J. Folnesics-Wien Ilie Frapan-Zürich · Georg Fuchs-Darmstadt · Maximilian Fuhrmann-Altona — Dr. Joh. Geffcken-Hamburg Paul Geisler-Posen Dr. R. Graul-Leipzig · Leo Greiner-München — Hauptmann Dr. Günther-Bern — Landesrat Hansen-Kiel Ernst Hardt-Athen Prof. Hasbach-Kiel — Professor Hensel-Heidelberg — L. von Hofmansthal-Wien W. Holzamer-Heppenheim S. v. H.-Frankfurt — Dr. J. Jastrow-Charlottenburg — Max Kalbeck-Wien Direktor Kautzsch-Leipzig — Wolfgang Kirchbach-Berlin — Prof. Koester-Leipzig — Dir. Kraepelin-Hamburg Gustav Kühl-Berlin Lothar von Kunowski-München — Prof. Lamprecht-Leipzig — Prof. Lange-Tübingen Dr. C. F. Lehmann — Dr. F. von der Leyen-München — Dir. Lichtwark-Hamburg — Detlev von Liliencron-Altona — Prof. Litzmann-Bonn · Prof. Lotz-München — Prof. Marcks-Leipzig — C. Ferd. Morawe-Darmstadt · Börries Frh. von Münchhausen-Windischleuba · Prof. Münsterberg-Cambridge (U. S. A.) Pfarrer a. D. Naumann-Berlin · Momme Nissen-Hamburg — Dr. C. Nörrenberg-Kiel — Herm. Obrist-München · Oda Olberg-Genua · G. Frh. von Ompteda-Dresden · Dr. M. Osborn-Berlin — Dr. G. Pauli-Bremen — Prof. Paulsen-Berlin · Dr. G. Pfeffer-Hamburg — Prof. v. Philippovich-Wien — Prof. Platter-Zürich · Dr. F. Poppenberg-Charlottenburg · Prof. W. Rein-Jena — Dr. Mil. Richter-Leipzig — E. Freiin von Richthofen-Karlsruhe — Prof. Rickert-Freiburg Prof. Riehl-Halle — R. M. Rilke-Schmargendorf — Peter Rosegger-Graz — Dr. Karl Schäfer-Bremen · Wilhelm Schäfer-Düsseldorf — Paul Scheerbart-Breege — Prof. Schmoller-Berlin — Prof. Schneegans-Würzburg — Arthur Schnitzler-Wien — Wilhelm von Scholz-Konstanz — Paul Schultze-Naumburg-Berlin — Dr. G. Seelig-Hamburg — Dr. Arthur Seidl-München — Prof. Sering-Berlin — Franz Servaes-Wien — Camillo Sitte-Wien — Prof. Stein-Bern — Dr. Alex. Tille-Bonn — Prof. Ferd. Tönnies-Altona · Dr. H. Ubell-Graz — Prof. Waentig-Greifswald — Prof. A. Wagner-Berlin — C. von Wartenberg-Berlin — Sidney und Beatrice Webb-London — Dr. M. Wittich-Hamburg · Dr. W. Wittich-Straßburg — Prof. Wölfflin-Berlin — Dir. Woermann-Dresden — Prof. Zitelmann-Bonn.

Einbanddecken für den „Lotsen"

(Halbjahrsband)

sind zum Preise von **Mark 1.—**

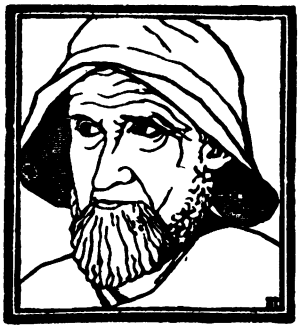
durch die Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen. Bestellungen werden baldigst erbeten.

Alfred Jansen

Hamburg, Kaiser Wilhelmstr. 76.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
PROF HUGO MÜNSTERBERG
OCT. 26. 1927

Digitized by Google



DER LOTSE

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur · Redigiert von Carl Mönckeberg und Dr. S. Heckscher

Kunst und Wissenschaft Volkswirtschaft und Politik

I. Jahrgang 16. März 1901. Heft 24

Das deutsche Konsularwesen

I

Friedrich der Große hat zum erstenmale, dem Beispiele anderer Staaten folgend, preußische Konsuln zum Schutze der preußischen Kaufleute und Seefahrer und im Interesse des Handels im Auslande ernannt. Bordeaux, Petersburg, Cette, Genua, Neapel, die kanarischen Inseln, Marseille, Nantes, Rotterdam, Cadix, Valencia, Nizza, Venedig, endlich Helsingör, London und Amsterdam sind die ersten Städte gewesen, in denen während der Regierung des großen Königs Konsulate für Preußen errichtet worden sind. Die Inhaber waren fast durchweg Kaufleute und zwar meistens Ausländer. Sie walteten ihres Amtes ohne Entgelt. Erst 1782 wurde die Erhebung gewisser Gebühren ausdrücklich genehmigt. Das erste Gesetz, welches das Konsulatswesen und die Gebühren einheitlich ordnete, ist für Preußen 1783 ergangen. Eine nachträgliche Ergänzung und Ausführung wurde durch das Reglement von 1796 vorgenommen, welches im Wesentlichen bis zum Jahre 1867 in Kraft geblieben ist. Es gab im Jahre 1792 erst 34 preußische Konsularämter, 1806: 71; 1824: 114; 1839: 200; 1853: 275; 1870: 446; 1887: 652; 1895: 578. Die im Jahre 1833 abgeschlossenen Zollvereinsverträge bestimmten, daß die Konsuln jedes der Vereinsstaaten der Unterthanen aller Mitglieder des Vereins sich annehmen sollten. 1853 beim Anschluß des Steuervereins an den Zollverein wurde diese Bestimmung wiederholt, und der Handelsvertrag mit Österreich vom Februar 1853 hat sogar vorgesehen, daß auch die Konsuln Preußens und Österreichs jederzeit für die Interessen beider Staaten einzutreten hätten. Dieser Thätigkeit der Konsuln eines bestimmten Staates für die Interessen eines anderen unabhängigen Staates wurden indessen bestimmte Grenzen dadurch gezogen, daß sie im Auslande immer nur für ein bestimmtes Land beglaubigt waren, und daß deshalb die fremden Behörden sich gelegentlich wenig um ihr Einschreiten für andere Unterthanen

Digitized by Google

kümmerten. Es entstand daher mit dem Erstarken des Zollvereins, besonders in den vierziger Jahren, der lebhafte Wunsch, Bundeskonsulate für den ganzen Verein zu errichten. Der im Frankfurter Parlament eifrig erörterte Gedanke ist indessen niemals zur Verwirklichung gekommen. Eifersucht der Einzelstaaten, der Mangel einer zentralen Bundesbehörde, Mangel an Verständnis und Interesselosigkeit an maßgebenden Stellen scheinen gleichzeitig daran die Schuld getragen zu haben. Jeder Vereinsstaat und erst recht die nicht dem Zollverein beigetretenen Länder behielten ihr eigenes Konsularwesen. Oft saßen an einem Ort die Vertreter mehrerer deutscher Staaten. Die Folge war nicht nur Schwäche ihres Ansehens, sondern auch die Thatsache, daß nur äußerst wenige Berufskonsuln von Seiten deutscher Staaten im Auslande unterhalten werden konnten. Der Mehrzahl nach vertraten Kaufleute fremder Staatsangehörigkeit die Interessen der deutschen Staaten.

Diesem von vielen Deutschen im Auslande als unwürdig und außerdem zweckwidrig empfundenen System wurde erst durch die Ereignisse des Jahres 1866 ein Ende gemacht. Die Verfassung des Norddeutschen Bundes übertrug die Regelung des Konsularwesens dem Bunde. Das Bundespräsidium sollte fortan an Stelle der Konsuln der einzelnen Staaten Bundeskonsuln setzen. In Ausführung dieser Bestimmung wurden Ende 1867 die ersten Bundeskonsularämter in Alexandrien, Beirut, Smyrna, Serajewo, Yokohama und Moskau errichtet. Die Einrichtung wurde während der zwei folgenden Jahre auf die ganze Welt ausgedehnt und der Konsulardienst der einzelnen Mitglieder des Bundes dadurch ersetzt. An Stelle des veralteten Reglements des 18. Jahrhundert trat am 8. November 1867 das neue „Gesetz über Amtsrechte und Pflichten der Bundeskonsuln und die Organisation der Bundeskonsulate." Zur Ausführung des Gesetzes erging am 15. März 1868 eine allgemeine Dienst-Instruktion.

Nach der Gründung des deutschen Reichs im Jahre 1871 gingen die Befugnisse des Bundespräsidiums auf den Kaiser über. Das Konsulargesetz vom 8. November 1867 wurde zum Reichsgesetz erklärt und nur an Stelle der Dienstinstruktion von 1868 erging eine neue vom 6. Juni 1871, die später in Einzelheiten mehrere Nachträge erhalten hat.

Dem neuesten Reichshandbuch zufolge besitzt das deutsche Reich konsularische Vertretung gegenwärtig in nicht weniger als 728 Orten der Erde. In 622 Plätzen besorgen Kaufleute mit verschiedenem Rang als Generalkonsuln, Konsuln, Vizekonsuln oder Konsularagenten die Geschäfte. In 106 Orten amtieren Berufsbeamte. Von ihnen bekleiden 32 das Amt des Generalkonsuls und führen zum Teil den Titel Gesandter oder Ministerresident. Die übrigen Berufskonsulate zerfallen in Konsulate, deren Inhaber oft den Rang als Generalkonsul besitzen, und Vize-Konsulate.

Diese Zahlen beweisen, daß das deutsche Konsularwesen während der verflossenen dreißig Jahre eine ansehnliche Ausdehnung erfahren hat. Insbesondere ist in den meisten wichtigeren Handelsplätzen zur Ernennung unparteiischer und uninteressierter Berufsbeamter als Konsuln an Stelle von

Digitized by Google

Handelsinteressenten geschritten worden, und wir sehen fast überall Ausländer in den Konsularposten durch deutsche Reichsangehörige ersetzt. Indessen dürfte ein Durchblättern der Konsularverzeichnisse und der im Handelsarchiv regelmäßig veröffentlichten Konsularberichte im Verein mit den Mitteilungen, die so häufig vom Auslande über das Wirken deutscher Konsuln in die Presse gelangen, starke Zweifel darüber entstehen lassen, ob das deutsche Konsularwesen in der That die Entwickelung genommen hat, die den Vätern der Gesetzgebung von 1867 und 68 vorschwebte, und ob die kürzlich im Reichstag geschehene Äußerung des Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes, wonach das deutsche Konsularwesen zu den besten der Erde gehöre, berechtigt ist.

Schon ein Blick auf die Verteilung der deutschen Berufskonsulate in den verschiedenen Staaten ist geeignet, Verwunderung zu erregen. Für die Geschäftswelt steht unter den Aufgaben des Konsuls von jeher natürlich an der Spitze, daß er dem Handel und Verkehr die Wege ebnet. Wenn er auch nicht allein neue Absatzmärkte für die Heimat erschließen kann, ist er doch oft in der Lage, wertvolle Winke zu geben und gelegentlich auch zu warnen. Er vermag ebenso, wie die Erfahrung gelehrt hat, dem Handel vorteilhafte Bezugs- und Absatzquellen zu bezeichnen. Man ist also unter diesem Gesichtspunkte von vornherein geneigt anzunehmen, daß die meisten Berufskonsulate, die ja in erster Linie für Förderung des Handels in Betracht kommen sollten, sich in den Staaten und Orten befinden, wo Deutschland die größten Handelsinteressen bereits besitzt, oder wo ihm besondere Hoffnungen winken.

Wie steht es nun damit in Wirklichkeit? Nach den vom auswärtigen Amte veröffentlichten Verzeichnissen unterhielt das deutsche Reich in einigen Haupthandelsgebieten die folgende Zahl von Berufskonsulaten:

	1885	1895	1900
Australien	1	1	1
Belgien	0	1	2
Brasilien	2	2	6
Britisch Indien	0	2	2
China	5	6	7
Egypten	2	3	3
Frankreich	3	4	4
Großbritannien	1	1	1
Japan	2	4	4
Italien	3	3	3
Kanada	0	1	1
Kapkolonie	1	1	1
Mexiko	0	0	0
Niederlande	1	2	2
Österreich-Ungarn	1	3	5
Rußland	8	8	10
Schweden-Norwegen	2	2	3

Digitized by Google

	1885	1895	1900
Schweiz	0	1	2
Spanien	1	2	2
Türkei	5	5	5
Vereinigte Staaten	5	5	6

Die stärkste Vermehrung der Berufskonsulate ist demnach in Brasilien, von zwei auf sechs und in Österreich-Ungarn von ein auf fünf, — wenn man Serajewo hinzurechnet, von zwei auf sechs — zu verzeichnen. In Belgien, der Schweiz und Britisch Indien, wo 1885 gar kein Berufskonsulat bestand, sind je zwei errichtet worden, in Kanada eines. Auch in Japan, China und Rußland sind je zwei Konsulate seit 1885 neu zu der Zahl der Berufskonsulate getreten. In den Vereinigten Staaten, in Frankreich, Belgien, Egypten und Schweden-Norwegen ist je eins dazugekommen. Unverändert ist dagegen die Zahl der Konsulate in Großbritannien, Italien, Australien, Türkei und der Kapkolonie geblieben. Mexiko endlich besitzt heute so wenig ein Berufskonsulat wie im Jahre 1885.

Es wäre interessant, einmal von der Konsulatverwaltung zu erfahren, nach welchen Grundsätzen eigentlich die Errichtung der Berufskonsulate und ihre Verteilung auf der Erde erfolgt ist. Bei Durchsicht der obigen Liste vermag man ein Prinzip beim besten Willen nicht zu entdecken. Deutschlands Ausfuhr nach Großbritannien ist von 1895 bis 1899 von 678 100 000 Mk. auf 851 000 000 Mk. gestiegen, die britische Einfuhr von 578 400 000 auf 777 100 000 Mark. Trotz der enorm gewachsenen wirtschaftlichen Beziehungen beider Länder und der ungeheuren Bedeutung, welche der englische Markt für uns besitzt, scheint aber an maßgebender Stelle noch immer das eine Berufskonsulat in London für ausreichend zu gelten. Weder in Liverpool noch in Southampton oder einem andern der englischen Welthäfen scheint man ein Bedürfnis nach einem Berufsbeamten für vorliegend zu erachten. Es nimmt anscheinend auch niemand Anstoß an der Dürftigkeit der Berichterstattung im Handelsarchiv über die Vorgänge im Wirtschaftsleben Englands.

Österreichs Einfuhr nach Deutschland hat sich im Zeitraum 1895 bis 99 von 525 400 000 auf 730 000 000 Mk. gehoben, die deutsche Ausfuhr nach ihm aber nur von 435 800 000 auf 466 000 000 Mk. und die Aussichten für ihre Steigerung sind bekanntermaßen sehr schlecht. Trotzdem hat man eine Vermehrung der Konsulate hier von ein auf fünf für notwendig erachtet. Das Gleiche ist bei Brasilien der Fall, wo die deutsche Ausfuhr im genannten Zeitraum von 75 200 000 auf 46 500 000 Mk. und die Einfuhr von 114 800 000 auf 91 000 000 Mk. gesunken ist. Man kann höchstens annehmen, daß bei Österreich andere als handelspolitische Zwecke maßgebend sind, und daß man in Brasilien durch Stützung des lange vernachläßigten deutschen Elements eine Förderung des sinkenden Handels erwartet. Unter andern Umständen hätte jedenfalls die Zahl der Berufskonsulate in Rußland und den Vereinigten Staaten entsprechend dem Vorgang in den genannten Ländern eine große Vermehrung erfahren müssen.

Digitized by Google

Ist doch die Ausfuhr nach Rußland von 220 900 000 auf 437 300 000 Mk., seine Einfuhr von 568 800 000 auf 715 900 000 Mk. gestiegen und die Einfuhr der Vereinigten Staaten von 511 700 000 auf 907 200 000 Mk., die Ausfuhr dahin von 368 700 000 auf 377 600 000 Mk. Im Verhältnis zur Zahl der Konsulate in Österreich, Brasilien, den Niederlanden, Belgien, Schweiz, Italien, Frankreich und Egypten erscheint unbedingt die Anzahl der Berufskonsulate in Rußland, den Vereinigten Staaten, vor allem in Japan, China, Australien, Kanada, Kapkolonie und Indien nicht ausreichend. Nach Egypten versendete Deutschland 1895 für 5 800 000, 1899 für 9700 000 Mk. Waren und bezog 1895 für 17 600 000, 1899 für 31 900 000 Mk. Wenn für einen so geringen Handelsverkehr drei Berufskonsulate für nötig erachtet werden, dann ist es nicht recht verständlich, warum in Mexiko gar keines besteht. Dorthin belief sich die deutsche Ausfuhr 1895 auf 16 300 000, 1899 auf 22 300 000 Mk.; die Einfuhr hat im ersteren Jahre 11 600 000, im letzteren 11 800 000 Mk. betragen, und nach dem Urteile aller Kenner bieten sich hier dem Handel große Aussichten. Auch in der Türkei müßte notwendig eine Vermehrung der Berufskonsulate eintreten. Wenn auch der deutsche Export dahin von 39 000 000 auf 32 600 000 Mk. gefallen und der Import nur von 22 100 000 auf 28 900 000 Mk. gestiegen ist, stellt doch dieses Gebiet nach allseitigem Urteil ein außerordentlich aussichtsreiches Feld für den Handel dar.

England verfährt jedenfalls bei der Verteilung der Berufskonsulate auf der Erde nach ganz anderen Grundsätzen als Deutschland. Es unterhält in der Türkei nicht weniger als 53 besoldete Konsularbeamte, in China gar 76, in den Vereinigten Staaten 26, in Japan 21, in Siam, wo Deutschland nur eine Vertretung besitzt, 18; in Rußland 11, in Italien 10, in Persien 9, in Brasilien 7, in Marokko, Spanien und Rumänien 6. In anderen Staaten sind dagegen nur je 1 bis 3 berufsmäßige englische Konsularbeamte thätig. Der Kaufmann wird kaum umhin können, diese Verteilung den wirtschaftlichen Aussichten der einzelnen Staaten für angemessener zu erachten, als die von Deutschland vorgenommene. In den Staaten, wo der Handel schon seit Jahren feste und sichere Beziehungen besitzt und geordnete, friedliche Verhältnisse bestehen, kommen offenbar Berufskonsulate für seine Förderung wenig in Betracht. Sie können ihm am meisten in noch unerschlossenen, mangelhaft regierten Gebieten nützen. Auf sie konzentriert denn auch England seine Kraft. Wenn es in Deutschland vier Berufskonsulate unterhält, statt des einen, mit dem sich Deutschland in England begnügt, so geschieht das wohl weniger, um seinen Handel direkt zu fördern, als Deutschlands Vorgehen auf handelspolitischem Gebiete und seine Entwickelung zu Nutz und Frommen seiner Interessenten aufs Genaueste zu beobachten. — In jedem Falle dürfte es der Mühe wert sein, deutscherseits Englands Grundsätze auf diesem Gebiete etwas eingehender, als es bisher im Allgemeinen geschehen zu sein scheint, zu studieren und daraus zu lernen.

Ende des ersten Stücks

Ein Patriot

Digitized by Google

Gedanken bei Böcklins Tode

Es ist ein schöner militärischer und studentischer Brauch, nach einem Leichenbegängnis mit klingendem Spiel oder unter dem Gesang fröhlicher Lieder vom Friedhofe zurückzumarschieren. Den Lebendigen, den Schaffenden ziemt es nicht, unfruchtbarer Trauer nachzuhängen. Selten aber wird es die Persönlichkeit des Bestatteten selbst sein, welcher wie ein Fanfarenbläser den in den Drang des Lebens Zurückkehrenden voranzuschreiten scheint, ein Anführer zu thatenfrohem, lebensmutigem Beginnen.

Böcklin ist ein solcher; er weilt, wenn auch gestorben, unter uns, ein unverlierbarer, unentreißbarer Freund, eine rauschende Quelle unversiegbarer Kraft. Nicht ein Erzieher: alles Lehrhafte war ihm fern; noch ein Vorbild: denn es wäre thöricht, ihn nachahmen zu wollen. Aber ein Anblick, der uns Stärkung und Verjüngung spendet, wie das Anschauen der Natur selbst. Von ihm lernen? doch, das können wir gewiß. Auch die Eiche im Knick draußen vermag uns Lebensweisheit zu verkünden. Unbekümmert um den Wind, der an ihr zaust, und den Schnee, der zur Winterszeit auf ihr lastet; ohne der Vögel, die in ihr nisten, und des anderen Getiers zu achten, welches in ihr auf- und absteigt und sich von ihr nährt, schafft sie Zelle auf Zelle, und baut sich selbst empor. Weil sie nur dem Gesetz ihrer Natur gehorcht, welches in ihrem Safte lebendig ist, wurde sie zu dem Baume, der in seiner Eigenart weithin erkennbar ist: ein Gebilde, dessen ureigenes Wesen sich ebenso wie im Ganzen seiner Erscheinung, so auch in den einzelnen Gliedern ausspricht: es ist das Geheimnis des Stils.

So auch ist Böcklin geworden; in jeder That seines Lebens, in jedem Augenblick seiner Entwickelung sich selbst treu: ein Künstler-Charakter, der einem Naturphänomen gleicht. Trotz der unendlichen Mannigfaltigkeit seiner Werke wird ihre Gesamtheit durch ein inneres Band, seinen Stil, zusammengehalten. Das ist eine der Ursachen der überwältigenden Macht seiner Wirkung. Möchte uns die Kraft gegeben sein, ihre Erkenntnis als ein Vermächtnis zu empfangen und bewahren zu können.

Das wäre ein Gewinn, der für uns die Blüte einer neuen Kulturepoche bedeutete. Es ist gesagt worden, Kultur sei die Einheit im Empfinden, Denken und Handeln eines Volkes; wollte ein jeder sich die Mühe geben, in seinem Leben und Handeln, in seinem Denken und Schaffen seine persönliche Veranlagung zur Geltung zu bringen, so hätte unser Leben einen nationalen Stil. Denn trotz der Mannigfaltigkeit der Einzelformen würde der deutsche Geist in seiner Originalität das Ganze beherrschen.

Wir stehen vor Böcklins Kunst wie vor einem Rätsel. Wohl ein jeder hat es erfahren, daß die erste Berührung mit ihr unbequem war; man konnte sich mit dem Neuen nicht abfinden. Aber Alle, welche sich dadurch nicht abschrecken ließen, spürten bald den Zauber seiner künstlerischen Persönlichkeit. Worin dieser Zauber besteht? Es wäre ein Unglück, wenn sich diese Frage klipp und klar beantworten, das Rätsel sich lösen ließe. Denn ein Kunstwerk, dessen Wirkung sich verstandesmäßig bis ins Kleinste begründen und erklären läßt, ist tot; die Tiefen der

Digitized by Google

Seele, aus welchen der Genius schöpft, müssen geheimnisvoll sein, wenn in seinem Werke das Kunstbedürfnis der Menschheit Befriedigung soll finden können.

Es ist schon oft gesagt worden, in Böcklin sei der antike Geist wieder erstanden. Der Schluß wird aus Äußerlichem gezogen. Die Wiederbelebung von Fabelwesen, wie sie das Altertum ersonnen, und die Vermenschlichung der Naturkräfte genügten schon zur Feststellung jener Verwandtschaft. Andere erblickten in seinen Naturschilderungen die Verherrlichung jenes heiteren Lebensgenusses, in welchem nach der Vorstellung der Alten die Götter „droben im Licht wandeln". Mir scheint in tieferm Sinne ein solcher Vergleich gezogen werden zu können.

Friedrich Nietzsche hat in seiner Geburt der Tragödie nachzuweisen versucht, wie die griechische Kunst sich unter der Wechselwirkung zweier Kunsttriebe, nach seiner Ausdrucksart des Apollinischen und Dionysischen, zu ihrer in der attischen Tragödie erscheinenden höchsten Blüte entwickelt habe. Er bezeichnet die apollinische Kunstwelt als die des Traumes und die dionysische als die des Rausches. Das Reich der einen ist vornehmlich die Plastik mit der Klarheit ihrer vom innerlichen Auge geschauten Formen; die dionysische Kunstwelt ist die Musik.

Die höchste Frucht jenes künstlerischen Traumesschaffens in der griechischen Kultur ist die olympische Götterordnung, deren Figuren in den Marmorgestalten als Menschen von einer übersinnlichen Schönheit erscheinen: ihre Anschauung ist das Ergebnis einer fortlaufenden, sich steigernden Reihe von Neuschöpfungen des traumhaft-visionär schaffenden Genius, welcher sich diese Welt des Scheins gebiert, um die Schwere und die Leiden der wirklichen Welt ertragen zu können.

Das Wesen des Dionysischen erblickt Nietzsche in einem Rauschzustande, „ähnlich dem, wie er durch den Einfluß narkotischer Getränke oder durch das gewaltige, die ganze Natur lustvoll durchdringende Nahen des Frühlings im Menschen erzeugt wird." In der Steigerung der dionysischen Regungen „schwindet das Subjektive zu völliger Selbstvergessenheit dahin; der Bund zwischen Mensch und Mensch schließt sich wieder zusammen; selbst die entfremdete Natur feiert ihr Versöhnungsfest mit dem Menschen, welcher im Taumel seiner Empfindungen sich seines Zusammenhanges mit den ewig schaffenden Mächten der Welt, der Natur, mit Gott bewußt wird"; ein Bewußtsein und Empfinden freilich, die nicht mit Worten, sondern nur im Rhythmus und in Tönen ausgedrückt werden können.

Beide Kunsttriebe, der bildnerische apollinische und der unbildlich musikalische dionysische — so meint Nietzsche — reizten und befruchteten sich zu immer neuen Geburten, immer neuen künstlerischen Schöpfungen, bis sie endlich „gepaart das ebenso dionysische wie apollinische Kunstwerk der attischen Tragödie erzeugen." So entsteht die klar durchsichtige, anschauliche Darstellung des dramatischen Hergangs im Dialog, umwoben, umhüllt, umrauscht von den musikalischen Rhythmen des Chorgesangs, welche ihrerseits doch wieder über die Vorgänge auf der Bühne ein geheimnisvolles Licht verbreiten und ihren tieferen Sinn zu offenbaren wissen.

Digitized by Google

Auch bei Böcklin, so scheint mir, hat sich eine Vereinigung jener beiden Kunsttriebe vollzogen. Dadurch erklärt sich die Wonne des Anschauens, die man vor seinen Bildern empfindet, in Verbindung mit dem unaussprechlichen Sehnen, das sie im Herzen erwecken. Die Natur, die er schildert, und die Gestalten, welche sie bevölkern, sind von einer durchsichtigen Klarheit der Form, einer Klarheit, welche nicht nur die äußere Erscheinung überstrahlt, sondern auch den innern Kern zu enthüllen scheint. Die helläugige Heiterkeit der Olympier ist über sie gebreitet; die antike Ganzheit des Wesens spricht aus ihnen. Die Frühlingslandschaften in ihrem Sonnenglanz, der melancholische Ernst des Herbstes, die Tritonen und Najaden des Meeres, die Krieger, welche das erzene Gottesbild anbeten, die gemessen schreitenden Priester, die tanzenden Jungfrauen, die in den heiligen Hainen und auf den seligen Inseln den Göttern dienen, und Maria, wie sie den toten göttlichen Sohn in unermeßlichem, gramvollem Schmerze küßt, das alles ist mit hellsehendem Auge geschaut, so wie uns in begnadeten Träumen die Bilder schönerer Welten erscheinen. Böcklin äußert selbst einmal, daß er das Bild, an welchem er arbeite, in der Nacht im Halbwachen fast wie in einer Vision ganz klar im Geist gesehen habe. So wird die Darstellung in ihrer Durchsichtigkeit unmißverständlich, wie die verklärte Spiegelung der Natur in einem hellen Gewässer: wie der Dialog im sophokleïschen Trauerspiel. Und zwar auch dann, wenn wie etwa im Prometheus, die Zeichnung der Form verschwommen erscheint; sie ist auf das Exakteste empfunden und nur in der Ausführung unterdrückt, um in der Phantasie des Beschauenden den Eindruck des Visionären zu erhöhen.

Man erzählt von einem klaren Brunnen, dessen Grund trotz der Durchsichtigkeit des Wassers dem Auge entzogen bleibt. So haben Böcklins Bilder bei aller Klarheit ihres Inhalts eine unergründliche Tiefe. Ein jedes rührt an den Zusammenhang des Menschen mit der Allmutter Natur. Das Größte und Einfachste in der Welt ist dem Künstler als Stoff seiner Darstellung gerade recht: das Meer, die Erde, die Sonne sind die Themata, die er variiert; das Wirken des Wassers und die Macht des Feuers sind die Motive, die er nicht müde wird in herrlichen Sätzen zu instrumentieren. Man hat oft die überflüssige — weil selbstverständliche — Bemerkung gemacht, Böcklin sei nicht nur Maler, sondern auch Dichter. Das Wichtigere ist, er ist auch Musiker. Seine Töne sind die Farben, und in ihren Akkorden, in ihren Dissonanzen und Harmonieen offenbart sich der dionysische Künstler.

Der Urgrund seines Schaffens ist also nicht jene klare Vorstellung, wie bei der rein-apollinischen visionären Traumerscheinung, sondern eine Fülle drängender Empfindungen. Schiller sagt einmal über den psychologischen Vorgang seines dichterischen Schaffens: „Die Empfindung ist bei mir Anfangs ohne bestimmten und klaren Gegenstand; dieser bildet sich erst später. Eine gewisse musikalische Gemütsstimmung geht vorher, und auf diese folgt bei mir erst die poetische Idee.“ Und ähnlich äußert sich Böcklin: „Wenn man ein Bild verkörpern will, hat man zuerst einen

Digitized by Google

unbestimmten Eindruck und sucht diesen immer mehr zu fixieren und dafür eine gute Form zu finden."

Daß dieser „erste Eindruck" auch bei Böcklin mit Rhythmus und musikalischen Empfindungen in engstem Zusammenhang stand, wird man mit Recht annehmen dürfen. Wir wissen, daß die Idee zur Basler Pietà direkt auf die Wirkung zurückzuführen ist, welche Allegris Miserere auf den Künstler geübt hat. Der große Anteil, welchen die Welt der Töne an Böcklins künstlerischem Schaffen hat, spricht schon rein äußerlich oft genug aus dem Inhalt seiner Bilder. Vor allem liebt er es, singende Menschen darzustellen. Nicht den kunstvollen Vortrag des Virtuosen oder das einsame Lied am Klavier, sondern den rauschbegeisterten Sang frühlingstrunkener Jünglinge und Mädchen. „Das Frühlingslied" ist ein oft wiederkehrender, wenn auch nicht vom Künstler selbst gewählter Titel seiner Bilder.

Schick referiert in seinem von Tschudi herausgegebenen Tagebuch unter dem 28. Oktober 1868:

> „Bei den waldigen Abhängen in Arlesheim erinnerte sich Böcklin eines wunderschönen Frühlingsabends, den er dort erlebt. Die Wiese üppig voller Blumen, die Bienen summend und drei Mädchen Arm in Arm singend über die Wiese gehend."

Die Wiedergabe dieses Eindrucks ist bekannt; die Mädchen singen aus voller Brust; der weitgeöffnete Mund wird manchem befremdlich und anfangs unschön erscheinen. Verständlich ist das Bild nur der Jugend und dem, der sich ein jugendliches Herz bewahrt hat; man hört den Widerhall der Klänge, welche die Dionysoschöre in den Bergen Thrakiens erschallen ließen.

Ein brauner Knabe mit schwarzem Haar, nackt, mit aufgerichtetem Oberkörper im sonnbeglänzten Grase ausgestreckt, schmettert zur Mandoline mit weitgeöffnetem Munde seinen Sang zum blauen Himmel empor; ein Mädchen, seitlich rücklings gebeugt, steht daneben, vom blütenbedeckten Busch Blumen brechend. Gesicht und Hals, so weit sie der Luft ausgesetzt zu sein pflegen, sind vom Sonnenbrand gerötet, elfenbeinweiß drängen sich die jungen Brüste aus dem Mieder hervor, und auch sie jubelt aus vollem Halse ihr Evoë. Es ist ein Hymnus auf die unbesiegliche Lebenskraft und den Zeugungsdrang der sich stets verjüngenden Natur, in seiner selbstverständlichen Einfachheit von grandioser Keuschheit. Erst in der Farbe aber vollendet sich das Bild wie zu einem allegorischen Mythus. Das leuchtende Blau des Äthers, das helle Grün des Rasens mit seinen Frühlingsblumen, der dunklere Ton des Busches, dessen weiße Blüten in das Bild hineinduften, das lichte Blaugrün vom Kleide des Mädchens; der braune Körper des Jungen, das gesunde Rot des Mädchenkopfes, das Weiß des Halses und das flachsige Blond des gelösten Haares erwecken den Eindruck, als stiege die Sonne aus des Himmels Blau zur grünen Erde hernieder, um sie mit ihrem Gold und Silber zu befruchten.

Dabei ist die Farbe das Entscheidende, welches die tiefen Regungen des menschlichen Herzens in Bewegung setzt; in ihr beruht jener unerklärlich

Digitized by Google

geheimnisvolle Zauber der Böcklinschen Kunst, den man empfinden, aber — zu unserm Heil — nicht in Begriffe fassen kann.

* * *

In jenem — dionysischen — Verhältnis der Böcklinschen Kunst zur Natur liegt wohl auch der Schlüssel zur Beantwortung der naheliegenden Frage nach der Stellung des Künstlers zu der neuen Kultur unserer Tage. Böcklin ist kein „Moderner" in gewöhnlichem Sinne. Es wurde gesagt, daß er in den großen Ausstellungen des Jahres 1897 wie ein alter Meister gewirkt habe. Trotzdem fühlen sich die Jungen durch tausend Fäden mit seiner Kunst verknüpft. Diesen Fäden nachzugehen ist umso schwerer, als wir uns selbst über das Wesen unserer neuen Kultur noch nicht klar geworden sind. Moeller-Bruck, der Litteratur-Analytiker, will dieses Wesen in einer grundlegenden Veränderung des Rhythmus in unserem künstlerischen und ästhetischen Empfinden erkennen. Das ist eine Erklärung, die nicht mit dem Verstande begriffen, sondern nur mit den Nerven, gewissermaßen in den Fingerspitzen, gefühlt werden kann.

Wem sie nichts sagt, der wird kaum eine lebendige Vorstellung dessen haben, was wir neue Kultur nennen.

Jene Veränderung des Rhythmus vollzieht sich, wie mir scheint, namentlich in denen, welche das ästhetische Empfinden mit dem modernen praktischen Leben in Einklang bringen wollen, wie dieses in den politischen Gebilden der Gegenwart, in der Entwickelung des Verkehrs, in dem Aufschwung der Industrie, im Gerassel der Maschinen und in der Aufhebung der Entfernungen zurErscheinung kommt. Der klaffende Riß zwischen dem Werktagstreiben und dem Kunstgenuß im Sonntagsrock muß überbrückt werden, wenn wir überhaupt wieder eine Kultur — Einheit des Stils im Denken, Handeln und Empfinden — haben wollen. Die Quellen ästhetischer Freude, welche unter dem Schutt der Vorurteile auf allen Gebieten des Lebens sprudeln, müssen neu entdeckt werden; man darf die heutige praktische Werktagskleidung nicht mehr als einer künstlerischen Behandlung unwürdig erachten, muß vielmehr bemüht sein, das tägliche Leben, selbst das offizielle, ernste Arbeitsleben mit dem Schimmer künstlerischen Schmuckes zu verklären.

Die echten Träger der heutigen wahrhaft modernen Kunst und Litteratur sind an der Arbeit, diese Aufgabe zu lösen, und haben darum oft genug den Vorwurf hören müssen, sie trieben einen Kultus des Häßlichen.

Zu diesen Künstlern gehört Böcklin nicht. Er ist den Zeitströmungen entrückt und über sie erhaben. Zu manchen Begleiterscheinungen der modernen Entwickelung steht er sogar in entschiedenem Gegensatze. Die Feinde dieser Entwickelung werden bei der Lektüre der Schickschen Aufzeichnungen hin und wieder glauben, es dürfe ihnen das Herz im Leibe lachen. Auch auf den Naturalismus schilt er; er erhebt den Anspruch, die Natur nach dem Plan des von ihm gewollten Eindrucks zu meistern.

Die Überzeugung der jungen Künstler, Böcklin sei einer der Ihren, muß also auf etwas Anderem beruhen.

Digitized by Google

Das Wichtigste ist, daß Böcklin ein durchaus ursprünglicher Mensch war. Er löste sich von der Tradition und wußte der Welt etwas Neues in durchaus neuen Formen zu sagen. Er besaß einen besonders stark ausgesprochenen persönlichen Stil und unterschied sich durch diesen Stil von allen bisher gewesenen Künstlern. Solche Naturen sind zu allen Zeiten, wann sie auch leben, in höherem Sinne modern, d. h. nicht der Mode unterworfen, sondern in ihrer Zeit lebendig.

Aber auch der geistige Inhalt der Böcklinschen Kunst steht mit der neuentstehenden Kultur in engstem Zusammenhang: diesen Inhalt bildet die Naturauffassung des Künstlers.

Jede neue Kultur — soll sie lebenskräftig bestehen — verlangt einen engen Anschluß an die Natur. Dieser Anschluß kann verschieden sein: Rousseau suchte an die Einfachheit ursprünglicher Naturzustände anzuknüpfen; die englischen Präraphaeliten legten, indem sie im Großen der Kunstauffassung der Quattrocentisten folgten, ein wesentliches Gewicht auf die Erfassung der kleinen Formen in der Natur; heute ist es ein größerer, ein ganz großer Zug: die Wissenschaft hatte, so weit es in ihrer Macht lag, die Naturkräfte zu erkennen und zu zergliedern gesucht; die Nähe des Beobachtungspostens, der dabei eingenommen werden mußte, hatte die Auffassung zu einer ungroßen gemacht; der Mensch fühlte sich zu sehr als souveräner Herr der unterworfenen Welt. Als man sich der Grenzen der Erkenntnis bewußt wurde, und den Standpunkt der Betrachtung zurückverlegte, wuchsen die Phänomene wieder zu einer beherrschenden Größe, vor welcher sich die Menschheit ehrfurchtsvoll beugt. Die Naturkräfte und die Naturtriebe, die Gesetze, welche die Entwickelung der Welt bestimmen, und denen sich weder Mensch noch Tier entziehen kann, erscheinen gleichsam wieder wie sonnenumglänzte personifizierte Symbole der Gottheit, und indem sich die neue Kultur einer positiven freudigen Lebensbejahung zuwendet,stimmt sie in den dionysischen Lobgesang auf jene Naturkräfte ein.

Das ist der Berührungspunkt, in welchem sie sich mit der Böcklinschen Kunst eins fühlt. Böcklins Naturschilderung ist ein Hymnus auf die Naturkräfte.

Böcklin ist ein kerniger, urgesunder Mensch, und so ist auch seine Auffassung der ihn umgebenden Welt eine gesunde. Diese Auffassung tritt in allen seinen Werken hervor und übt eine überzeugende Wirkung. Ihm ist die Natur kein sentimentales Stimmungsobjekt; er erblickt in ihr die schaffende Macht, das sich ewig neu gebärende Leben, und so personifizieren sich ihre Kräfte in seinen Bildern zu lebensvollen Gestalten. Sie sind keine künstlichen Präparate, sondern saftstrotzende Wesen, welche wirklich und wahrhaftig leben, und ihr Leben verteidigen, erhalten und fortpflanzen wollen. Der Erhaltungs- und Fortpflanzungstrieb ist in der ganzen Natur das zwingende Gesetz; das Wirken der Natur besteht in einer ununterbrochenen Reihe von Zeugungen und dieses, Generation auf Generation schaffende Leben der Natur ist der hehre mächtige Ton, welcher das Werk Böcklins durchklingt. Es ist das hohe Lied einer reinen und edlen Sinnlichkeit. Nicht als ob Böcklin bewußt gerade dieses Lied habe

Digitized by Google

anstimmen wollen; es liegt im Klang seiner Stimme, er kann nicht anders; er ist das Gefäß, aus welchem der erdentquollene Trank überläuft.

Jede Unkeuschheit, jede Zweideutigkeit ist ihm fern. Allem, was wie eine verhüllte Andeutung von Lüsternheit aussehen könnte, geht er mit Widerwillen aus dem Wege. Er verzichtet einmal in der Komposition eines Bildes auf die beabsichtigte Darstellung der Überraschung einer Nymphe durch einen jugendlichen Faun, um den Gedanken an eine nun kommende Liebesszene zu vermeiden. Darum ist die Nacktheit seiner Bilder durchaus sittlich und kann von niemandem, der reinen und großen Herzens ist, anstößig empfunden werden. Es gab eine Zeit, die dem Geiste des Künstlers so fremd war, daß sie auch dies nicht verstand. Die Verwaltung der Nationalgalerie lehnte das für sie gemalte, jetzt im Besitz des Musikalienverlegers Simrock befindliche Bild, welches einen Tritonen und eine nackte auf einem Felsen liegende Nereïde darstellt, ab, weil die unbekleidete weibliche Gestalt das Schamgefühl verletze; einem Böcklinschen Bilde würde das heute nicht mehr begegnen können. Der Geist der Reinheit, der sein Kunstempfinden beherrscht und ihn in seiner Kunst die höchste und erhabenste Herrin erblicken ließ, tritt uns aus seinen Bildern wie eine lebendige Offenbarung entgegen; und jene Tagebuchblätter des ihm befreundeten Malers sind ein rührendes Zeugnis, mit welcher Treue und großherzigen Hingabe er dieser Herrin diente.

Dafür, wie weit wir noch von jener Einheit des Stils im Handeln, Denken und Empfinden entfernt sind, welche das Merkmal nationaler Kultur ausmacht, ist es ein beklagenswerter Beweis, daß dieser Mann ins Grab sinken konnte, ohne daß das offizielle Deutschland von seinem Tode Notiz nahm. Die Gedenkfeiern, welche in den großen Städten gehalten wurden, mußten von privater Seite aus veranstaltet werden, und in Rom glaubte die deutsche Gesandtschaft dem großen Toten genug zu thun, wenn sie einen Leutnant zur Trauerfeier entsandte.

Hamburg Gustav Schiefler

Toynbee-Hall in Hamburg

An die Redaktion des „Lotsen"

Meine geehrten Herren!

Sie haben in No. 19 Ihres Blattes einen Artikel aus der Feder des Herrn Dr. Heckscher veröffentlicht, in welchem auf eine in der Bildung begriffene Unternehmung nach Art der englischen University Settlements hingewiesen wurde. Da ich annehme, daß Ihre Leser nicht abgeneigt sind, hierüber Näheres zu erfahren, so bitte ich Sie, die folgende kurze Darstellung, die lediglich als Signal ins Land aufzufassen ist, zum Abdruck zu bringen.

Digitized by Google

Schon seit einiger Zeit gab sich bei einer ganzen Anzahl namentlich junger Leute das lebhafte Bestreben kund, aus persönlicher Anschauung das Leben des Arbeiters, seine materiellen und geistigen Bedürfnisse kennen zu lernen. Allein es fehlte die Kenntnis des richtigen Weges, es fehlte auch an Einheitlichkeit und Zusammenschluß. Beides ist jetzt gefunden. Auf Anregung und unter Leitung unseres Senators Dr. Traun, über dessen praktische Erfahrung auf dem fraglichen Gebiete ich kein Wort hinzufüge, hat sich ein vorbereitendes Komitee gebildet, welches die nötigen Geldmittel beschaffen und die Mitarbeiter, soweit nicht bereits geschehen, gewinnen und sodann umgehend mit der Arbeit beginnen wird.

Die Grundgedanken sind folgende: Als erste Bedingung des Gelingens erscheint uns, daß wir, die Mitarbeiter, in die Arbeiterviertel hineingehen und dort unsere Niederlassungen gründen. Dieser Gedanke ist ja nicht neu, sondern stammt aus England, wo insbesondere Toynbee-Hall, über welche auch die kürzlich erschienene Schrift unseres Mitarbeiters W. Classen (Soziales Rittertum in England) näheres berichtet, vorbildlich sein kann. Natürlich kann man da nicht einfach kopieren, und so weicht auch das, was wir in den Niederlassungen bieten wollen, erheblich von dem englischen Vorbild ab.

Im Auge zu behalten ist, daß unser Ziel lediglich die Herstellung persönlichen Verkehrs mit den Arbeitern und Gewinnung gegenseitigen Vertrauens ist, unter entschiedener Ablehnung aller religiösen und politischen Zwecke. Daraus folgt einmal, daß alle Veranstaltungen im Wesentlichen Mittel zum Zweck sind, und zweitens, daß alle Arbeiten von den Mitarbeitern selbst gethan werden.

Unsere einzelnen Veranstaltungen in der Niederlassung sind folgende: Allwöchentlich sollen von uns Vorträge oder Referate gehalten werden, welchen eine Debatte folgt. Gerade die letztere kann und wird dem Arbeiter und uns, wenn das erste Mißtrauen von jener Seite überwunden ist, Gelegenheit geben, frisch von der Leber weg zu reden und einen Einblick in die Welt des Andern zu gewinnen. Ferner soll allwöchentlich ein Spielabend abgehalten werden; hauptsächlich ist an Schachspiel gedacht. Um auch mit einem größeren Kreise, als es die Debattier- und Spielabende verstatten, in Berührung zu kommen, wollen wir an den langen Sonntagnachmittagen des Winters Konzerte, Vorlesungen und andre edle Unterhaltungen veranstalten. Gerade die Sonntage sind auch geeignet, die schulentlassene Jugend zu sammeln; wir wollen ihr in von uns geleiteten Lehrlingsvereinen Gelegenheit zu gemeinschaftlicher Erholung und Unterhaltung geben.

Ferner scheint uns, daß vor Allem auch dem erwachsenen Arbeiter ein guter Rat und eine Auskunft über die wichtigsten praktischen Fragen oft sehr teuer ist. Und so halten wir zur Vollendung des Ganzen eine allgemeine Auskunftsstelle für notwendig. Unmöglich ist es, schon im einzelnen zu bezeichnen, auf welche Gebiete sich die Auskunft erstrecken wird. Das alles wird die Praxis lehren. Gerade unsere gebildeten

Digitized by Google

Frauen werden in der Auskunftsstelle ein erwünschtes Feld der Wirksamkeit finden. Zweckmäßig erscheint uns endlich die Errichtung eines Lesezimmers, das vor Allem mit den bekanntesten Tagesblättern und Zeitschriften ausgerüstet sein muß.

So haben Sie in Kurzem ganz nüchtern und trocken ein Bild unserer geplanten Thätigkeit. Ich erspare es mir, an dieser Stelle die Notwendigkeit unserer Bestrebungen zu begründen oder auf die Einwände einzugehen, die man theoretisch und praktisch gegen unser Unternehmen erheben wird. Nur eins. Ein Weiser sagt: „Wer der Gerechtigkeit folgen will durch Dick und Dünn, muß lange Stiefel haben." Ich möchte sagen: auch wir bedürfen eines warmen Herzens, eines kühlen Kopfes und — langer Stiefel.

Zu weiterer Auskunft schriftlich wie mündlich stehen außer mir unsere Mitarbeiter Dr. O. Ruperti, Dr. W. Burchardt, Dr. E. Jaques und W. Classen Jedem gerne zur Verfügung.

Ihr sehr ergebener

Wilhelm Hertz Dr.

Hamburg, den 8. März 1901 — Harvestehuderweg 84

Wir bringen den Brief herzlich gerne zum Abdruck und fügen nur wenige Worte hinzu.

Ein neuer sozialer Geist bricht sich werbend und siegreich trotz aller Widerstände auch in Hamburg Bahn. Dafür ist dieses Unternehmen, das einer nahen Verwirklichung entgegengeht, ein weiteres untrügerisches Zeichen. Nur wenige Jahre zurück, und der Plan, eine Toynbee Hall, wenn auch den heimischen Verhältnissen angepaßt, inmitten der Hamburger Arbeiter-Viertel aufzubauen, wäre eitles Beginnen gewesen. In diesem Unternehmen, in der begeisterten schöpferischen Mitarbeit junger Akademiker, die unter den besten sozialen Verhältnissen aufgewachsen sind und leben, zeigt sich vor Allem, daß die jüngere Generation ein neues Ideal von der Universität in die Heimat bringt: hingebende Opferfreudigkeit, um unser sozial zerrissenes Volk einer sozialen Einheit näher zu führen.

Mehr und mehr sieht sich der öde Chauvinismus, das unfruchtbare Rassen-Protzentum von unseren Universitäten verdrängt. Nicht lange und wie vor den ruhmreichen Kriegen der Bismarckschen Zeit wird wieder das Sehnen nach einer Einheit die deutsche studierende Jugend erfüllen: zu der politischen die soziale.

S. H.

Haus bei Nacht

War das ein Ruf? — Das Haus ist tief und still
auf allen Gängen, allen Treppen dunkel.
Ich sehe meines eignen Blicks Gefunkel —
wie schreckt mich euer Schlaf, der mich umarmen will

Digitized by Google

O lange loschen eure Lampen aus,
kein Schritt mehr geht durch das erstorbne Haus.
In meinem Leuchter auch versinkt das Licht —
ich fürchte eure tiefen Träume nicht.

Wer wacht?
Mein Herz pocht durch die Mitternacht.

Nun fühl' ich ruhen Stein auf Stein,
nun fühl' ich alle Balken tragen,
nun fühl' ich alle Thüren schließen
und alle Fenster nächtigen Schein
in nächtige Zimmer leer ergießen.
Ich fühle, wie die Wände ragen
aus Erdengrund,
wie alle Böden mit traumhaftem Mund
die Stille meiner Schritte weitertragen.

Im Dunkel fühl' ich jede Schwelle nahn,
und ohne hinzutasten die Geländer
am Treppenstein. Als würden mir Gewänder
die weiten Räume, die mich rings umfahn.

Mein Schritt ist wunderlich und kalt,
mein Schritt geht hin, ist nicht mehr mein,
das Haus hat über mich Gewalt
mit seinem Holz und seinem Stein,
mit seines Schlafs umwölkter Macht,
die durch geschlossne Thüren dringt,
bis schwer mein Schritt in Treppennacht
versinkt . . .

Schöpfer

Deinen Willen mußt du zwingen
tief hinunter in dein Sein,
maur' ihn in dein Wesen ein,
laß ihn ganz von dir verschlingen.

Daß in jeder müßigen Stunde,
wo er drängend dich befällt,
er hinab muß bis zum Grunde
deiner Welt.

Unerfüllten Willens Qual,
Willens, dem die Last gebricht,
die er trage, kehrt einmal
als beladne Kraft ans Licht. —

Konstanz — Wilhelm von Scholz

Digitized by Google

Der Erbe

In einem kleinen, an der Elbe gelegenen Städtchen wohnte in früheren Zeiten ein alter, verwittweter, kinderloser Mann, der aus krankhaftem Geiz es sogar seinem Kanarienvogel an Futter mangeln ließ, dergestalt, daß das bejammernswerte Tier halbverhungert im Bauer hing und kaum noch piepsen konnte.

Von mancherlei körperlichen Übeln geplagt, und in banger Sorge, was nach seinem Tode mit den mühsam gesammelten Schätzen geschehen mochte, ließ der Geizhals eines Tages seine nächsten Verwandten zu sich bitten. Diese, drei lebenslustige junge Leute, von denen zwei Brüder waren, traten aufgeregt und zugleich beklommen bei ihm ein. Alle drei fürchteten gar sehr, durch ein unbedachtes Wort den bösartigen und nachträgerischen Alten zu erzürnen, und sich dadurch um die goldenen Früchte zu bringen, die ihnen sonst in naher Zeit als leichte Beute in den Schoß fallen mußten.

Der Alte empfing sie mit herablassender Güte.

„Ihr habt, bevor ihr euch aufmachtet, hoffentlich zu Mittag gegessen," sagte er. „Wie ihr wißt, bewohne ich mein Haus allein, denn auf die Dienstboten ist heutzutage kein Verlaß mehr. Was die Erbärmlichen nicht stehlen können, zerschlagen sie aus Unachtsamkeit oder Bosheit. Sie schlampampen sich jeden Tag die Bäuche voll, und glauben dennoch des Fressens und Saufens nie genug zu thun. Ich verzichte also gern auf jede Bedienung, doch bedaure ich, daß diese durchaus nötige Beschränkung mich hindert, euch, der Seltenheit eures Besuches entsprechend, aufwarten zu können. Ihr sollt jedoch nicht ungekräftigt von hinnen ziehen. Ich erinnere mich, daß ich in meinen Kellern irgendwo eine Flasche Wein stehen habe. Erlaubt nur, daß ich gehe und sie suche."

Der Alte verschwand und rumorte eine halbe Stunde in den unteren Räumen umher. Endlich kam er, vor Erregung zitternd, mit der Flasche zurück.

„Seht ihr, hier ist sie. Sie stand seit fünfzig Jahren, also seit jener Zeit, wo ich Anne-Marie zur Frau nahm, unter Kisten und Kasten im Keller. Gelt, es ist ein alter, guter Tropfen, der, wenn man Zins auf Zins schlägt, einen artigen Wert hat."

Der Alte bemühte sich sogleich, den Korken herauszuziehen und wischte dann mit seiner unreinlichen Schürze über ein verstaubtes Weinglas.

„Ich verfüge leider nur über dieses eine Glas", erklärte er. „Wir müssen also nacheinander trinken, du, Neffe Christoph, magst den Anfang machen."

Der Alte ließ mit berechnender Vorsicht, fast tropfenweise, den Wein in das Glas laufen. Kaum war der Boden bedeckt, so schob er es seufzend seinem Neffen zu.

„Lieber Onkel", sagte dieser, indem er das Glas erhob, „ich muß gestehen, daß dein Brief mich mit einiger Besorgnis um dein leibliches Wohlbefinden erfüllte. Glücklicherweise sehe ich dich so jung, wie einen Vierzigjährigen. Wahrlich, hättest du den Wunsch, dich nochmals zu verehelichen, die schönsten Jungfern würden zu dir entbrennen und dir schwerlich Hand und feurigen Kuß lange vorenthalten. Ich trinke auf deine baldige völlige Genesung!"

Der Alte machte ein saures Gesicht. „Spitzbube", dachte er, „meine Schwäche in den Beinen und das Reißen im Kopf und Rücken sagen mir aufrichtiger als du, wie es mit mir steht. Phrasenheld! Mein Geld soll deiner Armseligkeit keinen unverdienten Glanz verleihen."

Mit solchen Gedanken that er wiederum etwas Wein in das Glas und überreichte es Christophs Bruder.

Dieser war in Verlegenheit, denn sein Bruder hatte gerade die Worte gebraucht, mit denen er den Geizigen zu begrüßen gedachte. Er glaubte sich jedoch dadurch helfen zu können, daß er seinen Bruder womöglich noch überbot.

Er sagte deshalb, daß auch er über die Maßen erstaunt sei über die jugendliche Frische des geliebten Onkels. „Ja", setzte er hinzu, „alles spricht dafür, daß du ein sehr hohes Alter erreichen wirst, wenn nicht gar der Tod, der sich nur mit Widerwillen an blühende Gesichter heranmacht, gänzlich auf dich verzichtet. Jedenfalls wirst du Methusalem einige Jahrzehnte hintan stehen lassen." — Hiermit leerte er sein Glas.

Digitized by Google

„Verfluchter Schuft", dachte der Alte, „du spinnst dein Garn sehr grob. Wie darfst du hoffen, daß ich dir derartiges glaube, wo doch das Zucken deiner Lippen und jeder Blick deiner Augen mir sagt, daß du mich lieber heute als morgen unter die Erde wünschest. Wahrlich, lieber vergrab ich mein Geld, als daß du einen Heller davon erhältst."

Der Geizige machte ein Gesicht, das den jungen Leuten durchaus nicht behagen wollte. Er humpelte stirnrunzelnd eine geraume Zeit im Zimmer umher, bis er endlich daran dachte, daß sein dritter Neffe noch nicht getrunken hatte.

Als er nun die Flasche erhob und einschenken wollte, hielt der junge Mann seinen Arm zurück.

„Lieber Onkel, für mich keinen Wein. Es bedünkt mich, daß du eines stärkenden Tranks mehr bedürftig wärest als ich. Sintemal das Alter doch endlich bei dir einkehren wird, und der Tod dich schwerlich unangefochten lassen dürfte. Hebe dir nur den Wein bestens auf, er wird dir bei allen Zufälligkeiten deiner Jahre treffliche Dienste leisten. Zudem ist der Wein nur zu geeignet, einen jungen Menschen, wie ich es bin, zu verliebten Thorheiten und betrüglichen Dingen zu verführen. Willst du also, daß ich in deinem Heim durchaus eine angenehme Stärkung zu mir nehme, so bitte ich dich um ein Glas deines Pumpenwassers, dessen Güte mir aus der frühesten Kindheit noch sehr wohl bekannt ist."

Die beiden Brüder sahen mit starrem Entsetzen ihren Vetter an, hatten sie doch am Abend vor ihrer Abreise noch eine ansehnliche Gasterei zusammen gehabt, bei der der Burgunder nicht gespart worden war.

Der Alte aber sah mit Wohlgefallen, ja fast mit Zärtlichkeit auf den argen Schelm. Er beeilte sich, den Wein wegzustellen, und lief im Trabe nach der Pumpe.

„Ein trefflicher junger Mensch," murmelte er. „Einer nach meiner Art, der meine Schätze schon beisammen halten wird. Er und sonst Keiner soll mein Erbe sein!"

Altona — Maximilian Fuhrmann

Die Zukunft der Straßenbahnen

1

Selbst die vorsichtigen Denker, welche noch nicht im Klaren darüber sind, ob Deutschland ein Industriestaat werden solle, scheinen eine andere Seite in der typischen Entwickelung der neuen Volkswirtschaft als unbestreitbar anzusehen — die Großstadtbildung in Deutschland. Es ist in der That schwer, diese zu leugnen, und fast ebenso schwer, die unwiderstehliche Tendenz zur Fortentwickelung auf der einmal beschrittenen Bahn nach dem Vorbilde derjenigen Volkswirtschaften, welche früher als Deutschland in die gleiche Entwickelung eingetreten sind.

London (im weitesten Sinne — „Metropolis") hatte eine Bevölkerungsziffer in den Jahren:

1821:	1,38	Millionen
1861:	3,22	„
1870:	3,89	„
1881:	4,77	„
1891:	5,63	„

und wird bei der im laufenden Jahr wiederkehrenden Volkszählung sich den $6^1/_2$ bis 7 Millionen nähern. In diesen Zahlen steckt freilich, neben

Digitized by Google

der Konzentration der Bevölkerung aus Gründen des natürlichen Wachstums und der Zuwanderung von anderen Orten, die fortschreitende administrative Zusammenziehung umliegender Gemeinden zu einer zentralisierten hauptstädtischen Verwaltungseinheit; auch giebt es im Sinne der verschiedenen Verwaltungszwecke verschiedene Einheiten von London und verschiedene Bevölkerungsgrößen als deren Inhalt (Schulverwaltung, Postverwaltung, Polizeiverwaltung, Strafrechtspflege, Parlamentswahl-Bezirkseinteilung) — indessen, diese Gründe, wie jene anderen sind doch nur auf das eine gemeinsame Ziel gerichtet gewesen, auf das Ziel der fortschreitenden Zusammenziehung einer ungeheuren Bevölkerungsmenge.

Kennzeichnend für diese Entwickelung ist von der anderen Seite her die Entvölkerung des Kernes der großstädtischen Einheit der alten City von London, welche allmählich dem Ganzen den Namen gegeben hat.

Die hier wohnende Bevölkerung betrug in den Jahren

1861: 112063
1871: 74897
1881: 50652
1891: 37705
1896: 31148.

Dagegen war die hier berufsthätige Bevölkerung gleichzeitig gewachsen auf:

1871: 170133
1881: 261061
1891: 301384

— Zahlen, die ihrerseits etwa zu verfünffachen sind, um die Bevölkerungsmasse darzustellen, welche durch die Berufsthätigen ernährt wird.

Der Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß — in den Worten der Aussage vor einer Königl. Untersuchungs-Kommission* — der Boden in der City so kostbar geworden ist, daß Niemand sich erlauben kann, hier zu wohnen, da der Raum für Bureaux und ähnliche Zwecke beansprucht wird. Dem sei die Leichtigkeit des Eisenbahnverkehrs und das Bedürfnis, aus London nach einer schweren Tagesarbeit hinaus zu gelangen, entgegengekommen.

Der Kern des Geschäftslebens einer solchen Millionenstadt schwillt also zu einer Stärke an, daß er die Wohnbevölkerung von sich abstößt, sie hinaustreibt in die Peripherie. Sie folgt aber diesem Zuge umso williger, je prompter die Verkehrsmittel sind, welche den täglichen Zusammenhang zwischen der Stätte der Berufsarbeit und dem Heime der Familie aufrecht erhalten. Sie breitet sich umso weiter ins freie Land der Umgebung aus, je allseitiger, wirksamer, schneller, wohlfeiler für die Verbindung gesorgt ist.

Und was von diesem Extreme des Gegensatzes zwischen Kern und Peripherie gilt, das gilt ebenso von den weniger schroffen Übergängen aus dem Innern der Großstadt in die äußeren Ränder.

---

* Amalgamation of the City and County of London. Minutes of Evidence. 1894. qu. 8024.

Digitized by Google

Die deutsche Großstadtbildung der letzten Jahrzehnte zeigt uns ganz die gleichen Charakterzüge. Hier ist nichts national Eigenartiges, hier ist Alles typisch. Auch beschränkt sich ebenso wenig wie in England oder Amerika diese Entwickelung auf die eine größte Stadt — sie ist vielmehr dutzenden von neuen Großstädten gemeinsam. Sie tritt nur am schärfsten an der größten von ihnen hervor: wie in England an London, so in Deutschland an Berlin:

Die Bevölkerung ist hier gewachsen in den Jahren

1861: 547571
1880: 1089894

also in kaum zwanzig Jahren auf das Doppelte und in den seitdem verflossenen zwanzig Jahren um mehr als das Doppelte; die Verdoppelung trat bereits in den fünfzehn Jahren 1880 bis 1895 ein (auf 2,13 Millionen) und 1900: 2,50 Millionen. Das letzte Jahrzehnt und noch mehr das letzte Jahrfünft zeigt die Ausbreitung der Berliner Bevölkerung über die Peripherie. Denn es bedeuten die Zahlen für 1895 und 1900 die Bevölkerung von „Groß-Berlin". Thatsächlich demjenigen entsprechend, was die Zahlen der Metropolis London enthalten; obwohl rechtlich bis jetzt ein willkürliches Gebilde, weil die Mehrzahl der Vorstädte und gerade die größten (Charlottenburg) zur Zeit noch selbständige Gemeinden sind, ohne daß hierdurch an der fortschreitenden Gestaltung der Bevölkerungskonzentration etwas Wesentliches geändert würde.

Auch in Berlin ist längst jene abstoßende Kraft des alten Kernes der Stadt beobachtet, welche die Wohnbevölkerung zur Peripherie treibt, längst die prinzipiell gleichartige Bewegung, welche die einstmals am Rande (an den alten Stadtthoren) wohnende Bevölkerung zu den neuen, breiteren, entfernteren Rändern hinaustreibt. Und namentlich ist auch in Berlin die Entwickelung der lokalen Verkehrsmittel zu Hülfe gekommen, ohne welche diese Verschiebung zur Peripherie nicht möglich ist, von deren Leistungsfähigkeit es abhängt, wie weit die Verschiebung sich in die Ferne hinaus erstrecken kann.

Es wurden befördert durch die

	1895	1896	1897	1898	1899	
Ringbahn	25,8	31,6	31,2	35,4	36,0	Millionen
Stadtbahn	49,7	58,4	56,6	58,2	59,0	„
Straßenbahnen	164,2	183,0	198,0	217,0	244,6	„
Omnibus	33,0	38,0	44,0	54,0	75,0	„
	273	311	330	365	415	Millionen

Die Zunahme ist, weil Stadtbahn und Ringbahn aus ihren eigenen Gründen der Entwickelung ihres Verkehrs Hindernisse entgegensetzen, am deutlichsten bei den Straßenbahnen und Omnibussen. Auf den Kopf der Bevölkerung kamen

1895: 77,20 Fahrten auf den Straßenbahnen
1899: 101,30 „ „ „ „

Digitized by Google

und eine Verdoppelung in derselben kurzen Frist auf den Omnibussen (von 15,50 auf 30,90).

Im Ganzen ist in diesen Jahren die Zahl der Fahrten pro Kopf der Bevölkerung von 128,20 auf 171,50 gestiegen, d. h. um 34 Prozent, die Zahl der Berliner nur um 13,4 Prozent.

Neuerdings bestätigt die Verkehrszunahme des Jahres 1900 die wachsende Bedeutung der Straßenbahnen für Berlin.

Es wurden befördert Personen auf den

Straßenbahnen	280,35	Millionen
Stadt- und Ringbahn	97,53	„
Omnibussen	80,57	„
überhaupt	458,45	Millionen

eine Zunahme um 43,76 Millionen gegen 1899 d. h. 10,5 Prozent. Davon fallen auf die Straßenbahnen (1899: 244,63 Millionen) allein reichlich 15 Prozent, während die Stadtbahn (1899: 94,87 Millionen) kaum 3 Prozent, die Omnibusse — trotz gleichzeitiger Einführung des Fünfpfennigtarifes — (1899: 75,18 Millionen) nur 7 Prozent Steigerung an ihrer Personenzahl erfuhren.

In Allem haben wir den ziffernmäßigen Beweis für die fortschreitende Ausbreitung der großstädtischen Bevölkerung über die Ränder der Stadt, welche den zunehmenden Bedarf an Verkehrsmitteln hervorruft.

2

Die großen Städte in den Vereinigten Staaten von Amerika rühmen sich, dieses Drängen der Bevölkerung über die Peripherie hinaus durch ihr Straßenbahnwesen nicht nur ermöglicht, sondern auch beschleunigt zu haben.

Die technische Regsamkeit, welche auch für diesen Zweck verhältnismäßig früh die wirksamste Hilfe gebracht hat, Hand in Hand mit niedrigen Einheitstarifen für den Personenverkehr, ist bemerkenswert. Seit dem Jahre 1852 legen New-York und in seinem Gefolge die anderen Großstädte Straßenbahnen an. Der Fortschritt ist namentlich stark im Vergleiche zu den englischen Großstädten von ähnlicher Größe.* Im Jahre 1897 kommen in Boston 8 englische Meilen Straßenbahn auf eine englische Quadratmeile, in Birmingham 1,65 Meilen. Die Stadt Cleveland hat 6,40 Meilen, Leeds nur 0,79, obwohl Leeds 400000 Einwohner und Cleveland nur 350000 Einwohner hat. Liverpool und Manchester stehen in England obenan (3,14 und 2,70), bleiben aber weit hinter dem kleineren Baltimore (7,70), sowie Boston und Detroit (7,21) zurück.

Wiederum breitet sich die Bevölkerung der amerikanischen Städte über so viel weitere Flächen aus. Die 800000 Bewohner von Glasgow wohnen auf nur 23 englischen Quadratmeilen, dagegen die 900000 Einwohner von Brooklyn auf 45 Quadratmeilen; die 700000 Einwohner von Boston auf 122 Quadratmeilen.*

* Vgl. mein „System der Nationalökonomie", Band III: Nationalökonomie des Handels und Verkehrswesens. (Stuttgart 1898). § 661.

Digitized by Google

Das ganze mühselige Problem der Konzentration einer großstädtischen und millionenstädtischen Bevölkerung ist, wie schon die voraufgehenden wenigen Zahlen zeigen, für seine relative Lösung auf die lokalen Verkehrsmittel angewiesen.

Nach dem gegenwärtigen Stande der Technik kommen dafür in Betracht neben Droschken und Fahrrädern namentlich diejenigen Veranstaltungen, welche auf eine Massenbeförderung berechnet sind, daher große, planmäßig angelegte, zentralistische Institute, welche man von den übrigen Verkehrsmitteln als „Verkehrsanstalten" zu unterscheiden hat: also der Omnibus, die Straßenbahn, die Untergrundbahn, die Hochbahn, die Stadtbahn (um mit diesem Namen, anknüpfend an die Berliner Verkehrseinrichtungen, eine die Stadt umgebende, teilweise in sie eindringende lokale Eisenbahn erster Ordnung zu bezeichnen). Bei der Straßenbahn ist zu scheiden nach der bewegenden Kraft (Pferde, Dampf, Elektricität), in welcher Reihe nach dem Vorgange der Vereinigten Staaten von Amerika und angesichts dessen, was wir heutzutage in den großen Städten Deutschlands vor uns haben, die Elektrizität ganz vornean gerückt ist. Hie und da, wo entsprechende Gewässer in der Nähe sind, spielt das Dampfboot eine Rolle; im Ganzen macht es nicht viel aus.

Jedes der eben genannten Verkehrsmittel hat seine eigentümliche technische Natur und damit seine besondere ökonomische Anpassungsfähigkeit. Der individualistische Charakter des Fahrrades und der Droschke reicht an die Bewältigung konzentrierter Bevölkerungsmengen nicht heran. Beide sind zu kostbar, das erstere durch naturale Kostbarkeit (an Kraftaufwand, Geschicklichkeit, Abhängigkeit von der Witterung u. dgl.), das andere durch den Geldpreis. Die zentralistischen Beförderungsmittel sind untereinander verschieden an Massenbewältigung, Schmiegsamkeit der Linien, Zugänglichkeit für die zu Befördernden, Geschwindigkeit, Kostbarkeit.

Die „Stadtbahn" hat die Vorzüge einer Eisenbahn erster Ordnung, aber eben darum die für den Lokalverkehr damit verbundenen Schattenseiten: einerseits hohe Geschwindigkeit, große Massenbewältigung, Abgeschiedenheit von dem städtischen Straßenverkehr; aber auf der anderen Seite den Mangel an Schmiegsamkeit für das städtische Straßennetz, die geringe Zahl der Zugangspunkte, die Unbequemlichkeit des Zuganges und Abganges, die hohen Grunderwerbs- und Baukosten, welche weit über Alles hinausgehen, was ein anderes lokales Verkehrsmittel kostet. So ist beispielshalber die Berliner „Stadtbahn" trotz der äußerst intensiven, ja übermäßigen Ausnutzung durch den Lokalverkehr, Hand in Hand mit dem mäßigen Beförderungspreise, im finanziellen Sinne ein unabänderlicher Minusposten im preußischen Staatseisenbahnsystem. Die von kundiger Seite wiederholentlich unternommenen Ermittelungen ihres Reinertrags haben eine Rente des darin steckenden Kapitals von 1 Prozent und weniger ergeben.

Die Untergrundbahnen haben manche Schwierigkeiten der Normal-

---

* Vgl. die Vierteljahrsschrift „Municipal Affairs", June 1899 p. 248 (vol. III No. 2).

Digitized by Google

eisenbahn zu vermeiden gesucht, so insbesondere die Kostbarkeit des auf der Erde zu erwerbenden großstädtischen Grundes und Bodens. Dafür ist die unterirdische Beförderung mit desto größeren Schattenseiten behaftet und das hauptsächliche Beispiel (die Londoner Metropolitan-Bahnen) ist im verkehrspolitischen und finanziellen Sinne ein einziger großer Mißerfolg. Nachdem man an Stelle des Rauches bei einigen neueren Untergrundbahnen Londons seit dem Jahre 1890 die elektrische Kraft eingeführt hat, scheint der schlechten Beschaffenheit der Luft in einigem Grade abgeholfen zu sein; dafür mehren sich jetzt die Klagen der benachbarten Hausbesitzer und Bewohner über die erdbebenartigen Erschütterungen des Bodens und die damit verbundenen Folgen.

Die Hochbahnen, wie sie seit Ende der sechziger Jahre in New-York zu hervorragender Entwickelung gelangt sind, wollen in ähnlicher Weise wie die Untergrundbahnen das kostbare Bauland ersparen; sie sind in die Luft hinauf durch eiserne Säulen gehoben, bewegen sich in der Höhe der zweiten Stockwerke an den Häusern hin, denen sie das Licht nehmen und Lärm in die nächste Nähe bringen. Steile, enge Treppen führen hinauf und hinunter. Sie sind zugänglicher, mit häufigeren Stationen versehen als die Stadtbahn; aber schon durch die Art des Zugangs mit dieser verwandt. Sie gleichen ihr auch darin, daß sie doch wesentlich auf die Verbindung der Peripherie mit der Peripherie bestimmt sind, für große Endpunkte gemacht, für große Entfernungen, daß sie nicht recht in das Straßennetz mitten hinein dringen können. Sie sind sicherlich dazu bestimmt, einen Teil des großstädtischen Verkehrs (von Millionenstädten) aufzunehmen, zumal, wenn die Gewöhnung dafür sich eingefunden hat. Aber sie lassen eine große Lücke offen. Es muß Verkehrsmittel geben, welche die weite Kluft zwischen Fußgänger und Stadbahn oder Hochbahn ausfüllen. Einerseits nicht so individualistisch wie Fahrrad und Droschke, andererseits nicht so spröde, so wenig entgegenkommend wie Stadtbahn und Hochbahn. Womöglich so schmiegsam wie jene für jeden individuellen Punkt in Raum und Zeit, und dennoch so zentralistisch in der technisch-ökonomischen Struktur wie Eisenbahn und Hochbahn, um Bevölkerungsmassen schnell, wohlfeil, jederzeit zu befördern.

Hier bietet sich zunächst der Omnibus an, angesichts unserer neuesten technischen Fortschritte — mit einigem Zagen. Wo eine zähe Sitte dem Eindringen technischer Fortschritte Widerstand entgegensetzt, wie in London, herrscht der alte Omnibus heute noch inmitten der Millionenstadt. Er herrscht dort vor, wie das „englische" Fenster oder der „englische" Kamin dort vorherrscht, die nur alt, aber garnicht eigenartig englisch sind.

Die Stärke des Omnibus liegt in der individualistischen Schmiegsamkeit, die darauf beruht, daß er, wie sonst ein gewöhnliches Pferdefuhrwerk, durch alle Straßen geht, allenthalben und jederzeit Passagiere aufnimmt und absetzt; sie liegt aber zugleich in der kollektivistischen Massenhaftigkeit des Verkehrs, die er auffammelt, und in der darausfolgenden Wohlfeilheit. Die Schattenseite liegt dicht daneben. Weil der Omnibus — wie sonst

Digitized by Google

ein gewöhnliches Fuhrwerk — keinerlei erhebliche technische Verbesserung an sich hat, von Pferdekraft auf der gewöhnlichen Straße nach wie vor bewegt wird, so bleibt er in dem Wettkampf der heutigen Technik zurück, sucht noch ein Feld zu behaupten, wo ihm teils das langsame Tempo des Eindringens neuer Technik zu Hülfe kommt, wo ihm andrerseits durch äußerste Wohlfeilheit der Fahrsätze, außerordentliche Stunden des Tages oder der Nacht u. dgl. ein Unterschlupf gewährt ist. Die meiste Hoffnung auf eine dauernde Fortexistenz kommt ihm wohl aus den Schranken der Leistungsfähigkeit des vollkommeneren, ihm nahe verwandten Verkehrsmittels in der Bewältigung der immer größer werdenden Zahl an Passagieren.

Damit sind wir bei der Straßenbahn angelangt. Ihre Stärke ruht darin, daß sie zwischen den im Voraufgehenden bemerkten Licht- und Schattenseiten der lokalen Verkehrsmittel eine ungefähre Mitte hält. Sie hat die Vorzüge des Omnibus an sich, aber gesteigert vermöge der Eisenspur und der elektrischen Kraft der Beförderung, durch welche sie sich wiederum den Vorzügen der großen Eisenbahn nähert, ohne die Kostbarkeit des Bahnkörpers, ohne die Entrücktheit der Stationen, ohne die Steifheit und Einsilbigkeit der Bahnlinien.

Es ist kein Zufall, daß — wie uns die oben gegebenen Zahlen zeigen — weit mehr als die Hälfte der Fahrten im heutigen Groß-Berlin auf den Straßenbahnen zurückgelegt werden, daß Stadtbahn, Ringbahn, Omnibus zusammen nur 178 Millionen im Jahre 1900 befördert haben, die Straßenbahnen 280 Millionen.

Ja, die fernere Entwickelung wird aller Wahrscheinlichkeit nach aus den dargelegten Gründen die Straßenbahnen noch mehr in den Vordergrund drängen, weil die Ausbreitung der Berliner Bevölkerung nach den Rändern hinaus und die Erweiterung dieser Ränder für die Ausdehnung der Straßenbahnen ein so viel freieres Feld in den neuen Straßenanlagen gewährt, als in dem Gedränge der alten Straßen der inneren Stadt. Höchstmögliche Überwindung von Entfernungen und höchstmögliche Wohlfeilheit der Fahrsätze wird hier in der Zukunft noch ein Bedeutendes für die Ausdehnung der großstädtischen Bevölkerung zu leisten haben.

Die täglich wiederkehrende Last der Entfernungen, die zu den Opfern des großstädtischen Lebens gehört, bei Hitze und Kälte, bei Schnee und Regen — sie muß eben von dem Großstädter ertragen werden und er will sie ertragen, um der positiven Güter willen, die ihm das großstädtische Leben bringt. Aber vieles kann verbessert, erträglicher gemacht, erleichtert werden durch die Art, wie die Entfernungen überwunden werden. Das großstädtische Wohnen selber, das nur eine Seite dieser Entfernungen ist, kann mächtig beeinflußt werden durch die Art, Ausdehnung, Promptheit, Wohlfeilheit der Verkehrsmittel überhaupt, der Straßenbahnen im Besonderen.

Diese technische Seite des Gegenstandes näher zu verfolgen, ist hier nun nicht meine Absicht, sondern die andere, welche mehr und mehr in den Vordergrund der Erörterung rückt — zumal in Berlin: die Frage des städtischen Eigentums und Betriebs der Straßenbahnen.

Göttingen Ende des ersten Stücks Gustav Cohn

Digitized by Google

Zwei Briefe Klaus Groths

Erster Brief

Kiel, 1. März 1897

Lieber Ferdinand Tönnies!

Sie haben uns da wieder ein wertvolles Buch geschrieben — ich spreche von dem Nietzsche-Kultus* — und mir noch eine besondere Freude gemacht, indem Sie dabei mein gedacht und mir gleich ein Exemplar davon zugeschickt haben. Einen so eifrigen, ja in diesem Fall begierigeren Leser finden Sie nicht. Ich habe eine Abneigung gegen diese stilistischen Blender mit ihren glänzenden Halbwahrheiten, sodaß ich auch nicht einmal dazu komme, von ihnen zu genießen, was wohl zwischendurch schmackhaft und nahrhaft zu finden ist. Gegen Nietzsche hatte ich eine Abneigung, die an Haß grenzt, so wenig ich auch von ihm kannte. Mir ist der Hochmut dieser Weltverbesserer, die ihre halbreifen Gedanken (deren wir im langen denkenden Leben auch viele gehabt) als Offenbarungen verkünden, später auch verlangen, daß man deren Gegenteil ebenso demütig gläubig hinnehmen soll, durchaus unerträglich. Sie haben mir jetzt so viel mildernde Züge in das Bild Ihres „Helden" hineingezeichnet, daß ich mit Wehmut auf eine Erscheinung blicken kann, die wie ein Meteor glänzend am Himmel der Wissenschaft und Kunst emporstieg und nach kurzem Glanz in schmerzlichster Düsterniß verschwunden ist.

Der blendende Glanz dauert aber noch fort, täuscht und verlockt das Wenige von unserer Jugend, das überhaupt noch einem Ideal nachstrebt, auf Irrwege, Denkende wie Producierende, Wissenschaft und Kunst. Ihr Buch kommt wie ein Wort zu rechter Zeit. Ich wünsche Ihnen recht viele eifrige Leser. Sie haben dafür, glaube ich, die rechte Zeit gewählt, jedenfalls den rechten Ton getroffen. Sie haben selbst so viel Güte und Liebe für den mutigen Kämpfer und den stürzenden Helden über, kennen ihn so von Grund aus, daß auch ein Bewunderer Ihnen das Recht zusprechen muß, ihn für Irrungen zu tadeln und für Übermut und Anmaßung in seine Schranken zu verweisen.

Ihren Aufsatz über Kunst im Volk** habe ich gleich einem Maler Hans Olde gegeben.

Wie viel ich diesen Winter an Sie gedacht habe, ahnen Sie nicht. Ich habe oft manche ganze Tage nach einander Ihr Buch über Hobbes,*** dazu auch Hobbes selbst gelesen. Ihr kleines Buch ist ein großes Meisterwerk. Sie haben mir erst jetzt über Hauptwendungen in der philosophischen Weltanschauung Aufklärung gegeben, der ich doch meinte, nach eigenem ausgedehntem Studium gar vieler der Hauptwerke eine gewisse

---

* Der Nietzsche-Kultus. Eine Kritik. Von Ferdinand Tönnies. Leipzig, Reisland, 1897.

** Siehe unten.

*** Hobbes' Leben und Lehre. Von Ferdinand Tönnies. Stuttgart, Frommann, 1896.

Digitized by Google

Einsicht gewonnen zu haben. — Doch darüber kann man nicht in Briefen sprechen. Ich hoffe, wir sehen uns bald. Mir ist übrigens die Einsamkeit des Winters nicht so drückend gewesen wie sonst. Doch auch davon erzähle ich besser mündlich. — Der Aufenthalt im Süden hat mir gut gethan, auch insofern, als er mir für alle Zukunft alle Sehnsucht dahin genommen und mir den Winter im Norden erträglicher gemacht. Wenn man jemals ans Umwerthen der Werthe kommt, so sollte man zuerst den Enthusiasmus für Italien aus allen Büchern, Reisebeschreibungen und unklaren Philologenköpfen ausmerzen. Das ist ja für einen Menschen mit gesunden Augen, wie ich sie habe, so unglaublich wie unerträglich. Mir ging es da, wie Dr. Härtel von seinem Freunde, unserem Philosophen Fechner, erzählt: der ging auf dem Forum in Rom umher wie auf der Täubchengasse in Leipzig. Ja, mir ging es, wie Vollmacht Witt aus Wesselburen, der mit einigen Freunden eine Zeitlang in Rom gewesen war: Ne Kinners, nu lat uns man afreisen, hier is ja allens twei. Dasselbe sagte ich Frau Lange und Tochter, die mich gütig von Capri abgeholt hatten. Gott, wie schön fand ich Ausgang Mai die grünende, blühende, singende Heimat, als ich wieder kam. —

Carl geht es gut, auch geschäftlich, er war vor 8 Tagen zwei Tage (mit Ferdinand Lange) bei mir. Seine Frau schreibt mir eben (entzückend über ihr Kind), daß sie mit Carl heute zum Karneval in Rom* sind. Und Anfang April kommen alle drei auf Wochen zu mir. Von Albert gute Nachrichten. Auch darüber mündlich. — Und nun grüßen Sie Ihre liebe Frau und seien Sie selbst herzlich gegrüßt von

Ihrem treuen

Klaus Groth.

Zweiter Brief

Kiel, 19. März 1897

Lieber Ferdinand Tönnies!

Ich kann nicht unterlassen, Ihnen ein Wort über Ihre Arbeit im Archiv für sociale Gesetzgebung pp zu sagen, die ich mit wachsendem Interesse und noch schneller wachsender Entrüstung gegen die Besitzenden aller Rassen und Klassen in ihrem Betragen im Strike der Hafenarbeiter (und früher) gelesen habe. Der Mammon verhärtet die Herzen. Das muß man immer wieder aufs Neue bei großen Ereignissen, die Tausende von Besitzlosen berühren, schmerzlich erfahren und lernen. Ihre Arbeit, lieber Ferdinand, ist ein Werk wahrer Menschenliebe, wofür wir Schlag Leute sowohl wie die Armen Ihnen Dank schuldig sind, den ich hier für meine Person in Anerkennung Ihrer Ausdauer, Geduld und Ihrer Ruhe warm und freudig ausspreche. Meine Geduld hätte nicht ausgereicht, weder das zerstreute

* Soll offenbar heißen: „Köln". F. T.

Digitized by Google

Detail zu sammeln, zu sichten und zu prüfen, noch weniger um meinen Zorn zurückzuhalten, der noch jetzt bei der Lektüre Ihrer Schrift mich oft in meiner stillen Kajüte zu lauten unparlamentarischen Ausdrücken hinriß. Ich hoffe, daß Ihre selbstlose treue Arbeit Früchte tragen wird, wenn auch nicht gleich sichtbare. Das wäre der wohlverdiente Lohn für Sie.*

Daß ich Ihren Aufsatz in der „Wahrheit" über die Kunst im Volk, der ja mein eignes Gebiet und gar in freundlichster Weise meine Person berührte, mit Genuß gelesen habe, versteht sich von selbst.** Ich hatte ihn nach erster neugieriger Lektüre dem tüchtigen verständigen Maler Hans Olde gegeben, der mir gerade in den Wurf kam. Er brachte ihn mir mit Zustimmung und Befriedigung zurück. Zu eingehender Besprechung kamen wir nicht, da er Eile hatte (er wohnt in Seekamp bei Friedrichsort, dem Gute seines Vaters). Daß Sie einmal der Kunst von einem höheren Standpunkte aus ihre richtige und würdige Stelle angewiesen haben, wird auch jedem denkenden bildenden Künstler klar sein. Mich hat Ihr Aufsatz wieder einmal erfrischt, oder sagen wir lieber erhoben, da wir wahre Künstler im Gewirre des materiellen widrigen Treibens der mittelmäßigen Handwerksarbeit für den Broterwerb und der widrigeren Kritik fast verzagen können.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau!

Hoffentlich besprechen wir bald diese Dinge ausführlich mündlich.

Ihr Klaus Groth

Diese Briefe werden (mit Erlaubnis der Erben des Dichters) mitgeteilt, um das Andenken Klaus Groths zu ehren. In Heft 21 des Lotsen (S. 699) spricht H. Heiberg sich dahin aus, ein Schriftsteller „solle in erster Linie ein mitfühlender, teilnehmender, an Personen und Dingen Interesse und Freude zeigender und bethätigender Mensch sein," und kehrt dieses Soll gegen Klaus Groth, für den „sein Ich die eigentliche Welt gewesen sei," „um ihn mußte sich alles drehen". — Ich habe, wie die Briefe dessen Urkunde sind, den bedeutenden Mann von anderer Seite kennen gelernt, und mit mir wissen alle, die ihm nahe gestanden haben, daß er ein liebevolles Herz hatte für seine Freunde, ein menschenfreundliches Gemüt für die große dunkle Menge, und daß sein lebhafter Geist bis in seine letzten Tage an Personen und Dingen Interesse und Freude — oft auch, wie es sich gehört, Sorge und Unwillen darüber — „gezeigt und bethätigt" hat.

---

* Der erste Absatz dieses Briefes ist nicht etwa die Antwort auf eine Zusendung des Adressaten. Es waren wohl einige Exemplare meiner Abhandlung „die Hafenarbeiter und Seeleute in Hamburg vor dem Strike 1896/97" (Brauns Archiv Februar 1897) nach Kiel gelangt; wer sie aber Klaus Groth gebracht hat, weiß ich bis heute nicht. Ich brauche nicht zu bemerken, daß ich meinerseits in jener Abhandlung von Mammon und von Herzenshärtigkeit nicht geredet hatte. F. T.

* „Die Wahrheit" (Stuttgart, Frommann) 7. Band No. 10. 1897. Es heißt darin (S. 305): „Noch leben in rüstigem Alter, die .... durch tiefstes Studium ihre angeborenen Fähigkeiten bereicherten, unter den Malern Adolf Menzel, unter den Dichtern Klaus Groth, zwei echte und wahrhaft volkstümliche Künstler der Deutschen".

Digitized by Google

Ich weiß wohl, daß der alte Herr gegen manche Leute unfreundlich gewesen ist, auch mir nahestehende, von denen ich weiß, daß er sie hoch achtete, haben darunter gelitten. Er pflegte über die Gründe solches Verhaltens nicht zu sprechen; man weiß, wie oft Mißverständnisse und Zwischenträgereien Ursachen von Verstimmungen sind; aber, wie Klaus Groth war, wird man sich nicht wundern, wenn der einfache Grund, daß er jemanden nicht „mochte", für ihn wie für andere kraftvolle Naturen gar oft entscheidend war. Es ist niemals angenehm, zu bemerken, daß man abgelehnt wird, aber es gereicht auch Niemandem zur Unehre, wenngleich es oft so empfunden wird: weder die Ungnade der Großen, noch die des Publikums bestimmt unsern Wert. Andererseits: seine Abneigungen ganz zu verbergen, ist nicht immer leicht, wenn man auch noch so gut auf die Töne der Höflichkeit, d. h. gar oft auf ein gleißnerisch glattes Benehmen abgestimmt ist; getäuscht werden dadurch doch nur, die — sich täuschen lassen, und am leichtesten, wie immer, die sich nur wohl fühlen, wenn sie getäuscht werden. Wir neueren Menschen sind nicht so stark wie die älteren in Liebe oder Haß. Klaus Groth war für den Salon nicht erzogen, wenn er auch oft ein Liebling der Salons gewesen ist. Er war ein Marse — in seiner Grobheit und in seiner Feinheit —, also, wenn ihr wollt, ein Bauer; denn der kennt den Typus schlecht, der gegen den „groben Bauer" das Fläschchen der Nachbarin anruft. Freilich „de Dithmarsen sälen Buren sin? Et mügen wol wesen Herren"; denn nur der freie Mensch ist ein echter, und sollte das für den Bauern weniger gelten? — Heiberg schreibt, Klaus Groth sei einer der eitelsten Menschen gewesen, die je in Schleswig-Holstein als schaffende Künstler gewirkt haben. Ich halte dies Urteil für so unbillig wie es kühn ist. Über die Eitelkeit der Künstler zu räsonnieren, ist die beliebteste unter den Formen, in denen das Publikum gegen das Bedeutende sich zu wehren pflegt; es wundert mich, einen bekannten Schriftsteller bei diesem Publikum zu finden. Einige Philosophen haben alles, was als Tugend gilt, aus der gemeinen menschlichen Eitelkeit abzuleiten unternommen; und wenn Eitelkeit so verstanden wird, daß sie die Lust am Gefallen, die Freude über Lob und Beifall, den Stolz auf das eigene Werk, sofern man weiß, daß es stark und echt ist, einschließt, so folgt in der That sehr viel aus ihr, sie ist beinahe der Mensch selber, und wir alle sind in dieser Hinsicht einander sehr ähnlich, am meisten aber sind es die, die wirklich etwas geleistet haben. Ich würde aber solche im Allgemeinen nicht eitel nennen, denn Eitelkeit deutet auf Leere, auf Kleinlichkeit, ja Nichtigkeit; auch hervorragende, wenn auch schwerlich große und durchaus tüchtige Menschen, haben an solcher Eitelkeit in gewissen Beziehungen gelitten; am zuversichtlichsten nennen wir den eitel, der es in Bezug auf seine Kleidung ist, eine Eigenschaft, die den Mann in bedenklicher Weise dem schwachen Geschlechte nähert, und damit nahe verwandt ist die Putzsucht in Bezug auf Orden, Titel und andere „Ehrungen", wie unsere damit so freigebigen Zeitgenossen diesen Flitter benannt haben. Wo diese Eitelkeit zu Tage tritt, da ist sie lächerlich. Ich habe an Klaus Groth nie etwas Lächerliches gefunden. Er war ein Mann von ausgeprägtem Ernste, von vollkommener Schlichtheit und Geradheit des Wesens, nicht selten schroff und herbe, aber, wenn man es nur zu finden wußte, ein Mann von zartem, weichem Gemüte, der sich ein gutes Stück seiner Kinderseele bis ins Greisenalter bewahrt hatte.

Sicherlich: es war etwas Problematisches an dem Menschen Klaus Groth,

Digitized by Google

wie er aus dem Dunkel seines Mädchenschullehrerlebens ins hellste Licht des Ruhmes emporgetaucht war, wie er dastand als dauernder Privatdozent in der philosophischen Fakultät der Universität, aber zugleich als Prophet des plattdeutschen Schrifttums, das er geschaffen hatte. Es ist nicht richtig, daß er über Reuter „sehr abfällig redete", wenn er es auch gegen Heiberg einmal gethan haben mag. Die Zeugnisse des Gegenteils sind längst öffentlich geworden. Er wahrte freilich eifersüchtig sein Recht auf die Thatsache, daß das Erscheinen des Quickborn (1852) den Geburtstag der plattdeutschen Muse bedeutet — eine große Thatsache in der That; möge man der Mitwirkung zufälliger Umstände einiges davon zuschreiben, die Thatsache bleibt unerschütterlich und fast einzig in ihrer Art. Was man schon in den 60er Jahren von Klaus Groth zu sagen pflegte, er habe „sich überlebt", ist in einer Weise richtig. Jeder überlebt sich, der ein Werk geschaffen, das er selber nicht übertreffen kann. Daraus und aus anderen Gründen entsprang „das Problem" Klaus Groth. Hermann Heiberg hat dies Problem nicht gelöst. Er hat es nicht einmal berührt. Der schalkhafte Humor, womit Klaus Groth zuweilen seiner Unsterblichkeit gedachte, ist ihm völlig entgangen. Ich muß mir hier versagen, näher auf die Eigenheiten der merkwürdigen Persönlichkeit Groths einzugehen. Es würde mir auch schwer werden; denn mein Verhältnis zu Klaus Groth ist ein Verhältnis der Pietät gewesen.

Sofern die mitgeteilten Briefe mich selber und mich beinahe ausschließlich betreffen, würde ich gezögert haben, sie bekannt zu machen, da sie für mich beschämend sind. Ein vorsichtiger Mann empfängt indessen das Lob seiner Freunde nicht, ohne einen hohen Diskont davon abzuziehen und wird sich immer hüten, diese Wechsel mit der baren Münze des Beifalls der Fremden oder gar — der geehrten Feinde zu verwechseln.

Altona Ferdinand Tönnies

Architektur an der Bergstraße (Straßenanlagen)

Die Bauthätigkeit war in den letzten Jahren sehr rege an der Bergstraße. Überall wurden neue Viertel aufgethan. Die Städtchen und Dörfer zwischen Heidelberg und Darmstadt haben sich nicht unbedeutend vergrößert. Und es hat den Anschein, daß der Fremdenzuzug noch länger anhält. Es läßt sich aber nicht behaupten, daß die Stadt- und Dorfbilder überall durch die Vergrößerung gewonnen hätten. Von einigen ist das direkt zu bestreiten.

Es sind meist Städter, die hinzuziehen. Sie bringen städtische Bedürfnisse mit. Sie stellen weitere Ansprüche an Bequemlichkeit und Einrichtung der Wohnung. Wasserleitung, Kanalisation, elektrisches Licht, Telephon sind überall notwendig geworden und in vielen Orten eingerichtet. Man will auf dem Lande wohnen und will doch die Genüsse und Vorzüge der Stadt nicht entbehren. Man will dann rasch in der Stadt sein können, — einkaufen, sich vergnügen, Konzert und Theater besuchen, Vorträge hören und Bibliotheken benützen. Gerade dafür ist die Lage unserer

Digitized by Google

Gegend günstig. Die Main-Neckar-Bahn mit ihrem regen Verkehr, die Straßenbahn Weinheim-Heidelberg, die Nebenbahn Weinheim-Mannheim, die Bahn Bensheim-Worms und schließlich die Bahn in den Odenwald bis Fürth ermöglichen ein rasches Reisen in die Umgebung. Dazu im Umkreis die Städte Heidelberg, Mannheim, Worms, Darmstadt, Frankfurt, selbst Mainz und Aschaffenburg, die unschwer zu erreichen sind, während sich die Städtchen der Bergstraße selbst, Bensheim, Weinheim, Heppenheim, bedeutend genug entwickelt haben, um in ihren Läden und auf dem Markte die dringendsten Wünsche, und besonders der Hausfrauen, befriedigen zu können. Was der Städter nach diesen Seiten von seinen alten Gewohnheiten und Forderungen nicht aufgeben will, das will er noch mit den Annehmlichkeiten, die ihm das Land bietet, verbinden; er will seinen Garten haben, sein freistehendes Haus, freie Natur und die Ruhe des Alleinseins. Darnach richten sich die Aufträge, die die Baumeister erhalten. Sie sollen Landhäuser bauen, alleinstehende, einfache, einladende Landhäuser. Gewissermaßen städtisches Empfinden in ländlichem Ausdruck. Richtiger: städtischen Geschmack im bäuerlichen Wesen. Natürlich und fest mit der Landschaft verwachsen, aber ohne Plumpheit, mit einer gewissen Delikatesse. Das Nurbauernhaus ist hier so falsch, wie etwa ein strenges, prunkendes Stadthaus. Denn Räume wie Eßzimmer, Musikzimmer, Boudoir, Badezimmer, Veranda, Loggia kennt das Bauernhaus nicht, und doch muß ihre Art, Anlage und Ausschmückung wieder ganz anders sein, wie im Stadtpalast. Man sieht, der moderne Stil erwächst einfach aus dem modernen Leben, aus seinen Bedürfnissen, aus seiner Nüancierung und Mischung, und ein ganz erkanntes, angepaßtes, charakterisiertes Leben ist der moderne Bau, wenn ich so sagen darf. Er ist Lebensausdruck, Lebenszeuge. Und so wird hier um das Landhaus der Lustgarten und der Gemüsegarten sein müssen, Obstbäume drin und Beerensträucher, Reben und Spaliere, und Fichten und Birken und Pappeln und — viel, viel Rosen.

Das Mietshaus also, das Warenhaus — die Kaufhäuser auf dem Lande nennen sich heute alle gern Warenhäuser — das Fronthaus, ums kurz und allgemein zu sagen, wird wenig oder gar nicht verlangt. Daß das der Stilausbildung des Einzelhauses ungemein günstig sein muß, leuchtet ein. Daß aber trotzdem die Baukunst als solche noch nicht viel dabei gewonnen haben wird, sehen auch Fernerstehende voraus, wenn sie eben nur wissen, wie heutigen Tages gebaut wird. Immerhin ist schon einiges hierherum geschehen, das einen freuen kann.

Ebenso günstig wie fürs Einzelhaus sind auch diese halb städtischen, halb ländlichen Bedürfnisse für die Straßenanlagen. Davon ist allerdings rings herum noch am wenigsten zu merken, und wo ein guter Plan entsteht, ist allemal die Gefahr, daß ihn die Weisheit der Orts- und Baubehörden gründlich verdirbt. In der Architektur fehlt eben alle Freiheit. Die Bevormundung an allen Ecken und Enden läßt sie nicht zu Atem kommen. Ein wirklich schaffensfreudiger Architekt, der einmal weiß, was er will und mehr will, als ein paar Wände mit einem Dach drauf hinstellen, der innerlich sein will und stimmen will, reibt sich leicht auf

Digitized by Google

dabei, wenn ihm die Steine beständig in den Weg fliegen. Und jedenfalls ists auch dem Geh. Oberbaurat Hofmann, dem Leiter des hessischen Bauwesens, nicht immer möglich, die vom Bureaukratismus gebundenen Flügel zu lösen und freies Schaffen zu fördern. Denn das „Baugesetz" mit seinen Winkeln und Verstecken giebt dem Nachtgevögel manch sicheren Unterschlupf.

Wohl selten ist eine Gegend für die Schaffung schöner Straßenanlagen, die also einzelne, in sich abgeschlossene Viertel bedingen, günstiger als die Bergstraße. Allein schon der scharfe Gegensatz von Gebirg und Ebene bedingt eine ganz verschiedene Art der Anlage. Dann sind hier die vielen kleinen Thäler, die auf die Bergstraße ausmünden, die verschiedenen niederen Kuppen, die dazwischen liegen, und zuletzt ist die alte Anlage unserer Orte und Städtchen noch von besonderer Wichtigkeit dabei.

Unsere Vorderen bevorzugten zur Bauanlage zu allererst das Thal und seine flache Ausmündung. Das giebt allen Orten an der Bergstraße, die ans Gebirge direkt angelehnt sind, den eigenartigen Charakter, mit Ausnahme vielleicht von Zwingenberg, das einen wundervollen, terrassenartigen Aufbau hat. So hat also jeder Ort nicht mehr als eine, höchstens zwei Hauptstraßen, die Bergstraße selbst und die rechtwinkelig draufmündende Thalstraße. Mit dieser zieht sich der Ort dann längs ins Gebirge, — an der Bergstraße dehnt er sich in die Breite aus.

Der tieferen Ausdehnung nun in die Ebene hinein hat die Geleisanlage der Main-Neckar-Bahn einen Hauptriegel vorgeschoben, und es bleibt meist nur einiges Terrain zwischen dieser und der Bergstraße für Ebenebebauung übrig. Der Hauptverkehr — Wagenverkehr insbesondere — bleibt dann von einem solchen Viertel ganz von selbst fern, da er sich ja nur auf die eine oder die zwei Hauptstraßen beschränkt, und das betreffende Viertel kann ganz selbständig ausgeführt werden, mit Einzelhäusern und Gärten, in einem abwechslungsreichen Straßennetz — das eine Haus versteckt, in der Biegung der Straße sowohl wie im Vorgarten —, das andere hervortretend, — hier ist ein freier Platz geschaffen zur Straßenkreuzung, hier ist für verschiedene Straßen ein Mittelpunkt gebildet, — hier ist ein Eingang besonders hervorgehoben, je nach Bedarf durch eine Brücke, einen Eckbau, dort ist eine Kolonnade angelegt, die das Bauviertel unterbricht oder abschließt, oder umschließt.

In einer solchen Anlage muß der Eindruck der Straße als solcher möglichst unterdrückt werden. Jede Straße muß sein wie ein Weg zu jedem einzelnen Haus. Jedes Haus muß stehen wie ganz unzugehörig zum anderen, als der enge, geheiligte Bezirk, in dem sich ein einzelnes Leben abschließt und ausdrückt. Und doch muß es mit dem anderen zusammenhängen, „zusammengehen", nicht aufdringlich und äußerlich, wie in der Front, sondern künstlerisch, und das heißt wie zufällig, innerlich. Es muß der freie Blick geschaffen sein wie der lauschige Winkel, die laute Ecke wie das heimliche Ruheplätzchen. Wo aber eine Straße besonders ausgebildet ist, muß sie deutlich für alle sein, als breiter Weg, beschattet, bequem zum Ausweichen, einladend zur Begegnung, zu heiterem Ergehen, auf lange Strecke hin gerade vielleicht, zwischen hohen Pappeln, zwischen

Digitized by Google

blühenden Hecken — und, was bei uns überall so leicht möglich ist, mit der Richtung auf einen schönen, fernen Punkt, eine schöne Gebirgsbildung, oder gar mit einer künstlichen — einer künstlerischen Anlage: einem Brunnen, einer Bank, einem Denkmal.

Für Heppenheim war eine entsprechende Anlage geplant. Es wird aber trotz interessanter Straßenführung ein kaltes, kahles Arbeiterviertel werden. Aber selbst das Arbeiterviertel, warum soll's nicht künstlerisch sein können! Mehrkosten verursacht das Künstlerische doch nicht; denn das wahrhaft Künstlerische ist Einfachheit, höchste Einfachheit, Praktischkeit, Angemessenheit.

Hoffentlich lehrt die Anlage der Darmstädter Künstlerkolonie in der Beziehung das Publikum und die Behörden was, wenn sich alles Unverständnis über die roten, grünen, blauen Farben ausgeschimpft hat. Denn über alles, was nicht von gestern ist, und was man nicht versteht, schimpft man bei uns. Aber die Anlage der Kolonie, meine ich, muß sich ja jedem — einschmeicheln.

Eine ganz andersartige Aufgabe wird dem Architekten da, wo die Bebauung der Hügelkuppen notwendig geworden ist. Da sie den Orten das weithin sichtbare Gepräge geben werden — und das ist ja bei uns wegen des famosen Blickes aus der Ebene auf die Bergkette der Bergstraße von besonderer Wichtigkeit — und da sie so, für den von fern Betrachtenden, das Verdorbene im Stadtbild der Ebene auswetzen können, sollte auf sie eine besondere Sorgfalt verwendet werden. Man lasse nur Künstler heran. Ein schlechter Bau verdirbt hier alles. Bensheim z. B. kann sich nur so ausdehnen. In Heppenhein ist bereits ein gutwirkendes Villenviertel auf der Höhe geschaffen, das auch entsprechend in der farbigen Wirkung ist. Man sollte denken, das ansteigende Terrain, die höchsten Stellen, der absteigende Hang, sollte einen Künstler hier leicht verlocken, hier malerisch zu wirken. Er braucht ja gewissermaßen seine Häuser nur hinzustreuen. Als Künstler freilich! Dach-, Giebel-, Fenster- und Schornstein-Wirkung hat er dabei zu berücksichtigen, Verdeckungen, Verdrehungen, die natürlichen Verschnitte durch die Bodenbildung, die Perspektive, den Hintergrund, die Seitenhöhen, den Wald, die Weinberge, all das erfordert seine Aufmerksamkeit, sein — Gefühl! Der Kurort Auerbach bietet ein abschreckendes Beispiel. Eine seiner günstigsten Kuppen, die nach Norden, ist vollständig verdorben. Und das herrlich gelegene Auerbacher Schloß krönt dieses garstige Viertel. Ein weiteres, das der Geh. Oberbaurat Hofmann anlegt, wird hoffentlich den Schaden wieder gutmachen.

Und dann als letztes scheide man doch endlich recht deutlich Höhenhaus und Ebenehaus in seinem Charakter und welsche nicht wie eben flach und steil, aufsteigend und eben, bewegt und kastig durch einander, als ob es garnicht auf den Standort ankäme. Es spricht so viel mit beim Bauen, allerdings, — aber das löst sich leichter als man glaubt; es gehört nur zweierlei dazu: Phantasie und — Zucht! Künstlerische und Lebenszucht, wenn das nicht schon dasselbe ist. Aber das läßt sich all nicht anexaminieren.

Heppenheim a. d. B. Wilhelm Holzamer

Digitized by Google

Portugal

Nach langer Zeit hat die europäische Kapitalistenwelt einmal wieder auf interessante Vorgänge in Lissabon zu blicken, d. h. auf die leidenschaftliche Neigung der Portugiesen, möglichst ihr Wort zu brechen, sowie wiederum auf ihre Angst, einige Unannehmlichkeiten deswegen zu erfahren. Es war ein französischer Minister, der jetzt im Senat unversehens eine Interpellation einbringen ließ, und sie so energisch beantwortete, daß man sich wohl auf den Ernst der Situation gefaßt machen kann. Nun könnte man zwar sagen, die Coupon-Rede des Herrn Delcassé sei eine diplomatische Rede gewesen, in Sachen der Delagoa-Bahn. Aber mit einigem Gedächtnis dürfte man sich wohl erinnern, daß es nicht das erstemal ist, gerade die Franzosen außerordentlich strenge gegenüber den portugiesischen Zinsenbrechern auftreten zu sehen. Thatsächlich hat diese Offensive auch außerhalb Frankreichs, z. B. in Deutschland, sehr gut gefallen, und es wird schon mit einiger Spannung darauf gewartet, was denn nun die Herren in Lissabon zu thun gedenken. Wenn im englischen Parlament von Balfour erklärt wurde, daß man in Paris an eine wirkliche Anwendung von Gewalt nicht denke, so muß dies schon den Portugiesen einige Zuversicht geben, auf dem bisherigen Wege der ganz offenen Unehrlichkeit fortzufahren. Allein, so einfach liegen die Dinge doch nicht! Einerlei nämlich, ob die Franzosen schließlich Panzerschiffe an die portugiesische Küste beordern, oder ob sie es beim Reden bewenden lassen, man darf die Macht und den Einfluß Frankreichs in Portugal nicht unterschätzen. Das hatte sich bereits damals gezeigt, als in Sachen der portugiesischen Eisenbahnen plötzlich jener psychologische Moment eingetreten war, wo der deutsche Gesandte, damals Graf Bray, an der Grenze seiner unermüdlichen Vorstellungen angekommen war, der französische Gesandte aber durch seine sofortige Abreise die Portugiesen thatsächlich in Schrecken versetzen konnte. Der Einfluß der Franzosen auf alle möglichen Gebiete des Tajo-Landes ist eben seit Langem so groß, daß die deutschen Kapitalisten im Vergleich hierzu nur ganz geringe Repressalien in Händen hätten. Jenes brüske Auftreten rettete damals die ganze Angelegenheit und da der Minister des Auswärtigen, kein Geringerer als Casimir Perier, seine Gründe hatte, den Schein einer internationalen Aktion zu wahren, so bestand er ausdrücklich darauf, vor allem den deutschen Delegierten in Paris bei sich zu sehen. Es war eine rein formelle Reise, die in gar keinem Verhältnis zu der dann erfolgenden minutenlangen Audienz stand. Indessen wir konnten uns doch schmeicheln, eine andere Macht für uns mit die Kastanien aus dem Feuer holen zu sehen. Denn ein „Feuer" bleibt jede noch so kleine Kollision zwischen zwei Ländern, bei denen eines Tages dann unversehens die Gewehre wie von selbst losgehen könnten.

Warum Portugal seine Zahlungsverpflichtungen umgeht? Die Antwort ist ziemlich klar zu geben! Bei uns in Europa bezahlt man altes Geld, um neues und reichlicheres zu bekommen. Und die Portugiesen wissen nur zu gut, wie wenig Aussicht sie haben, eine große Anleihe in Paris, Frankfurt und Berlin durchzusetzen resp. hiervon auch die nötigen sehr fetten Provisionen für einige parlamentarische und diplomatische Vermittler abfallen zu sehen. Korrumpiert ist aber Portugal nur deshalb nicht, weil solche Verquickung von Bankgeschäft und Parteifehde eine ganz öffentliche ist, indem ja doch die ersten Kräfte einer solchen Komödie, vor Allem

Digitized by Google

der bekannte Graf Burnay, nur zu oft in den europäischen Hauptstädten als Anleihe-Agenten erscheinen. Im Grunde genommen hätte auch unsere Kapitalistenwelt keinen besonders produktiven Zweck bei der Finanzierung jenes Landes ins Auge zu fassen. Es ist ein kleines Königtum, dessen Chancen nicht wie bei dem unordentlich regierten Argentinien oder bei dem ordentlich regierten Mexiko sehr glänzend sind. Vielmehr ist im größeren Stile für unsern Handel und unsere Industrie von dort aus nichts zu hoffen, wozu nun noch kommt, daß dieses in seinen Hilfsmitteln einfache Land keine schlichten Menschen birgt, sondern verkniffene und spitzbübische. Selbstverständlich kann hierbei nur von den obern Zehntausend die Rede sein, mit denen das Ausland im Guten wie im Bösen zu verhandeln hat. Da aber jedes Volk einigermaßen verantwortlich gemacht werden darf für den Eigennutz und die Zweideutigkeit seiner leitenden Kreise, so hat man auch kein Recht, die edlen Portugiesen einfach in einen besseren Gegensatz zu ihren Regierungsmännern zu bringen. Es giebt ja gewisse Zukunftsmusiker, welche von dem Norden Portugals und dessen tüchtiger, geradsinniger Bevölkerung schließlich eine neue Zukunft des Landes erwarten, bis zu einer solchen Entwickelung aber auszudauern, ist den Besitzern von portugiesischer Rente wohl kaum gegeben.

Seitdem im Jahre 1888 das erste portugiesische Anlehen wieder an den internationalen Markt kam, kann man rundweg sagen, daß die Minister dieses Landes samt ihren Parlamentariern den fraudulösen Bankerott wollten, aber nur den einfachen Bankerott, dank der Energie der Mächte, zu erreichen vermochten. Wie viel in dieser Beziehung auch seitens unserer Bankwelt gesündigt worden ist, läßt sich kaum beschreiben, ohne ganze Bücher auszufüllen, aber schon um der heilsamen Lehre wegen, welche in der geschichtlichen Festlegung derartiger jahrelanger Geschehnisse liegt, sollte eigentlich ab und zu die Erinnerung daran wieder aufgefrischt werden. In diesem Sinne giebt es überhaupt leider noch keine Finanz- und Anleihegeschichte! Mündlich und traditionell pflanzen sich die betreffenden Erfahrungen fort, bis eine neue Generation aufkommt, die ahnungslos in das alte Netz von vor Jahrzehnten wieder hineingeht. Es hat Warner genug gegeben, als damals jenes große portugiesische Anlehen erfolgte; Warner in Paris und London, welche die Eigenart der Portugiesen sehr genau kannten und besonders deren mangelnden Rechtssinn immer und immer wieder hervorhoben. Dieser letztere Umstand war fast noch ungünstiger als die genauen Berechnungen über die geringen und nahezu erschöpften Hilfsquellen des Königreiches. Was hilft es, die alten Fehler zu beklagen? Jene Bankengruppe, welche damals frisch und fröhlich ein neues Anleiheland zu bebauen anfing und die alten Emissionsfirmen sogar zur Gefolgschaft zwangen, hatte immerhin ein Recht, auch auf andere Länder zu verweisen. War denn Ungarn, bevor es von unserer Hochfinanz konsolidiert wurde, etwa ein ernsthaft wirtschaftliches Land? Auch dieses trat in eine neue und fast ununterbrochen vorteilhafte Periode in dem Moment, als die internationale Bankwelt das Fortschreiten des Magyarenreiches geschäftlich zu entwickeln begann. Allein, es fehlte eben doch bei all diesen Kalkulationen dann in Lissabon der menschliche Standpunkt und dieser wird bekanntlich niemals durch den bloß ziffermäßigen ersetzt. Wer sich die Ungarn ansah, der wußte auch, daß man es hier mit einem modernen kräftigen und vorwärts strebenden Volke zu thun hatte, während die Portugiesen schwächlich, verkommen und raffiniert waren.

Digitized by Google

Indessen, selbst ohne eine solche Unterlassungssünde wäre die portugiesische Affäre nicht so ins Arge geraten, wenn nur die verschiedenen Finanzgruppen damals unter sich einig gewesen wären. Das war aber dort unten ein Wettbewerb bis aufs Messer, und kleinere Banken, die nachher am liebsten überhaupt nicht dabei gewesen sein wollten, empfanden eine ihnen aufgelegte Zurücksetzung als unverdiente Kränkung, die sie am liebsten auf der Stelle rächen mochten. Diese freieste Konkurrenz, von der im Prinzip das verzopfte Manchestertum selbst heute noch wie von dem einzigen Heile spricht, hat sich sowohl bei Portugal wie bei Argentinien unter Hundertmillionenverlusten gerächt. Als die leitenden Männer in Lissabon, anstatt nach Paris und Berlin reisen zu müssen, sich selbst unerwarteter Weise von unsern angesehensten Finanziers „bereist" sahen, verwandelten sich ihre bescheidenen Mienen in selbstbewußte, und sie waren es, die von nun an die Bedingungen diktierten. Auf diese Weise sind dann die portugiesischen Anlehen sofort zu Anlagepapieren kreiert worden, anstatt entsprechend den wirklichen Verhältnissen als einfache Spekulationspapiere. Das ganze Unglück lag eben in dem Kursunterschied von vielleicht 30 Prozent, denn die sofort hoch normierten Emissionskurse mußten natürlich von vorneherein ein Publikum anziehen, das sich seine Werte fest hinzulegen pflegt. Es war das ein Punkt, bei dem auch die öffentliche Kritik nicht das Wort nahm, weil sie es nicht zu nehmen verstand, weil sie über das fortwährende Addieren und Subtrahieren nicht zu einem höheren Gesichtspunkte gelangte.

Sehr schwer zu sagen ist es, ob dann die späteren Anlehen noch unbedingt von den betreffenden Konsortien für unbedingt gut gehalten wurden. Jene bekannte bittere Folge, daß, wer einmal A gesagt hat, auch B sagen muß, ist vielleicht allmählich jenen Finanzleuten aufgegangen, und ich erinnere mich noch sehr gut, daß auf meine Frage an einen sehr gescheiten Herrn dieser Gruppe, wozu denn die Portugiesen unaufhörlich neues Geld brauchten, die ironische Antwort erfolgte: „Zum Regieren!" Sicher ist aber, daß nachher, als der Zusammenbruch Portugals nicht mehr zu vermeiden war, auch die betreffenden Bankiers in rastloser Arbeit gut zu machen suchten, was noch irgend möglich war. Die Welt ist in dieser Beziehung etwas undankbar. Als z. B. eine der maßgebendsten Banken auf diesem Felde in ihrem Jahresbericht erklärte, sie besäßen keine Portugiesen mehr, legte man ihr diese materiell günstige Nachricht als moralisch ungünstige aus.

Auch heute ist nicht anzunehmen, daß Portugal ohne Zwang seine Pflicht zu erfüllen geneigt ist. Zwar schreitet das Land langsam vorwärts, das hält aber dort die zahllosen dunkeln Ehrenmänner, welche an der Krippe stehen, nicht ab, eine der vitalsten Angelegenheiten ihres Landes möglichst lange in der Schwebe zu lassen. Die europäischen Gläubiger sind wenigstens, was die besser unterrichteten Kreise betrifft, schon seit Jahren geneigt, eine minder verzinsliche, aber desto sicherer fundierte Abmachung mit Portugal zu treffen. Allein abgesehen von dem Mißtrauen gegen die Herren in Lissabon selbst, hat es auch unsern Gläubigern bisher an einer Führerschaft in dieser Angelegenheit gefehlt. Denn es gehört unsererseits moralischer Mut dazu, aus eigener Initiative eine Herabsetzung des Coupondienstes vorzuschlagen. Inwiefern nun dieses Land thatsächlich von England große Summen bezogen hat, sowohl für künftige Erwerbsrechte an der Delagoabay, als für gewisse militärische Gefälligkeiten bereits jetzt, ist absolut nicht zu ersehen. Das diplomatische Geheimnis in dieser Beziehung, das nun doch zum Teil schon mehrere Jahre

Digitized by Google

dauert, ist so glänzend gewahrt worden, daß über die Summen, welche Portugal zu erhalten hätte, oder ob es überhaupt etwas zu erhalten hat, absolut nichts in die Öffentlichkeit gedrungen ist.

Jedenfalls sind die Wege der portugiesischen Geldmacherei recht dunkel, und etwaige Ratenzahlungen von London aus oder Gewährung einer schwebenden Schuld durch City-Leute unter Empfehlung der britischen Regierung, sind keineswegs klar zu stellen. Thatsächlich gebraucht aber die Regierung in Lissabon fortwährend Barmittel, ohne diese zu besitzen. Für Leute von gutem Gedächtnis ist die Erinnerung vielleicht bei dieser Gelegenheit lehrreich, an jene erste Spannung, welche gerade wegen der Delagoabay zwischen England und Portugal entstanden war; eine Spannung, die zu umfassenden Kreditkündigungen seitens Londoner Warenkaufleute führte, bis dann noch der Baring-Krach hinzukam. Die Barings waren eben die alten Bankiers des portugiesischen Staates, und unter die unverschuldeten Unglücksfälle, welche das seiner Zeit plötzlich repudierende Portugal erlitten haben sollte, wünschte man neben der Krisis in Brasilien auch den Zusammenbruch Barings gerechnet zu sehen. Übrigens wäre es falsch, noch heute die Wirtschaftsverhältnisse Brasiliens in den alten Zusammenhang mit dem Mutterlande zu bringen. Das hat sich seit einigen Jahren stark geändert, während früher die Aufregung aller dortigen Handelskreise von der Besserung oder Verschlechterung der brasilianischen Verhältnisse abhing.

Eine Thatsache ist leider mit dieser ganzen portugiesischen Affäre zusammenzubringen, nämlich unser Börsengesetz, das man komischerweise auch Börsenreform nennt. Ist es doch erwiesen und bestätigt, daß in jenen einflußreichen Kreisen, welche ohne Verantwortung unsere Gesetze mit herbeiführen helfen, zahlreiche Kapitalisten von Rang und Würden waren, die an Portugiesen viel Geld verloren hatten. Das hat damals in der That genügt, fern von der Öffentlichkeit, aber darum nicht minder hartnäckig, eine eng geschlossene Schaar von Börsengegnern zu erzeugen. Es mag nun sehr ungerecht klingen, wenn irgend ein General oder hoher Zivilbeamter von seinen Privatverlusten aus ein ganzes weites Geschäftsgebiet für durchaus reformbedürftig hält, aber solche Empfindungen sind menschlich.

Kenner der portugiesischen Regierungsmaximen sowie auch ihrer Träger, glauben keineswegs so einfach an irgend eine Nachgiebigkeit, die ein wirkliches Zahlen bedeutet. Wir haben es dort nicht allein mit böswilligen Schuldnern, sondern auch mit geriebenen Komödianten zu thun. In dieser Beziehung bleibt früheren deutschen Delegierten eine entscheidende Sitzung bei den portugiesischen Eisenbahnen unvergeßlich, in welcher jene braven Leute, nachdem sie sich unversehens überlistet sahen, ihre Maske endlich fallen ließen und die getäuschten Spitzbuben nur zu natürlich spielten. Je gröber man mit diesen Herren verfährt, desto besser ist es.

S. v. H.

Digitized by Google

Bemerkungen

1. „Colly gegen Pape" ist die Überschrift eines Artikels, in dem uns die „Hamburger Nachrichten" am 3. März heftig angegriffen haben. Abgesehen von etlichen herausfordernden Grobheiten enthält dieser Artikel eine sachliche Unwahrheit, die wir natürlich berichtigen wollten. Allein unsere Bitte, in ihrem öffentlichen Sprechsaal, wo der Angriff erfolgt war, eine auf jede längere Polemik verzichtende Entgegnung abzudrucken, wurde von den „Hamburger Nachrichten" mit der Begründung abgelehnt, sie wollten sich mit uns „nicht befassen". Einigermaßen erstaunt wandten wir uns an den kampflustigen Verfasser des Artikels, der sich ja noch wenige Tage vorher so leidenschaftlich mit uns „befaßt" hatte, und bekommen zur Antwort, infolge eines Versehens des Setzers befinde sich im Text allerdings eine von uns „mit Recht gerügte Stelle"; in seinem Manuskript fehlten gewisse Worte: „an dieser Insinuation bin ich also unschuldig". Damit betrachtet der Ritter das Turnier als beendet oder „die Sache als erledigt", wie die Juristen sprechen. Wir danken für eine solche Erledigung! Aus Raumrücksichten kann Colly leider im „Lotsen" nicht antworten. Antworten wird er aber, und zwar liebend gern mit offenem Visier, da es ja der Mannesmut verbietet, sich hinter einem „durchsichtigen Pseudonym" zu verbergen!

2. Der Verfasser des im 22. Heft erschienenen Aufsatzes „Ein Pessimist vor zweitausend Jahren", Herr Hermann von Staden bittet uns, zu erklären, daß ohne sein Verschulden am Schluß des ersten Absatzes „Hundert — statt Siebenhundert — Jahre später" gedruckt worden ist. Zu unserm Bedauern beruht der Irrtum in der That einzig und allein auf einer Flüchtigkeit des Korrektors.

3. Gegen verschiedene Angaben der Essais „Aus Darmstadt" I und II sind uns von mehreren Seiten Bedenken ausgesprochen worden. Man behauptet, der Verfasser, Herr Morawe, sei über gewisse Vorgänge zu wenig orientiert gewesen, um durch ihre Schilderung nicht einzelnen Darmstädter Persönlichkeiten zu nahe zu treten, das Verdienst der einen zu gering, das der andern — auf Kosten jener — zu hoch anzuschlagen. Ohne irgendwie an der subjektiven Wahrheit der getadelten Darstellung zu zweifeln, haben wir im Interesse der Gerechtigkeit an geeignetem Orte Erkundigungen angestellt, und werden, sobald wir die Lage der Dinge übersehen zu können glauben, im „Lotsen" über das Ergebnis berichten.

D. R.

Verantwortlicher Redakteur: Carl Mönckeberg, Verlag von Alfred Janssen, Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), alle in Hamburg.

Digitized by Google

Nr. 24 I. Jahrgang

„Litterarischer Anzeiger" des Lotsen

Verlag und Geschäftsstelle: Alfred Jansen, Hamburg, Kaiser Wilhelmstr. 76.
Tel.: I, 388. — Erfüllungsort: Hamburg.

Paul Neff Verlag in Stuttgart.

Ein künstlerisches, wirklich gediegenes Geschenkwerk.

Andersens Märchen

Aus dem dänischen übersetzt von **Pauline Klaiber.**

V und 361 Seiten in kl. 4°

Mit 44 Vollbildern und 167 Abbildungen nach Zeichnungen von
Professor Hans Tegner, Kopenhagen.

Preis in englisch Leinen gebunden Mark 12.—

Andersens Märchendichtungen erschienen hier in einer Ausgabe, deren künstlerische Vollendung dem Werte dieser Lieblinge des deutschen Volkes voll und ganz entspricht. Seit langen Jahren schon hat sich der bekannte Illustrator mit seiner schönen Aufgabe beschäftigt und sie in meisterhafter Weise gelöst.

Seinen Kunstwerken stellt sich der Text — eine Original-Übersetzung von Pauline Klaiber — in feinsinniger Übertragung würdig zur Seite. Alt und Jung wird eine Freude an dem Buche haben.

Ein Urteil von vielen:

Mit Genuß verfolgt man die einzelnen Figuren, Personen, die wirklich etwas sind und die sich nicht in allen Prachtwerken herumtreiben. Ebenso reizvoll sind die feinen, geistvollen Kopf- und Schlußvignetten — und was mir besonders Freude macht: es ist nicht französelt oder geengländert oder gemenzelt, obwohl vom letzteren viel gelernt, aber auch viel verdaut wurde. — Es ist Tegner! — Max Klinger.

Zu haben, auch zur Ansicht, in den meisten Buchhandlungen.

Digitized by Google

Gesetzverlag Schulze & Co.

Das Erbrecht nach dem Bürg. Ges. von Dr. W. Brandis geb. M. 2.—
Das Recht der Ehegatten nach dem Bürg. Ges. von Dr. W. Brandis geb. M. 2.—
Das Vormundschaftsrecht nach dem Bürg. Ges. von Dr. W. Brandis geb. M. 1.20
Das Recht der unehelichen Kinder und der Annahme an Kindesstatt nach dem Bürg. Ges. von Dr. W. Brandis gdb. M. —.50.

BERLIN-GR. LICHTERFELDE.

Im Verlag von **Georg Reimer** in Berlin erschien soeben:

Heinrich Heines Krankheit und Leidensgeschichte.

Eine kritische Studie
von
Dr. med. **S. Rahmer.**

Preis Mk. 1.20.

Die besten Bücher über FRIEDRICH NIETZSCHE

Nietzsches Aesthetik *von DR. JUL. ZEITLER brosch. 3 M. geb. 4 M.*
Friedr. Nietzsche, *für den gebildeten Laien geschildert von DR. F. REINER brosch. 2 M.*

Verlag von **Hermann Seemann Nachf.**
Leipzig, Goeschenstr. 1.

Buchhandlung
C. BOYSEN
Grosses *Lager*
Heuberg 9
Hamburg.

Unentbehrlich

für jeden Gebildeten, der sich über die litterarische Bewegung des In- und Auslandes auf dem Laufenden halten will, ist

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber
Dr. Josef Ettlinger

Dritter Jahrgang

„Unentbehrlich ist ein oft „missbrauchtes Wort, aber „ich glaube hier doch „sagen zu dürfen, dass „Das litterarische Echo „für den, der sich für die „Litteratur interessiert und „mit ihr beschäf „tigt, wirklich **unentbehrlich** „ist.—(*Tägliche Rundschau.*)

„Namentlich für den Deutschen im Auslande geradezu **unentbehrlich** (*Der ostasiatische Lloyd.*)

„ . . . . Das litterarische „Echo, das sich in den zwei „Jahren, die seit seiner „Gründung verflossen sind, „eine feste Stellung erworben hat und in „der That bereits **unentbehrlich** „genannt werden kann." (*Norddeutsche Allg. Zeitung.*)

Das litterarische Echo

ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes sowie durch alle Postanstalten.

Postzeitungspreisliste No. 4489.

Vierteljahrspreis:
im Inland M. 3,—; im Ausland M. 4,—

Probenummern
versendet auf Verlangen
kostenfrei
der Verlag

F. Fontane & Co.
Berlin W. 35.

Die Hilfe

National-soziale Wochenschrift

Herausgeber **Friedr. Naumann-Berlin.**

Viertelj. M. 1.50 durch Post u. Buchhandel.

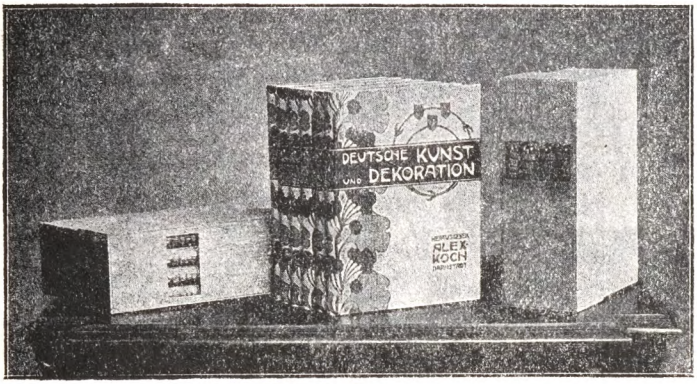
Bei Hamb. Centralagentur (St. Pauli, Thalstr. 67a, 2. H. pt.) M. 1.25 frei Haus.

Digitized by Google

Versuche und Ergebnisse

der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg.

171 Seiten. Brosch. 2 Mark, geb. 2 Mark 70 Pf.



Deutsche Kunst und Dekoration

Thatsächlich verbreitetste Zeitschrift für angewandte Kunst: Moderne Wohnungs-Ausstattung und -Schmuck, Malerei, Plastik, Architektur, Möbel, Tapeten, Teppiche, Keramik, Kunstverglasungen, Buchschmuck, Stickereien, Frauenschmuck. Schnellste Bekanntmachung von Ausstellungen mod. Künstler. Reichhaltigstes Vorbilder-Material für alle Künste (jährl. 800 Illustr.) Hinsichtlich mustergiltiger Buch-Ausstattung unübertroffen. Hochinteressant für Künstler, Kunstfreunde u. jeden Gebildeten.

Rapider Abonnenten-Zuwachs im In- und Ausland. Probe-Semester-Abonnement (6 reichillustrirte Hefte) Mk. 10.— (Ausland Mk. 11.—). Jahrgang I—III = 6 starke Semesterbände à Mk. 12.—. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes oder direkt von der Verlags-Anstalt in Darmstadt. Beginn des Jahrganges am 1. Oktober. Probeheft Mk. 2.50, Prospekt gratis.

VERLAG ALEX. KOCH DARMSTADT

Einsamkeit

Die Geschichte eines reinen Thoren

von

Richard Huldschiner.

Mit Umschlagzeichnung von Carl Moser.

2 Mark.

Verlag von Alfred Jansen in Hamburg.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Schicksale

Novellen von

Wilh. Poeck

INHALT: Junge Leiden. — Felicitas. — Im Schatten. — Knechtsehre.

2 Mark.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Digitized by Google

HAMBURG.

Orchester 40 Musiker. ✺ Orchester 40 Musiker.

Théâtre Variété I. Ranges.

Bevorzugter Aufenthalt
des vornehmen
Hamburger Familien-Publikums
und der Fremden.

Spieldauer: September-Mai.

Monatlich wechselndes Programm.

Näheres die Tageszeitungen.

Anfang an Wochentagen 8 Uhr, an Sonn- und Feiertagen 7½ Uhr.

Billet-Vorverkauf bei H. Käse, Alsterarkaden, und im Theaterbureau.

Das Hansa-Theater ist in nächster Nähe sämmtlicher Bahnhöfe gelegen. Ende der Vorstellungen gegen 11 Uhr; den auswärtigen Besuchern ist somit Gelegenheit geboten, noch die Abendzüge zu benutzen.

Digitized by Google

IN NEUEN FORMEN
entwirft und liefert
Architekt J. Oltmanns
Alterwall 12
Stadt- und Landhäuser
mit vollständiger künstlerischer Ausstattung.
Behagliche Wohnräume.
Einzelne Möbel.

Familienheim für Erholungsbedürftige
Dr. Schwartz, Arzt
Bad Oldesloe i. H.

Otto Speckters Katzenbuch
Mit Gedichten von Gustav Falke
50 Pfg.
Erfrischend wirken durch einen künstlerischen Hauch diese einfachen Federzeichnungen Speckters und die Verse Falkes, deren Humor so echt deutsch ist, deren Gedanken Kinder und Große in ihrer Weise verstehen und genießen werden. (Reichsbote).
Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Gustav Falkes Gedichte.
Mynheer der Tod Geb. 4 Mark
Tanz und Andacht Geb. 4 Mark
Neue Fahrt . . . Geb. 4 Mark
Mit dem Leben . Geb. 3 Mark
Gustav Falke bekundet — und das bleibt die Kunst aller Künste — eine ebenso hohe ethische wie ästhetische Reife, und der Mensch steht in keinem Stück dem Künstler nach.
Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Gustav Falke als Lyriker
Eine Auswahl aus seinen Dichtungen mit einer Einleitung von Dr. M. Spanier.
Geb. 2 Mk. 50 Pf.
Gustav Falke verdient in der That die Aufmerksamkeit aller, die für echte Dichtung ein warmes Herz im Busen tragen. Insofern begrüßen wir die geschickt getroffene Auswahl aus seinen Gedichten, die sich auch durch ihr hübsches Aeußere empfiehlt, mit Freuden. (Leipziger Zeitung).
. . Zu beziehen durch die Buchhandlungen . .

Präsident Paul Krüger
Transvaal Gold
habe preiswerth abzugeben.
An- u. Verkauf von Münzen.
K. Flörsheim
Lotterie — Bank — Geldwechsel
Concessionirter Hauptcollecteur staatlich erlaubter Lotterien.
Hamburg-St. Pauli.

Gustav Falkes Romane.
Aus dem Durchschnitt (2. Aufl.) Geb. 3 Mark.
Der Mann im Nebel Geb. 3 Mark.

Hamerlings Werke.
Volks-Ausgabe in 4 Bänden.
Herausgegeben von Dr. M. M. Rabenlechner.
Mit einem Geleitwort von Peter Rosegger.
55 Lieferungen à 50 Pfg.
Inhalt: Ahasver in Rom. — Der König von Sion. — Homunkulus. — Amor und Psyche. — Germanenzug. — Danton und Robespierre. — Venus im Exil. — Sinnen und Minnen. — Blätter im Winde. — Aspasia.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Hamburg-Amerika Linie

Direkter deutscher Post- und Schnelldampferdienst

Hamburg - Newyork

via Southampton und Cherbourg.

Hamburg - Newyork
Hamburg - Frankreich
Hamburg - Belgien
Hamburg - England
Hamburg - Portland
Hamburg - Baltimore
Hamburg - Boston
Hamburg - Philadelphia
Hamburg - Galveston
Hamburg - New-Orleans
Hamburg - Venezuela
Hamburg - Westindien
Hamburg - Mexico
Hamburg - Canada
Hamburg - Ostasien
Hamburg - Nordbrasilien
Genua - La Plata
Stettin - Newyork
Newyork - Mittelmeer
Newyork - Ostasien
Orientfahrten
Nordlandfahrten

ferner mit den Dampfern der **Deutschen Ostafrika-Linie**

Hamburg - Ostafrika

und mit den Dampfern der **Hamburg-Südamerikanischen D.-G.**

Hamburg - Brasilien
Hamburg - Argentinien
Hamburg - Uruguay

Oceanfahrt circa 6 Tage.

Nähere Auskunft ertheilt die

Hamburg = Amerika Linie

Abtheilung Personenverkehr,
HAMBURG, Dovenfleth 18—21,
sowie deren Vertreter.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Max Walther in Hamburg.
Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

I. Jahrgang 23. März 1901 Heft 25

P Germ. 270.2

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für Deutsche Kultur

Inhalt:

	Seite
Getreidezölle, Liberalismus und äußere Politik. Dr. Karl Volberg	815
Neue Hebbelspiegelungen. Felix Poppenberg	816
Gedichte. Alexander Krohn	824
Paradedrill und Paraden. C. v W.	825
Gymnasialklassen für Mädchen. Anna Süßmann-Ludwig	827
Die Zukunft der Straßenbahnen II. Gustav Cohn	829
Hamburgisches Theater V. Carl Mönckeberg	836
Geschäftsmann und Politiker. S. v. H.	842

Redaktion: C. Mönckeberg und Dr. Heckscher

Verlag: Alfred Janssen, Hamburg

Bezugspreis 5 Mark vierteljährlich. Ein einzelnes Heft 50 Pfennig.

Digitized by Google

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur

erscheint 52 mal im Jahr, am Sonnabend.

Der Abonnementspreis beträgt **Mk. 5.—** für das Vierteljahr, Ausland **Mk. 6.50.**

Einzelne Hefte kosten **50 Pf.**

Die Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements-Bestellungen entgegen.

Adresse der Redaktion: **Hamburg, Kaiser Wilhelmstraße 76 II.**

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden im Falle der Ablehnung nur zurückgesandt, wenn das Rückporto mitgeschickt ist.

Es wird gebeten, wegen Besprechung neuer Werke vorher bei der Redaktion anzufragen. Für unverlangt eingesandte Werke wird jede Verantwortung abgelehnt.

Für Unterredungen ist eine vorherige Ansage — Telephon (I. 388) — erwünscht.

Nachdruck der Beiträge ist verboten.

Von den Mitarbeitern des „Lotsen" seien erwähnt

Dr. Th. Achelis-Bremen — Prof. G. Adler-Kiel — Hermann Bahr-Wien — Peter Behrens-Darmstadt — Ed. Bernstein-London — Prof. E. Bethe-Basel — Dr. Albr. Bethe-Straßburg — Prof. Blondel-Paris — Helene Böhlau-München — Prof. Braun-Straßburg — Prof. Brentano-München — Prof. Brensig-Berlin — Dir. Brinckmann-Hamburg — Carl Bulcke-Altona — Dr. H. Bulthaupt-Bremen — H. St. Chamberlain-Wien — Prof. Cohn-Göttingen — Prof. Dessoir-Berlin — Prof. Ehrenberg-Rostock — Dr. H. Embden-Hamburg — Otto Ernst-Hamburg — Dr. E. Ertl-Graz — Gustav Falke-Hamburg — C. Ferdinands-Bonn — Prof. Foerster-Berlin — J. Folnesics-Wien Ilse Frapan-Zürich — Georg Fuchs-Darmstadt — Maximilian Fuhrmann-Altona — Dr. Joh. Gaffken-Hamburg Paul Geisler-Posen — Dr. R. Graul-Leipzig — Leo Greiner-München — Hauptmann Dr. Günther-Bern — — Landesrat Hansen-Kiel — Ernst Hardt-Athen — Prof. Hasbach-Kiel — Professor Hensel-Heidelberg — L. von Hofmannsthal-Wien — W Holzamer-Heppenheim — S. v. H.-Frankfurt — Dr. J. Jastrow-Charlottenburg — Max Kalbeck-Wien — Direktor Kautzsch-Leipzig — Wolfgang Kirchbach-Berlin — Prof. Koester-Leipzig — Dir. Kraepelin-Hamburg — Gustav Kühl-Berlin — Lothar von Kunowski-München — Prof. Lamprecht-Leipzig — Prof. Lange-Tübingen — Dr. C. F. Lehmann — Dr. F. von der Leyen-München — Dir. Lichtwark-Hamburg — Detlev von Liliencron-Altona — Prof. Litzmann-Bonn — Prof. Lotz-München — Prof. Marcks-Leipzig — C. Ferd. Morawe-Darmstadt — Börries Frh. von Münchhausen-Windischleuba — Prof. Münsterberg-Cambridge (U. S. A.) — Pfarrer a. D. Naumann-Berlin — Momme Nissen-Hamburg — Dr. C. Nörrenberg-Kiel — Herm. Obrist-München — Oda Olberg-Genua — G. Frh. von Ompteda-Dresden — Dr. M. Osborn-Berlin — Dr. G. Pauli-Bremen — Prof. Paulsen-Berlin — Dr. G. Pfeffer-Hamburg — Prof. v. Philippovich-Wien — Prof. Platter-Zürich — Dr. F. Poppenberg-Charlottenburg — Prof. W. Rein-Jena — Dr. Mil. Richter-Leipzig — E. Freiin von Richthofen-Karlsruhe — Prof. Rickert-Freiburg — Prof. Riehl-Halle — R. M. Rilke-Schmargendorf — Peter Rosegger-Graz — Dr. Karl Schäfer-Bremen — Wilhelm Schäfer-Düsseldorf — Paul Scheerbart-Breege — Prof. Schmoller-Berlin — Prof. Schneegans-Würzburg — Arthur Schnitzler-Wien — Wilhelm von Scholz-Konstanz — Paul Schultze-Naumburg-Berlin — Dr. G. Seelig-Hamburg — Dr. Arthur Seidl-München — Prof. Sering-Berlin — Franz Servaes-Wien — Camillo Sitte-Wien — Prof. Stein-Bern — Dr. Alex. Tille-Bonn — Prof. Ferd. Tönnies-Altona — Dr. H. Ubell-Graz — Prof. Waentig-Greifswald — Prof. A. Wagner-Berlin — C. von Wartenberg-Berlin — Sidney und Beatrice Webb-London — Dr. M. Wittich-Hamburg — Dr. W. Wittich-Straßburg — Prof. Wölfflin-Berlin — Dir. Woermann-Dresden — Prof. Zitelmann-Bonn.

Einbanddecken für den „Lotsen"

(Halbjahrsband)

sind zum Preise von **Mark 1.—**

durch die Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen. Bestellungen werden baldigst erbeten.

Alfred Jansen
Hamburg, Kaiser Wilhelmstr. 76.

HARVARD COLLEGE

Digitized by Google

DER LOTSE

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur • Redigiert von Carl Mönckeberg und Dr. S. Heckscher

Kunst und Wissenschaft Volkswirtschaft und Politik

I. Jahrgang 23. März 1901. Heft 25

Getreidezölle, Liberalismus und äußere Politik

Gestatten Sie einem Manne, der weder einer der liberalen Parteien angehört, noch Agrarier ist, einige Worte zu der geplanten Erhöhung der Getreidezölle zu sagen. Die Bedenken der liberalen Parteien, zu denen auch die sozialdemokratische gerechnet werden mag, kann ich wohl begreifen, obwohl ich mir die Wirkungen der Zölle nicht so schablonenhaft einfach vorstelle. Daß in allen Fällen der städtische Arbeiter nach deren Einführung gezwungen sein wird, sich schlechter zu ernähren, scheint mir eine Versündigung gegen die gereinigte Lehre von der Überwälzung der Steuern, welche die neuere Nationalökonomie aufgestellt hat. Es ist sehr wahrscheinlich, daß gar nicht oder schlecht organisierte Arbeiter die ganze Last auf sich nehmen müssen, es ist ebenso wahrscheinlich, daß stark organisierte Arbeiter ihre Löhne um den ganzen Betrag oder um einen Teil der Zölle erhöhen werden, wobei nicht vorauszusehen ist, ob und wie weit die Unternehmer die Unkosten den Konsumenten zuzuschieben vermögen. Sind die gewerblichen Schutzzölle hoch, dann mögen in der That die industriellen Unternehmer nur Steuerzahler, aber keine Steuerträger sein. Verhält sich dies so, dann müssen die Landwirte einen großen Teil ihrer Einnahmen wieder abgeben. Welchen Einfluß die vergrößerte Kaufkraft der landwirtschaftlichen Bevölkerung auf die Thätigkeit der Gewerbe und des Handels haben werden, läßt sich ebensowenig übersehen. Was man also allein sagen kann, ist dies: die Zollerhöhung wird den ganzen volkswirtschaftlichen Organismus einer schädlichen oder heilsamen Erschütterung aussetzen, es wird eine andere Verteilung des Nationaleinkommens stattfinden.

Ehe man nun diesen Sprung ins Dunkle wagt, hat man die Pflicht, sich wenigstens darüber klar zu werden, ob die gesamte Landwirtschaft eines erhöhten Schutzes bedarf. Und dies wissen wir bis auf den heutigen Tag nicht oder nicht genügend. Es wäre die Pflicht der liberalen Parteien und der liberalen Presse gewesen, uns aus dem Zustande der Redereien

Digitized by Google

und entgegengesetzter Behauptungen herauszuführen. Seit zehn Jahren hätte sie fordern müssen: eine parlamentarische Untersuchung über die Lage der Landwirtschaft. Eine derartige Enquête hätte keine Partei abweisen können, da man sich zu diesem Schritte mehrmals entschlossen hat. Man hätte die agrarischen Führer vorladen, die Landwirte zur Vorlegung der Wirtschaftsbücher veranlassen können, man wüßte endlich, bei welcher Gutsgröße der Zoll wirksam wird. Wären die Landwirte nicht bereit gewesen, ihre Lage offen darzulegen, dann hätte man schließen können, daß ihre Behauptungen übertrieben seien.

Die liberalen Parteien haben dieses Verfahren zwar nicht beliebt, aber es ist noch immer Zeit, es ins Werk zu setzen.

Von ganz besonderer Wichtigkeit wäre es nun, sich darüber klar zu werden, ob der bäuerliche Grundbesitz in der relativ größeren Viehhaltung ein Mittel besitzt, von dem Schwanken der Getreidepreise unberührt zu bleiben. Es ist oft behauptet worden, auch ein Teil der liberalen Presse hat sich zu dieser Meinung bekannt, aber niemals hat die Partei hieraus die praktischen Konsequenzen gezogen. Sie hätte die Vermehrung des Bauernstandes energisch, nachhaltig fordern müssen, aber sie hat sich damit begnügt, zu räsonnieren.

Und endlich wäre es noch einer Untersuchung wert gewesen, ob jene gewaltige Agitation der Agrarier nicht ihren letzten Grund in der deutschen Adelsverfassung hat. Sie gewährt jedem Kinde Adelstitel und Adelsrang und zwingt es damit zur adligen Sitte und adligen Lebensführung. Selbst wenn die Einnahmen aus der Landwirtschaft nicht zurückgegangen wären, würden sie immer weniger zu der Führung adliger Lebenshaltung einer immer größeren Zahl von Menschen genügen. Dabei darf nicht übersehen werden, daß die Lebenshaltung selbst durch die Zunahme des bürgerlichen Reichtums eine höhere geworden ist. Ein deutscher Edelmann sprach es in dem Aufsatze „Adel" der 1. Auflage des Handwörterbuches der Staatswissenschaften unumwunden aus, die Einnahmen des deutschen Adels seien zwar gestiegen, aber nicht im nämlichen Maße, wie diejenigen des reichen Bürgertums.

Niemals hat die liberale Presse es der Mühe für wert gehalten, den starken Einflüssen der deutschen Adelsverfassung auf das öffentliche Leben gründlich nachzugehen und sie ihren Lesern immer wieder vorzuführen. Sie würde sie nicht bloß gefunden haben in der zunehmenden Zahl der Mesallianzen, in den unglaublichen Artikeln des deutschen „Adelsblattes" — von beiden nimmt sie Notiz —, sondern auch in dem Bestreben, die Zahl der Fideikommisse zu vermehren, gewisse Karrieren dem Adel vorzubehalten, seine besondere Befähigung hierfür zu behaupten, sie würde sie gefunden haben in dem Tone gewisser studentischen Korporationen und vielleicht in dem geistigen Herabsinken des preußischen Beamtentums. Sie wäre darin zu der Folgerung gedrängt worden, eine Reform der Adelsverfassung sei einer der wichtigsten Schritte der deutschen Politik: die Wiederaufnahme der Vorschläge zweier Edelleute, des Freiherrn vom Stein und des Königs Friedrich Wilhelm IV.

Digitized by Google

Eine letzte Bemerkung aber möchten wir nicht als Vorwurf betrachtet wissen. Die liberale Partei und ihre Presse haben nie den politischen Charakter wirtschaftlicher Maßregeln begriffen, obwohl in Deutschland selten ökonomische Gesetze aus rein ökonomischen Motiven erlassen worden sind. Das liegt aber in der Entstehung des wirtschaftlichen Liberalismus begründet: er ist als ein reines Wirtschaftssystem geschaffen worden.

Betrachten wir aber den Schutz der Landwirtschaft als Glied der deutschen Politik, so erscheint er uns in einem ganz verschiedenen Lichte. Er ist dann ein Mittel, sowohl um die Sympathieen der süddeutschen Landwirte zu gewinnen, wie auch, um die deutsche Faust jenen Mächten zu zeigen, welche in den letzten Jahren die deutsche Politik in einer Weise durchkreuzt und geprellt haben, daß der patriotische Zorn jeden Deutschen überwältigt haben müßte — wenn er dessen fähig wäre. Unvergessen soll es bleiben, daß das eine dieser Länder, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, unserer Volkswirtschaft seit Jahren die schwersten Wunden geschlagen hat und uns gegenüber Alles für erlaubt hält. Die russische und amerikanische Politik sind nur der Ausdruck der Geringschätzung, mit der Mr. Swinekiller und Pan Knutsky-Wottkinski den deutschen Namen bedenken. Man hat wohl gemeint, Rußland und die Vereinigten Staaten könnten sich gegen uns verbinden. Politisch sind sie es schon, und was können sie wirtschaftlich einander bieten? Beide sind Agrarstaaten, die eine starke Industrie zu schaffen suchen. Beide haben landwirtschaftliche Überschüsse abzugeben. Die Vereinigten Staaten könnten Rußland mit einem großen Teile der von diesem importierten Industrieerzeugnisse versehen, so stark ist die amerikanische Industrie schon jetzt entwickelt, aber womit soll Rußland sie bezahlen? Soll es etwa nach Lowell und Pittsburg Lebensmittel schicken, an denen man Überfluß hat? Und wohin soll Rußland seinen Roggen verkaufen? Zudem ist Nordamerika durch seine stark wachsende industrielle Produktion gezwungen, uns nicht zum Feinde zu machen. Industrieländer sind, wenn sie hoch entwickelt sind, die besten Märkte für Industrieländer. So scheint der Plan eines Wirtschaftsbundes zwischen Rußland und den Vereinigten Staaten eine starke Ähnlichkeit mit dem Projekte der beiden Berliner Assessoren zu haben, die sich mit einander verheiraten wollten.

Rußland und die Vereinigten Staaten sind also auf unsere Freundschaft angewiesen und die Erhöhung der Zölle kann ein Mittel werden zur Herbeiführung eines friedlichen Zustandes der äußeren Politik.

Berechtigt mag die Frage erscheinen, ob die Ausführung einer parlamentarischen Untersuchung nicht überflüssig ist, wenn die Erhöhung der landwirtschaftlichen Zölle als ein Mittel der äußeren Politik anzusehen ist. Demgegenüber sei kurz darauf hingedeutet, daß Mittel nie eine selbständige Bedeutung haben, daß sie in dem Augenblicke gleichgiltig werden, wo sie ihren Zweck erfüllt haben. Dann aber könnte das Projekt der Erhöhung der Zölle wieder einen rein wirtschaftlichen Charakter annehmen.

Rom Dr. Karl Volberg

Digitized by Google

Neue Hebbelspiegelungen

Der Titel „Nachlese" ist für die soeben erschienenen beiden Bände Hebbelbriefe* mit ihrem vollen Reichtum an Szenen und Gestalten, Bildern und Blitzen, bescheiden gewählt.

Diese Briefe, die Hebbel in allen seinen äußeren Lebensverhältnissen, klar und vielseitig exponieren, die uns tiefe Blicke in die von ihm selbst mit eherner Wahrhaftigkeit und scharfgeschliffenen Verstandessonden durchfurchte chaotische Innenwelt verstatten, sind kein Lebensanhang, sondern ein Lebensspiegel.

Durch die vom Herausgeber mit klugem Takt gegebenen überbrückenden Anmerkungen, die aus den Brief- und Tagebuchbänden früherer Publikation Farbe und Stoff zur Ausfüllung der Lücken nehmen, rundet sich die Kette zum Ring.

Die chronologische Gruppierung hat höchsten psychologischen Reiz durch das Entwickelungsschauspiel, durch die Mischung der Stimmungen. Ein Mensch wie Hebbel, der in jedem Moment den drängenden Zwang fühlt, sich auseinanderzusetzen, der, wie er selber sagt, alles nur in völliger Konzentration thun kann und der „selbst beim Abfassen eines Waschzettels" noch Artist ist, kann nie leere Briefe schreiben, und er kann auch nie nur Momentanberichte geben. Er faßt, in ringender Objektivierung sich immer als eine Totalität, so fallen auf den Augenblick stets von allen Seiten, vor Allem aber aus der Vergangenheit Lichter. Das Retrospektive und das Resümierende spielt eine wichtige Rolle. Und dadurch erhalten diese Bände einen den Begriff der „Nachlese" weit überragenden autobiographischen Charakter.

* * *

„Ich bin einundzwanzig Jahre alt und für die Aufgabe meines Lebens ist nichts geschehen", so fangen diese Hebbelbriefe in Wesselburen, der kargen Heimat, an und die Stimmung dieser von kleinlichster Not eingeschränkten und dabei von peinlichstem Ehrgefühl verzehrten Jugend ist: „Andere arbeiten für ein Leben von Genuß; ich kämpfe um einen ehrenvollen Leichenstein."

Die Geschichte der Hebbelschen Jugend, die stofflich durchaus bekannt ist, wird hier noch schärfer, als es je bisher geschah, aus der Sphäre der Armenleutemalerei herausgehoben. Nicht die Entbehrungen sind das Schlimmste, sondern die Demütigungen. Hebbel hatte weniger durch die Not, als durch die Wohlthäter zu leiden. Und schneidender und bitterer als seine Klagen über die Enge ist sein gequältes, verzweiflungsvolles Hülfeschreien aus den Tiefen der Erniedrigung. Eine „heilige Angst" um die Ehre verzehrt ihn; wie einen „moralischen Mordversuch" empfindet er

* Friedrichs Hebbels Briefe. Unter Mitwirkung Fritz Lemmermayers von Richard Maria Werner herausgegebene Nachlese in zwei Bänden 1833 bis 1863. Berlin, B. Behrs Verlag (E. Bock).

Digitized by Google

Taktlosigkeiten. Charakteristisch für seine Qual und Empörung und zugleich für den dialektischen Drang ist das viele Seiten lange Memorial, in dem er gegen seine schlimmste Wohlthäterin, Frau Amalie Schoppe, einen Prozeß wegen verletzten Gefühls anhängig macht, mit brennenden Augen und fliegender Hand und krampfhaft erzwungener Ruhe des Tons ihr ihre Vergehen gegen die Menschlichkeit vorhält und zum Schluß fast flehentlich um eine Genugthuung bittet: „das Leben ist kurz und ich kann mich nicht fortwährend der Gefahr aussetzen, Monat nach Monat in empörtem Gefühl zu verlieren."

In zwei Frauengestalten spiegelt sich das Leben Hebbels, das umnebelte der dumpfen, düsteren Entwickelungsjahre in Elise Lensing, und sein zweites Leben in Stolz, weltüberwindender Erkenntnis und einer bei dieser so drangvollen Natur überraschenden heiteren Beschaulichkeit in Christine Enghaus, die seine Gattin wurde.

Das ist eine traurige Liebe zu Elise, wie eine Flucht aus einer eckigen kantigen Welt voll Tücken und hämischer Bosheiten des Zufalls in einen Winkel, wo ein anderes gequältes Geschöpf sitzt. Trost kann das auch nicht geben, aber es ist doch immerhin menschlich anteilvolle Gegenwart, man kann eine Hand halten und — Hebbels apoplektische Seele brauchte das, um nicht zu ersticken, — man kann sich aussprechen.

Vor Elise giebt er sich ganz in dem „Unstäten, Beweglichen, Chamäleonartigen", das sein Inneres zu einem bald weißen, bald finsteren Nebelknäuel macht und er findet für sie die tiefsten Worte: „O, es ist oft eine solche Verwirrung in meiner Natur, daß mein besseres Ich ängstlich und schüchtern zwischen diesen chaotischen Strömen von Blut und Leidenschaft, die durcheinander stürzen, umher irrt; der Mund ist dann im Solde der dämonischen Gewalten, die sich zum Herrn über mich gemacht haben, und ganz bis ins Innerste zurückgedrängt, sitzt meine Seele wie ein Kind, das vor Thränen und Schaudern nicht zu reden vermag und nur stumm die Hände faltet."

In solchen Briefen sehen wir Hebbel wie Heinrich Kleist „auf den Knieen seines Herzens". Er nennt Elise seinen „Schutzgeist", die einzige, „bei der er von dem Fluch und der Schande unseres ganzen Geschlechtes, dem Egoismus, nie etwas entdeckte." Und doch fühlt man in diesen ekstatischen Beteuerungen und Anklagen heimlichen Druck.

Es giebt Momente, da das Unglück sie vereinigt in leidenschaftlichem Aneinanderschließen, da Elisens stets hilfsbereiter Opfermut Hebbel das Herz zerreißt, es waltet im Grunde aber doch unausgesprochen und vielleicht anfangs auch nur halb gefühlt eine Galeerenstimmung. Die Gefangenen im Druck der gleichen Kette neigen sich zu einander, doch der eine, der stärkere, der die Schwungfedern fühlt, weiß: das ist noch nicht die letzte Station seines Lebens und wenn er aus diesen schmerzen- und thränenreichen Tiefen zur Höhe will, dann muß die ganze Vergangenheit dort unten bleiben, auch die arme graue Sorgenschwester, auf deren gebeugtem Nacken alle Erinnerungen schwer drückend, lebenverdüsternd lasten.

„Wie ein Totenschleier hat diese Verbindung ohne Liebe fast zehn

Digitized by Google

Jahre über meinem Leben geruht, alles Unwahre, Fundamentlose muß einmal ein Ende nehmen," schrieb er 1846.

Den Schleier hatte Hebbel in Wien zerrissen. Sein Leben war im Aufgang, „Judith", „Genoveva", „Maria Magdalena" sind geschrieben: „nach so vielen mageren ein fettes Jahr" und in solchen glücklichen Tagen die Begegnung mit einer weiblichen Vollnatur. Es ist Christine Enghaus, die Tragödin, die Gestalterin, die seine Judith fertig in sich trägt, die durch ihre ganze Persönlichkeit den Dichter all das Kleinliche der Vergangenheitsmisere vergessen macht: „Mir ist, als ob das Leben, ja ich selber erst jetzt wieder mein geworden wären." Zum ersten Mal fühlte er sich erlöst von dem „Gefühl des Rings, in den wir alle eingepreßt sind."

Stark wirksam wird seinem Bewußtsein das, was in seinen Dramen und seiner Kunstlehre solche Rolle spielt: die Notwendigkeit.

Agnes Bernauer muß das „reinste Opfer der Notwendigkeit" werden, daß nicht die „Ordnung der Welt" gestört werde. Auch Hebbel empfand sich, wenn er es auch nicht so präzisiert aussprach, als eine Welt, und er wußte, daß diese Welt in einer Ehe ohne Liebe, beschwert durch äußere Sorgen („ein Kind ist ein Wechselbrief, den ich nicht bezahlen kann"), untergehen würde, in dieser neuen Verbindung aber neu aufblühen könnte. Er fühlte, daß das Schicksal ihm einen Augenblick die Hand bot, ihm die alte Schuld zu zahlen, und er griff zu. Und sein künftiges Leben beweist, daß er für sich recht gehandelt.

Diese Briefbände geben zum erstenmal Hebbels Liebesbriefe an seine Frau. Und in ihnen blüht wirklich ein Aufleben, als rieselten verdorrte Quellen frisch. In den Jugendbriefen kehrt oft die Klage über die grausame Unterdrückung der Heiterkeit wieder, über seine unglückliche Liebe zu freien unbefangenen Lebensmomenten, denen man sich jauchzend geben kann, in diesem zweiten Leben ist ihm das alles geworden. Und wenn in den Briefen an Elise finstere Dämonen spielen, der „Kampf des heißen Bluts, der das Gehirn verdüstert" schwelt, und Bitterkeit und Elend sich ins Auge sehen, so zeigen diese Briefe einen ganz anderen Hebbel, einen Idyllischen, einen Humoristen, einen Fertigen, Vollendeten, der „in dem Begriff der Notwendigkeit wie in einer Burg wohnt."

* * *

Es sind Briefe ganz reiner Stimmung, ganz reinen Gefühls. Sie schweben in einer ausgeglichenen Herzensheiterkeit, die uns an diesem drangvoll Glühenden fremd ist.

Reisebriefe sind es zumeist, aus München, „von den Schlachtfeldern seiner Jugend" und Weimar, von den Fahrten zur Aufführung seiner Stücke, später auch aus Paris und London. Die Trennungsgefühle, die einfach und echt ausgesprochene Sehnsucht nach der Frau und den Kindern, die sichere, festgegründete, von umnebelnder Leidenschaft glücklich erlöste Zusammengehörigkeit im höchsten Vertrauen, läßt manchmal an den Festesten der Festen, an Bismarck denken. Schon in seiner Sprache zeigt sich das.

Digitized by Google

Er, der sonst so gern mit bildender Hand in die Nacht und zu den Sternen greift, den Aufruhr des Innern in Visionen elementarer Urkraft zu bannen, spricht hier ganz schlicht und häuslich, er hat Scham, zu volle Worte zu gebrauchen, und er erklärt Christinen einmal, warum er kein Gedicht auf sie machen könne. Er müßte da nach der höchsten Vollendung der Form streben, „und die Form erkältet alles Subjektive, da sie verallgemeinert." Drum sagte er lieber zu der lieben Frau: „Du guter, guter Pinscher", und in diesen Ausruf geht mehr von seinem Herzen hinein, als in tausend Gedichte. Das Kindliche dieser bunt zusammengesetzten Seele, das in ihr neben starrer, trotziger Rücksichtslosigkeit, ehernem Egoismus, dämonischer Haßfähigkeit, neben scharfen Zähnen und Krallen und timonischer Verachtung wohnt, plaudert hier harmlos und glücklich. Er giebt seine Zärtlichkeit mit drolligen Kosenamen aus der von ihm so liebevoll gehegten Tierwelt wieder. Der Luzifer, der aus Höllenflammen den Holofernes, den düster flackernden Herodes, den verzehrenden Golo ballte, der in krampfigen Zuckungen der geschwollenen Adern sein Blut verspritzte und in das Kreißen der zischenden, sich widerstrebenden und doch zur Vereinigung gezwungenen Elemente mit kalten Augen blickte, unterschreibt sich hier als „das alte Nurerl", das nur fälschlich auf den Namen Hebbel und nun gar durch Maximiliansordens Gnade Friedrich von Hebbel eingeschrieben sei.

Nun füttert er in Gmunden auf eigenem Grund junge Ziegen, die in seinem Obstgärtchen herumspringen, und unterrichtet junge Elstern im Sprechen.

Sein Wesen entfaltet Liebenswürdigkeiten und Gütigkeiten, die man nicht vermutet hätte. Er schreibt auch jetzt noch, wenn er sich beeinträchtigt glaubt — im Ehrenpunkt ist er so empfindlich wie einst —, die entschiedensten Briefe. Er scheut sich niemals in lauer Vorsichtigkeit Direktoren, Redakteuren, die er sich eigentlich gut halten müßte, die Wahrheit zu sagen. Aber er ist gegen alle, gegen die es bequem und ungefährlich wäre, Groll auszutoben, in kritischen Situationen milde und menschlich.

Er bemüht sich, Verstimmungen und Mißverständnisse aufzuklären, er geht sogar auf die religiösen Debatten eines Pfarrers ein, der offenbar Beelzebub aus ihm austreiben wollte. Er verwahrt sich dagegen, daß er als „schroff und unzugänglich" verschrieen ist und seine Landsleute verleugnete, und er sagt — die alte Jugendbitterkeit steigt noch einmal auf —, wenn er jemand nicht kennen wollte, so hat es sicher eine Zeit gegeben, wo der seine Mutter oder seinen Bruder nicht kannte.

Für das arme Wesselburen, wo sein Bruder noch lebt, hat Hebbel immer noch eine aus Grauen und Wehmut gemischte Sympathie und den Bruder hat er einmal in dessen kläglicher Bauernwirtschaft bei Kartoffeln und Kaffee aufgesucht. Und er verzeichnet für Christine den Eindruck. Der Bruder ist auch ein richtiger Hebbel, er hat, schrecklich zusammen gebrochen und von ganz krampfhaftem Wesen, doch den Ehrgeiz des Vaters, der „seine Armut auch ängstlich versteckte, wie der Geizhals einen Schatz, und gern hungerte, wenn der Nachbar ihn nur für satt hielt".

* * *

Digitized by Google

Doch nicht nur den Hebbel intime, wie er von allem wirren Wesen in seiner kleinen lieben Welt eratmete, sehen wir. Der andere Hebbel tritt auch hervor, der Hebbel, der auf Möricke wie ein „Bergsturz" wirkte, wie eine Darstellung des König Lear.

Die ganze strotzende Originalität dieses Beobachters und Sehers, spielt in kaleidoskopischem Treiben; das Ungestüm, das sich mit Prankenschlag auf alle Eindrücke stürzt, das leidenschaftliche Vollergreifen aller Stimmungen, der Sinn für das Aparte, für alle Mischungen, für Groteskes und Komik tummelt sich in diesen Reisebriefen, die unter dem Titel gehen können „wie ich es sehe".

Hebbel, hat einen fieberhaften Hunger nach Eindrücken: „Ich habe Organe für die Welt und bedarf der Welt, ich wäre, das weiß ich gewiß, bei einer freundlicheren Jugend ein ganz Anderer geworden, und da sich die Grundfäden der Genesis nun einmal nicht mehr abändern lassen, so habe ich wenigstens für einen möglichst bunten und mannigfaltigen Einschlag zu sorgen, damit sich nicht alles in Nacht und Nebel verliere."

Er hat immer das Bedürfnis, „Menschen zu verzehren", und er braucht die wechselnden, stimulierenden Impressionen der großen Städte. Die kleinen Residenzen liebt er als Intermezzi in ihrer verwunschenen, stillstehenden Monotonie. Aber leben könnte er in ihnen nicht: „Lieber Hyänen zähmen, als Lämmer streicheln."

Hebbel sieht alle Dinge durch ein artistisches Medium. Er hat einen verwandelnden Schleier vor Augen, der ihm alle Realitäten in besonderen Zusammenhang bringt. Durch fremde Städte geht er wie im Märchen und es ist seine Lust, das Schlafwandelnde, Visionäre des Betrachtens, als sei das alles nur ein Traum oder eine Spiegelung, recht zu empfinden. Das Hoffmannsche Verschwimmen von Phantastik und Wirklichkeit, das märchenhafte Durcheinanderlaufen von Vergangenheit und Gegenwart, gemischt mit genrehaft kleinmeisterlichen Zügen, reizt ihn nicht nur im Dichten, sondern auch im Leben.

Die alte Reichsstadtstimmung umfängt ihn in Augsburg vor dem alten riesigen Dom, durch dessen Thorflügel gerade ein gebücktes altes Mütterchen mit einem ungeheuern hörnenen Rosenkranz sich quält. Innen die lange Totenhalle, die sich im winterlichen Dämmerlicht gespenstig ausbreitet: „ich hatte Gräber an den Seiten und Gräber unter den Füßen, ich trat bald auf Mitra und Krummstab, in verwittertes Gestein gehaun, bald auf Ritterhelm und Schwert, und die Zeit rauschte wie hörbar an mir vorbei."

In Magdeburg wird seine Phantasie erregt durch die Tier- und Teufelslarven, die an der Kirche in Bewegung vorgestellt sind, als ob sie mit aufgerissenen Mäulern und drohend erhobenen Tatzen herunter springen wollten.

Daß Hebbel im Gehen konzipierte, das steht auch in diesen Briefen wieder. Schon früher hatte Kuh ein Bild davon gegeben: „den produzierenden Hebbel erblicken, war das Bild eines Traumwandelnden zu sehen.

Digitized by Google

Sein Anblick hatte alsdann den leidenden Ausdruck eines Beseligten. Er neigte sein Haupt tief herab, wie eine dem warmen Sommerregen hingegebene Pflanze. Die Arme vor der Brust ineinander gelegt, hin und wieder das Lächeln oder die Trauer des schauenden Menschen um den Mund, so schritt er durch die Straßen Wiens, durch das Gehölz des Praters oder durch die Laubgänge des Augartens. Sogar das Teufelswetter des Oktobers konnte ihm nichts anhaben, wenn er im Bildersegen untergetaucht war. Sprach ihn aber jemand an, dann entfuhr ihm der heftigste Laut der Abwehr. Manchmal überhörte er die Anrede und schwankte leise singend vorbei."

So, ein Schauender mehr als ein Beobachtender, wandert er im Bildersegen durch die Städte. Kein Stein, der ihm nicht etwas zu sagen hätte. Er geht allein — nur dann ist der Zauber wirksam —, und überall begegnen ihm die „Schatten längst vergangener Zeiten", in den Arkaden zu München: „Schelling mit pfiffig-stumpfem Silenkopf, Görres im schmierigen Schafpelz, Franz Baader, zusammengeschnurrt, wie eine putzige Figur aus Gummi elastikum."

Zu den seltsamsten Märchengespinnsten aber werden seiner Vorstellung, die immer die Halluzinationen vielfädig knüpft, die Tage am Weimarer Hof. Wilhelm Meister und Shakespeare fühlt er bei dem Johannisfest, wo Gärtner und Jäger auf der Wiese in wunderlichen Kostümen tanzen und er mit der Großfürstin im Fenster steht, „Menschen oben, unten drollige Käuze, die sich für Menschen hielten".

Dann die wunderliche Szene des gespenstischen Dialogs — „die Situation war seltsam und wurde bald phantastisch" —: die Großherzogin spricht mit Hebbel eine Viertelstunde, er muß ihr antworten, der ganze Kreis hört, was er sagt, er aber weiß genau, daß sie selbst, die Taube, keine Silbe versteht und er muß immer denken: „das ist die Tochter Kaiser Pauls, der ermordet wurde, indeß man ihr als kleines Mädchen im Nebenzimmer laut Klavier spielte, damit sie das Todesächzen des erwürgten Vaters nicht höre; das ist die Schwester des gewaltigen Nikolaus, der ein so plötzliches Ende fand, wie ein Schieferdecker; das ist dieselbe Marie Paulowna, an die Schiller vor mehr als einem halben Jahrhundert die „Huldigung der Künste" richtete.

Die Mischung grotesker und unheimlicher Elemente reizt ihn. Und ganz nach seinem Geschmack ist die Höllenbreughelei des Siechenbades: „Wenn die Greise so bis an den Hals im Wasser sitzen, glaube ich Köpfe zu sehen, die aus Bildern von Rembrandt herausgeschnitten sind. Die Weiber erinnern, besonders wenn sie herumgehen, an die Hexen in Macbeth, und ein buckliges kleines Mädchen mit einem superklugen Gesicht ist als Gnom darunter gemischt. Von oben blickt eine Madonna mit Spätlingsrosen bekränzt auf das Quellen und Sprudeln der Gewässer und den wüsten Tanz der Gichtbrüchigen."

Hebbels künstlerische Vorstellung saugt außer allem Infernalischen gern das „Niederländische" ein. Seine Phantasie, die mit besonderer Liebe im „Schnock" krause Charakterornamente geschnitzt, die in helles Entzücken

Digitized by Google

über jeden grotesken Namen geriet (er konnte bloß deshalb in eine Butike eintreten und etwas kaufen, weil der Besitzer possierlich hieß), greift mit vollen Händen nach derb gestrichenen Lebensszenen. Freilich nimmt er sie nie naiv auf, sie werden immer durch eine artistische Registratur, die ihnen den etikettierten Platz in der Kunstwelt anweist, hindurchfiltriert.

Als er zwischen Passau und Regensburg in die Kirchweihe hineingerät — er fährt als sparsamer und bescheidener Haushalter immer noch wie früher dritter Klasse — steigt „Jaques Jordanes in seiner ganzen plumpen Fröhlichkeit" vor ihm auf: „Großmütter mit roten Gesichtern, dick wie Bierfässer, wohlbeleibte Töchter, denen bereits einige Zähne fehlten und die doch noch unter der mütterlichen Zucht standen, Enkel daneben, vollgestopft wie Würste."

Auch die Menschen werden nie als einfache Lebewesen genommen. Hebbels herrischer Künstlerdespotenblick mustert sie, wie Friedrich Wilhelm I. die langen Kerls, auf ihre Fähigkeit. Er sieht in ihnen die Rollen und bestimmt, was sie künstlerisch für einen Typus ausdrücken könnten.

Ein junges, hochgewachsenes Mädchen „mit altteſtamentarisch-orientalischen Zügen, deren Schärfe durch ein grau-blaues Auge gedämpft war", schien ihm von der Seite eine Judith, en face eine Dorothea. Ein alter Bauer in kurzer Gemslederhose, langer Bauchweste mit silbernen Knöpfen, dreieckigem Hut, ergötzt ihn als mittelalterliche Figur, die den Hans und den Balthasar in der Genoveva spielen könnte. Als der aber „von Fortschritt und vom Zeitgeist" anfängt, ist Hebbels Stilgefühl so verletzt, daß er ihn aus seiner Joppe hätte herausprügeln mögen.

Verwandt mit solchem Anschauen der Menschen und Dinge ist Hebbels Selbstcharakteristik: „Ich betrachte und behandele den Menschen ungefähr so, wie die Charaktere, die in einem Drama auftreten, und es fällt mir, mögen sie mir vortragen was sie wollen, so wenig ein, sie auf andere Meinung zu bringen, als mir der Gedanke kommt, dem Hamlet, dem Lear oder dem Othello durch den Sinn zu fahren.

Dahinter verbirgt sich natürlich der Reiz, den es mir gewährt, der ungestörten Entwickelung des Individuellen mit künstlerischer Befriedigung zuzuschauen und das Werden zu belauschen; es wird aber oft für Sympathie und unbedingte Übereinstimmung genommen und daraus gehen dann, wenn es sich plötzlich einmal um mein reales Verhältnis zu Andern und ihren Überzeugungen handelt, nicht selten ganz unerwartete Konflikte hervor."

Eine charakteristische Bethätigung dieser ganz artistischen Weltanschauung zeigt jene Kirchenszene in Magdeburg, die ihn festhält, nicht nur wegen der Jugenderinnerung: „Ablesen des Evangeliums vor dem Altar, Knaben mit den flatternden Haaren auf der Orgel, unter denen ich mich früher mit befand und oft als der einzige, der kein Mittagessen zu erwarten hatte", sondern wegen des Predigers. Er trägt eine Meinung vor, die der Hebbelschen ganz und gar widerspricht, und Hebbel hat stärkstes Interesse und gespannteste Freude daran, weil es mit Leben, Geist und Konsequenz

Digitized by Google

geschieht. „Der dramatische Dichter, dem es immer nur um das Wie und nie um das Was zu thun sein soll, zeigte sich in seiner vollen Toleranz".

* * *

Ein Charakterzug Hebbels bricht in diesen Briefen von den ersten Seiten bis zu den letzten immer wieder durch, eine unerbittliche Wahrhaftigkeit und ein ganz feinschwingendes künstlerisches Gewissen. Er ist sein eigener strengster Spürhund, und die inquisitorische Selbstprüfung mit der schärfsten Sonde geht in den Jahren des Ringens so weit, daß er zweifelnd, stirnrunzelnd sich in die Enge treibt mit der peinlichen Frage, ob nicht in seiner Aufrichtigkeit Eitelkeit liege: „ist es nicht vielleicht der Stolz, der bei der Demut ein Bad nimmt, um sich zu kräftigen?"

Später stand er seinen früheren Dramen fremd gegenüber, er konnte sie nicht mehr lesen, auf den Inhalt des Herodes besann er sich nur schwach. Genoveva wie Judith wurden ihn durch das Theater wieder aufgedrungen, und nur zögernd kommt er diesen „Gespenstern" gegenüber zu der Anerkennung, daß „eine gewisse Fülle des Totaleindrucks das Ungenügende, oft Bizarre und wohl gar Lächerliche der Einzelheiten überwöge."

Als er die Werke für die Ausgabe zusammenstellt, erkennt er schaudernd, daß sein „bischen Gold und Silber stark mit Schlacken versetzt ist", „aber ich werde nie meinen Kot vergolden".

Das Ehrgefühl des Dichters ist so stark und so empfindlich, als das des Mannes. Er ringt mit den Nibelungen: „ich habe noch nie so viel Arbeit auf ein Werk verwendet, wie auf dies, ich kann noch nicht fertig werden, es hängt an mir, wie ein Polyp, mit tausend Armen fest und so lasse ich es wenigstens an Fleiß und Schweiß nicht fehlen. Aufrichtig gestanden, ich bin ängstlicher, wie je in meinem Leben und prüfe jeden Vers genauer, wie der Geldwechsler einen Dukaten; Manuskripte, die ich nicht für leidlich gut hielt, würde ich so wenig in Verkehr setzen, als falsche Banknoten."

* * *

Ein Jahr später stand der Tod schon hinter ihm und fiel seine Glieder wie mit „polnischen Sensenhieben" an, daß der sonst so Aufrechte sich jetzt wie Heine als Lazarus Hebbel unterschreibt.

Die Hoffnung bäumt sich noch „den Alp der fünfzig Jahre abzuwerfen und zu versuchen, der fliehenden Zeit noch einige bleibende Werke abzuringen", aber in die Hoffnung klingen, nur mit Widerstreben aufgenommen, doch unabweisbar die Verse Johann Günthers:

Jugend, Mut und Lust verrauchen,
Und derweil ich klüger bin,
Meine Kräfte erst zu brauchen,
Sind sie wie ein Traum dahin . . .

Charlottenburg Felix Poppenberg

Digitized by Google

Gedicht

Wer kennt sie, jene zarten Klänge
unendlicher Melancholie?
Sie schweben flüchtig im Gedränge
des Lebens. Niemand hört auf sie.

Wenn hell ein frohes Glöcklein läutet
und bunt des Lebens Banner wehn —
was jener Stimmen Klang bedeutet,
kein Menschenherz kann es verstehn.

Nur manchmal, wenn die Stunden schauern
und alle Blüten welken hin,
begreift es als ein großes Trauern
ein schmerzbetroffner innrer Sinn.

Seeentlang . . .

Seeentlang im Zwielichtschimmer
hängen schlanke Weidenruten.
Seewärts ziehn in mattem Flimmer
Nebel über graue Fluten.

Schatten gleiten aus den blassen
Nebeln, Schatten schlanker Frauen,
die sich an den Händen fassen,
tanzend sich der Flut vertrauen,

tanzend meinen Kahn umschweben:
— Keine sinkt zur Tiefe nieder.
Und ich höre, höre beben
süßer Stimmen zarte Lieder.

Meine heißen Thränen tauen,
Wehmut zittert durch die Seele:
Klagend singt der Chor der Frauen
melancholische Choräle,

meine eigenen Gesänge,
drin mein totes Glück begraben.
— Wollen diese müden Klänge
nun die Seele selber haben?

Spielmann Tod

Es ist ein Spielmann und heißt Tod,
der spielt vom Morgen- zum Abendrot
eine seltsame Weise.

Es ist ein schlichter trüber Klang,
der schwellt das Herz so froh und bang
und singt so leise.

Und klingt wie ferner Glockenhall,
wie Sensenschnitt und Ährenfall,
wie feine Theorben. —

Kennst erst die Weise, weißt erst das Lied,
das schauernd oft deine Seele durchzieht,
wenn du gestorben.

Hamburg

Alexander Krohn

Digitized by Google

Paradedrill und Paraden

Von einem altpreußischen Offizier

Die Heere verbürgen nach innen wie nach außen die Sicherheit und den Bestand der Staaten. Gehen jene in die Brüche, werden diese eine Beute der inneren und der äußeren Feinde. Es liegt auf der Hand, daß alle diejenigen, die in dem modernen Staat ihre Rechnung nicht zu finden meinen und ihn daher wegfegen wollen, mit allen Kräften auf die Untergrabung der Heere hinarbeiten.

Im September vorigen Jahres wurde in einer Wochenschrift von einem Kundigen auf die großen Schwierigkeiten hingewiesen, die dem deutschen Offizier-Korps in der Ausbildung des Mannes zum tüchtigen Feldsoldaten aus der Kürzung der Dienstzeit um ein volles Drittel erwachsen, und auf Grund dieser vor einer Belastung des militärischen Dienstjahres mit Dingen gewarnt, die mit dem Kriege nichts zu thun hätten. Zu diesen letzteren wurden die immermehr überhand nehmenden militärischen Schaustellungen gerechnet. Um so dringender wurde gemahnt, die Paraden rücksichtslos einzuschränken, weil sie zu dem irrigen Schluß führen könnten, es wäre auch bei dem zweijährigen Dienen die Zeit für sie in überreichlichem Maße vorhanden. Die Warnung war in der That nicht vom Zaun gebrochen worden. Herr Bebel hat den Schluß gezogen und begründet sein Verlangen nach weiterer Kürzung der Dienstzeit unter Anderem auch mit dem überflüssigen, unendlich viel Zeit verschlingenden Paradedrill; und als vorzüglicher parlamentarischer Taktiker weiß er sich dabei sehr geschickt die von einem General von Puttkamer unlängst in der „Deutschen Tageszeitung" veröffentlichten Ausführungen zu nutze zu machen, der den Paradedrill auch verwirft.

Es ist richtig, der Paradedrill ist vom Übel und doppelt vom Übel in einer Zeit, wo die ganze Welt in Waffen starrt und ein Volk, das heute noch im tiefsten Frieden lebt, nach vierzehn Tagen schon einen glänzenden Sieg errungen oder eine böse Niederlage erlitten haben kann. Warum drillen aber die deutschen Truppen gleichwohl Parade? Nur aus dem Grunde, weil militärische Schaustellungen nur zu oft auch in denjenigen Abschnitten des militärischen Dienstjahres von ihnen gefordert werden, zu denen sie nach dem Stande ihrer Ausbildung diese ohne das Drillen ad hoc noch nicht leisten können. In der Parade einer Kompagnie spricht sich ihr gesamtes militärisches Können aus, wenn sie schon auf der Höhe ihrer Ausbildung angelangt ist. Sie fällt ihr dann gewissermaßen in den Schoß und bedarf keiner besonderen Übung. Von dem Paradedrill kann mithin die Armee sofort absehen, wenn ihr militärische Schaustellungen nicht in einem zu frühen Stadium der Ausbildung zugemutet werden. Ist aber hierauf zu rechnen? In welchen Monaten des Kalenderjahres erleben wir keine militärischen Schaustellungen? Der Berliner weiß davon ein Lied zu singen. Will er die Linden, den Opernplatz, den Lustgarten und die angrenzenden Straßen passieren, so hat er erst in dem „Lokal-Anzeiger" festzustellen, ob sie auch nicht wegen irgend einer Parade gesperrt worden sind. Vergehen ferner wohl vierzehn Tage, während deren er nicht eine Ehrenkompagnie auf dem Marsche zum oder vom Bahnhof durch die Friedrichstraße ziehen sieht? Und dabei ist es die Berliner Garnison nicht allein, die für diese militärischen Schaustellungen in Anspruch genommen wird. Die Zeitungen wissen uns auch zu allen Jahreszeiten von Paraden und von Aufmärschen von Ehren-

Digitized by Google

kompagnieen zu berichten, die in den Provinzen Preußens oder in den anderen Staaten des Deutschen Reiches stattgefunden haben. Unmöglich können die sogenannten maßgebenden Stellen wissen, in wie hohem Grade nachteilig die, sagen wir, außerterminlichen militärischen Schauspiele in den gesamten Dienstbetrieb eingreifen. Alles gerät ins Stocken, wenn der Befehl für sie eintrifft. Vorgesetzte wie Untergebene sind von der einzigen Frage wie hypnotisiert, wie sie bei der ihnen plötzlich zugemuteten Parade abschneiden werden. Unaufhörlich zieht die Kompagnie an dem Hauptmann im strammsten Parademarsch vorüber oder übt mit aufgepflanztem Seitengewehr die Paradestellung. Ist sie vom Kasernenhof in das Revier zurückgekehrt, widmet sie ihre ganze Zeit, ihr ganzes Mühen der Herrichtung des Paradeanzuges. Tage, mitunter eine Woche verlaufen in dieser den Geist geradezu abstumpfenden Beschäftigung, und niemand denkt daran, daß die Mannschaft eigentlich nur unter die Fahne gerufen worden ist, um zu lernen, wie sie das Vaterland draußen im Felde verteidige. Das äußere Ergebnis dieser rastlosen, im Grunde nichtigen Arbeit mag oft ein Orden sein; das innere läuft auf einen durch nichts wieder gut zu machenden Rückschritt in der Ausbildung hinaus. Der Hauptmann kann nicht einfach den Faden wieder aufnehmen, wo er ihm aus der Hand genommen worden ist; er muß auch, um die Geister wieder zu sammeln und zu beleben, auf früher Durchgenommenes zurückgreifen. Nicht einen Augenblick zweifeln wir daran, daß den außerterminlichen militärischen Schaustellungen Einhalt gethan würde, wenn an maßgebender Stelle bekannt wäre, wie sie wirken. So lange aber diese Erkenntnis sich nicht Bahn zu brechen weiß, so lange wird Herr Bebel noch triumphierend auf den Paradedrill als den Ballast zeigen können, der schon längst hätte über Bord geworfen werden müssen.

Doch wohl gemerkt, der Paradedrill ist nur vom Übel, nicht aber die zu dem richtigen Zeitpunkt festgesetzte Parade. So wie die Heere sich in den beiden letzten Jahrhunderten entwickelt haben, können sie auf Paraden nicht mehr verzichten. Den Truppen muß Gelegenheit geboten werden, in ihrem höchsten Waffenschmuck, eng als Ganzes zusammengeschlossen, ihr dienstliches Können nach Außen in die Erscheinung zu bringen. Mit welcher Erwartung geht die Kompagnie solcher Gelegenheit entgegen! Wie lange zehrt sie an ihrer Erfüllung! Wie hebt sich durch sie das Selbstbewußtsein des einzelnen Mannes. Wie fest schließt die Erinnerung an die gemeinsame, tüchtige, oben anerkannte Leistung Alle aneinander. Der hierdurch gewonnene Kitt macht sich auch vor dem Feinde bezahlt. Eine tiefernste Bedeutung haben somit die großen Paraden gegen Ende des Frühjahrs, welche die Exerzierausbildung gewissermaßen krönen, und die großen Heerschauen während der Kaisermanöver, bei denen sich die Korps ihrem Kriegsherrn vorzuführen haben. Um keinen Preis kann die Armee sie missen. Aber auch die Nation wird auf sie nicht verzichten wollen. Alt und Jung, Groß und Klein läuft zu ihnen zusammen, nicht bloß, um den Kaiser zu begrüßen, sondern auch, um zu sehen, wie diese Kompagnie und jenes Regiment', denen Sohn oder Bruder oder Freund angehören, „vorbeikommen" wird. Nicht abseits vom Volke, nein, inmitten des Volkes, als ein Teil von ihm, steht das Heer. Das Lob, das ein Armee-Korps erhält, überträgt sich auch auf Provinz und Staat, aus dem es sich rekrutiert. Nicht der deutsche Soldat zieht in diesem Falle an dem Kaiser vorbei, sondern der Brandenburger, der Hamburger.

Digitized by Google

Nicht fort also mit der Parade als solcher, wohl aber fort mit der außerterminlichen militärischen Schaustellung, die den unheilvollen Paradedrill verschuldet. Diese Forderung erheben wir aber nicht, um durch weitere Kürzung der Dienstzeit Herrn Bebel und Genossen die Wege zu ebnen. Die durch den Wegfall des Paradedrills erübrigte Zeit soll vielmehr der heute zweifellos unzulänglichen Ausbildung des Soldaten zum Gefecht zugute kommen, damit er im Ernstkampfe unter allen Umständen seinen Mann stehe.

Friedenau b. Berlin C. v. W.

Gymnasialklassen für Mädchen

Als Ergebnis realpolitischer Erwägungen sind die „Gymnasialklassen für Mädchen" zu betrachten, welche im Frühjahr dieses Jahres eröffnet werden sollen. Denn die Gründung dieser Institution, welche dem unlängst konstituierten „Hamburgischen Verein zur Förderung von Frauenbildung und Frauenstudium" sowie den Bemühungen eines größeren Kreises von Freunden und wohlwollenden Beratern zu danken ist, richtet sich in erster Linie an die Nächstberechtigten, an die augenblicklich im Vordergrunde Stehenden. Dies sind die jungen Mädchen, welche Ostern die Schule absolviert haben und welchen nun hier in Hamburg die Möglichkeit, sich für das Studium, für die Universität vorzubereiten, fehlt oder wenigstens so gut wie fehlt, denn die private Einzelvorbereitung, wie sie schließlich fast überall möglich ist, dürfte aus dem einen oder dem anderen Grunde nicht jedermanns Sache sein. Und diesen jungen Mädchen, die auf die Frage: Was werden wir? ihre Fähigkeiten und Neigungen zu den wissenschaftlichen, bereits auch für das weibliche Geschlecht freigegebenen oder voraussichtlich baldigst freizugebenden Berufen antworten lassen, wird durch die Gymnasialklassen die Gelegenheit werden, sich die gleiche Vorbildung, das gleiche Maß von Können und Wissen anzueignen, welches der junge Abiturient zur Universität mitbringt.

Recht charakteristisch, ich möchte sagen: echt hamburgisch ist übrigens auch die Thatsache, daß die ganze Idee, welche, wie auch Uneingeweihte leicht begreifen werden, aus der Initiative von Frauen hervorging, bestes Verständnis und infolgedessen intensivste Förderung von seiten der Männer fand. Es ist dies wohl hauptsächlich auf das Konto der Achtung vor der Arbeit zu schreiben, welche in Hamburgs Leben eine so große Rolle spielt, und auf welche man das Recht, wenigstens in allen gesund fortschrittlich gesinnten Kreisen, jedem, der es verlangt, ohne Rücksicht auf sein Geschlecht zuerkennen möchte.

Freilich giebt es wie über jedes Ding, so auch über die Gymnasialklassen verschiedene Ansichten. So stehen den obengenannten die Meinungen einer Partei gegenüber, welche in den beabsichtigten Gymnasialklassen einen ungenügenden Notbehelf sieht und nur dem Vollgymnasium die einzige radikale Besserungskraft zugesteht, welche das allerdings nicht gerade

Digitized by Google

glänzende oder völlig genügende System in der heutigen Ausbildung und Erziehung unserer weiblichen Jugend zu heben fähig wäre.

Dagegen spricht nur die bereits oben betonte Grundidee der Gymnasialklassen, sowie die sowohl von erfahrenen Pädagogen wie von einsichtsvollen Eltern stets gemachte Beobachtung, daß die Mädchen im Alter von 14 bis 15 Jahren den ungefähr gleichalterigen Knaben sowohl in der intellektuellen Reife wie auch in der Aufnahmefähigkeit für den Lehrstoff voraus sind. Weshalb sollten also Mädchen, die übrigens meiner Ansicht nach durchaus nicht immer so unglaublich oberflächlich und verzettelt erzogen sind, wie dies uns von einigen Seiten immer und immer wieder glaubhaft gemacht werden möchte, sondern im Gegenteil meist einen recht guten, systematisch und logisch verarbeiteten Fond von Wissen mitbringen (den sie eventuell durch eine gründliche Aufnahmeprüfung darlegen müssen), nicht in vier- bis sechsjährigen Kursen in den ihnen bisher fremden Fächern dasselbe Ziel erreichen, wie die Knaben in einer etwas längeren Lernperiode? Außerdem ist doch auch immer zu bedenken, daß fast ausnahmslos nur solche Mädchen, die wirklich begabt, lernlustig und fleißig sind, sich zu den Gymnasialklassen melden werden. Ein sportliches Vergnügen, eine sogenannte Modekrankheit oder andererseits eine Zufluchtsstätte für sich aus allen möglichen Kreisen und Schichten rekrutierende Bildungshungrige wird der Besuch einer solchen Anstalt niemals werden, ebensowenig wie er einen direkten wirklichen Gelehrtenstand hervorbringen wird.

Es kommt hinzu, daß die Erfahrungen ähnlicher Anstalten in anderen Städten sich vorläufig mit denen des einzigen deutschen Vollgymnasiums für Mädchen, dem oft zitierten Karlsruher Mädchengymnasium im Endergebnis vollkommen decken. Denn sowohl die zum Abiturium vorbereiteten Zöglinge der Leipziger und Berliner Gymnasialklassen (erstere unter Leitung von Fräulein Dr. Käthe Windscheid, letztere unter der von Fräulein Helene Lange) als auch die Karlsruher Schülerinnen bestanden die Extraprüfung mit Erfolg. Bei diesem Resultat muß ein abschließendes Urteil zu gunsten des einen oder anderen Systems also vorläufig wohl noch etwas verfrüht erscheinen. So positive Kritiken dürften erst später an der Zeit sein, wenn auch die übrigen Anstalten in Hannover, Stuttgart, Königsberg, Hamburg etc., sowie vielleicht auch noch einige Vollgymnasien abwägende Vergleiche gestatten.

Ferner darf nicht übersehen werden, daß auch das Karlsruher Mädchengymnasium durchaus nicht etwa von vornherein aus einem Guß entstanden ist. Auch hier gab es einen Entwicklungsgang. Den Anfang legte die im Jahre 1893 vom Verein Frauenbildungsreform nach ziemlich schwierigen Präliminarien errichtete Gründung einer Untertertia, der sukzessive die oberen Klassen aufgesetzt wurden. Erst im Jahre 1898 erfolgte durch die Verstaatlichung dieser inzwischen nach oben voll ausgebauten Anstalt die Umwandlung in ein Vollgymnasium, d. h. die Stadt übernahm die zu jener Zeit vom Verein „Frauenbildung-Frauenstudium" unterhaltenen Gymnasialkurse und gliederte sie der bereits bestehenden staatlichen höheren Mädchenschule an.

Digitized by Google

Und warum sollte dieses Ziel, das dort in Baden in einem Zeitraum von fünf Jahren erreicht wurde, für Hamburg eine Utopie sein?!

Auch dünkt es mich durchaus kein Fehler, wenn wir konservativen Frauen Hamburgs, wir wie wenigstens von sich selbst als radikal bezeichnender Seite genannt werden, vorläufig auf das im Augenblick Notwendige, gegenwärtig Erreichbare losſteuern; denn ein solches Verhalten deckt sich mit dem, was wir gern unter dem Begriff konservativ gelten lassen. Dies ist die Praxis, der auch der Reichskanzler Graf Bülow in der inneren Politik huldigt. In diesem Sinne sind wir modern-konservativ, d. h. wir sehen den Kern des konservativen Gedankens nicht in der Erstarrung, der Rückwärtsrevidierung historisch gewordener Zustände, sondern in ihrem besonnenen, zeit- und ortsgemäßen Ausbau unter Erhaltung oder wenigstens doch Respektierung der bisher bewährten und verdienten Kräfte.

Den heutigen und noch mehr den zukünftigen Universitätsanforderungen entsprechend, ist der Lehrplan der Gymnasialklassen, für welche nur durchaus erprobte und bewährte Lehrkräfte in Betracht kommen können, im Großen und Ganzen dem Pensum der Realgymnasien gleichlautend. Jedoch wird durch die von der Sekunda ab fakultative Einreihung des Griechischen auch die Möglichkeit zur Erreichung einer vollständig humanistischen Ausbildung geboten.

Durch diese Einrichtung dürfte allen Wünschen von vornherein Rechnung getragen werden.

Hamburg Anna Sußmann-Ludwig

Die Zukunft der Straßenbahnen II

3

In den heutigen Verkehrsanstalten steigert sich das zentralistische Moment, das in ihrem Wesen liegt, durch die zentralistische Natur der modernen Technik. Jede Straße, jedes Fuhrunternehmen, jede Botenanstalt, jede Posteinrichtung für Briefe, Packete usw. ist an sich etwas Zentralistisches, weil einheitlich, planmäßig für kleinere oder größere Bezirke Angelegtes. Die Kapitalanhäufung, welche durch die kostbaren technischen Hülfsmittel der Gegenwart gefordert wird, steigert diesen zentralistischen Charakter. Von der Landstraße zur Eisenbahn, von der Pferdekraft zur Dampflokomotive, von der Pferdebahn zur elektrischen Straßenbahn erweist sich diese Tendenz wie in vielfältigen anderen Beispielen.

In den letzten wenigen Jahren ist das Aktienkapital der Großen Berliner Pferdebahn-Gesellschaft (seit dem Jahre 1897 wegen der Einführung der elektrischen Kraft: Großen Straßenbahn-Gesellschaft) von 1894 bis 1901 gestiegen von 21 auf 83 Millionen Mark, also auf das Vierfache. Darin steckt teils die zur einheitlichen Größe immer weiter

Digitized by Google

treibende Kraft der Verkehrsanstalt, teils die Verbesserung und Verwohlfeilerung der Leistungen durch Einsetzung der neuesten Technik. Immer mehr dehnt sich dieses Straßenbahnunternehmen nach allen Enden der Großstadt aus; immer mehr zieht es mit der Kraft eines Magneten die kleineren Stücke, die daneben bestanden haben, an sich heran, tritt mit ihnen in Vereinbarung, verschmilzt sie mit sich zu einem einheitlichen Ganzen. Immer ruheloser wird ihre Entwickelung, immer mehr wird die Unruhe durch die neuen technischen Fortschritte vergrößert, die zunächst allerhand Experimente durchmachen müssen, allerhand Verfehltes ausschalten, allerhand Neues versuchen. Dieses wiederum unter dem Andrange eines unwandelbar wachsenden Massenverkehrs, der seinerseits neue Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Verkehrsanstalt richtet.

Aber was mehr bedeuten will — mit dem Wachstum dieses Unternehmens ist immer schärfer der Zwiespalt hervorgetreten zwischen seinem monopolistischen Charakter und starken Strömungen der öffentlichen Meinung. Es ist kein Zufall, wenn Straßen, Posten, Eisenbahnen in öffentlichen Händen ruhen. So oft ein großes Unternehmen aus seiner Natur zentralistisch wird, wie es bei den Verkehrsanstalten der Fall ist, treibt es zum öffentlichen Eigentum und Betrieb hinüber. Aus dem zentralistischen Wesen folgt das faktische Monopol, d. h. die Herrschaft über den Verkehr, und solche Herrschaft weist hinüber zur öffentlichen Gewalt, als der einzigen rechtmäßigen Instanz dafür. Analoge Erscheinungen auf anderen Gebieten zeigen die gleichen Folgen. Gasanstalten, Wasserwerke, Schlachthäuser u. dgl. sind neuerdings, je länger je mehr, öffentliche, d. h. kommunale Anstalten geworden, und gerade in deutschen Landen. Die Mißverständnisse, die einstmals in Bezug auf englische Einrichtungen bestanden haben, die doktrinäre Verehrung der individualistischen Organisationen, die dort zum Teil noch heutzutage vorherrschen, ist jetzt wohl mehr und mehr bei uns gewichen. Und nicht bloß bei uns, sondern auch in England selber. Was ich vor mehr als einem Vierteljahrhundert in meinen „Untersuchungen über die englische Eisenbahnpolitik“ als die Verwechslung einer politischen Not mit einer ökonomischen Tugend nachgewiesen habe, das hat sich unterdessen allmählich den Überzeugungen weiterer Kreise mitgeteilt. In England hat man neuerdings immer öfter sich über die Mißstände der Londoner Gaswerke, Wasserwerke, der neueren Telephonunternehmungen beschwert, deren gemeinsames Leiden der Mangel an einheitlicher öffentlicher Handhabung ist. Und die Lücke eines öffentlichen Eisenbahnsystems erträgt man mit anscheinender Ergebung, weil die Reform zu groß, zu weit abgelegen von den englischen Traditionen erscheint.

Solch ein faktisches Monopol, solange man es nicht selbst regieren kann von Staats wegen, reguliert man. Das ist ein unwandelbarer Grundsatz von Alters her für alle Wegeanlagen und Verkehrsanstalten, die an private Unternehmer überlassen werden. Die Frage ist nur die, wie weit die regulierende Gewalt öffentlicher Vorschriften zu ihrem Ziele gelangt. Die Erkenntnis der Unzulänglichkeit dieses Mittels hat zu der allgemeinen Verstaatlichung der Eisenbahnen in deutschen Landen geführt. In England

Digitized by Google

sind es seit einem Menschenalter und länger u. A. die großen Handelskammern, welche das Gleiche anstreben.

Es kommt nicht darauf an, ob die Ansicht von einem faktischen Monopole, das die großen Straßenbahn-Gesellschaften, wie namentlich die Berliner, innehaben, eine mehr oder weniger ungenaue sei. Gewiß giebt es ein Stück Konkurrenz in den anderen lokalen Verkehrsanstalten: Stadtbahn, Omnibus oder der jetzt werdenden Hochbahn. Indessen nicht auf eine absolute Größe des Monopols kommt es an, sondern auf seine relativ überragende Größe. Und diese ist vorhanden. Ja, sie wird voraussichtlich, nach dem Vorbilde ähnlicher Entwickelungen (zumal im großen Eisenbahnwesen) und nach der Natur der Sache, immer größer werden, je größer die Kapitalmacht, die Masse des Verkehrs, die unwiderstehliche Anziehungskraft zur Vereinbarung wird. Die neue Hochbahn mag beginnen als selbständige Wettbewerberin. Es dauert doch nicht lange, und der Friede folgt auf den Kampf, und auf den Frieden folgt die Koalition. Blieben sie aber selbst in unabhängigem Wettbewerbe — die Sphäre der Wirksamkeit bleibt für die Hochbahn ebenso sehr eine beschränkte wie für die Stadtbahn; die Hauptmacht fällt, je länger je mehr der Straßenbahn zu.

4

Wer nun in den letzten Jahren mit einiger Aufmerksamkeit die Vorgänge verfolgt hat, die in dem Verhältnisse der Großen Berliner Straßenbahn-Gesellschaft zu der öffentlichen Meinung Berlins, zu ihren Verkehrsinteressenten, insbesondere zu den städtischen Kollegien und ihren Verhandlungen sich abgespielt haben — der hat, wenn mich nicht alles trügt, einen starken Eindruck von der mehr und mehr anwachsenden Verstimmung empfangen, die in hundert Einzelheiten hervortritt, an die verschiedensten Seiten dieses großen Betriebes sich heftet, im Grunde aber nur auf eine einzige Quelle zurückzuführen ist, nämlich auf den inneren Widerspruch der Thatsache eines Verkehrsmonopols, das so viele Interessen alltäglich berührt, das aber in den Händen einer Kapitalgesellschaft liegt, nicht in öffentlichen Händen. Es ist wohl richtig, daß die Unzufriedenheit niemals aufhört, daß Klagen immer wieder hervortreten, daß die Berliner Stadtbahn Gegenstand gar mancher Beschwerde ist. Aber es ist doch etwas wesentlich anderes. Der Stadtbahn wirft man in der Hauptsache nur vor, was niemand ändern kann: daß sie längst an dem Sättigungspunkte ihrer Verkehrsmenge angelangt ist. Im übrigen hat die Sache Ruhe, um so mehr Ruhe, wenn man hört (worüber freilich, angesichts des großen Verkehrs, manche Leute noch im Unklaren sind), daß die Staatsverwaltung erheblichen Schaden daran macht.

Bei der großen Straßenbahn ist die Rentabilität allein schon ein Stein des Anstoßes. Die Höhe der Dividende (1899: 10½%; 1900: 11%) wird jedesmal ins Treffen geführt, so oft über irgend etwas geklagt wird. Und worüber wird nicht alles geklagt! Gerade die neuen technischen

Digitized by Google

Fortschritte und die damit unvermeidlichen Experimente unter Hemmungen oder Förderungen der Aufsichtsbehörden haben allein ein weites Feld der Beschwerden geliefert. Dann das Gebiet der Fahrsätze mit der jetzt fast durchgeführten Einheit des Zehnpfennigtarifes; die ausreichende Zahl von Verkehrsmitteln, um den zunehmenden Massenverkehr zu bewältigen; die Arbeitszeit und Löhnung der Angestellten, aus welcher im letzten Frühjahr eine Arbeitseinstellung entstand, die ihrerseits auffallende Stimmungen des Berliner Publikums gegen die Aktiengesellschaft zu Tage förderte. Über allem aber die nicht mehr zur Ruhe kommende Reibung zwischen der Stadtverwaltung (der Stadtverordnetenversammlung) und der Verwaltung der Straßenbahngesellschaft. Ein Symptom und ein Ergebnis von alledem war letzhin der Ankauf eines ersten Stückes Straßenbahn durch die Stadtverwaltung selber. Also der entscheidende Schritt hinüber auf die neue Fährte. Zuvor bereits hatten die Städtischen Kollegien den grundsätzlichen Beschluß gefaßt, neue Linien des Straßenbahnnetzes, welche erforderlich werden, durch städtischen Bau und Betrieb herzustellen. Ein Nachklang oder ein stärkeres Wiederaufleben jener Tendenzen, die wenige Jahre zuvor sich bekundeten, als über einen neuen Vertrag der Stadtverwaltung mit der Großen Berliner Pferdebahngesellschaft durch alle Instanzen hindurch beraten und wiederberaten wurde. Nach wiederholten Änderungen hat man damals ein scheinbar alle Teile befriedigendes Ergebnis in dem Vertrage vom Juli 1897 bis 19. Januar 1898 hergestellt, dem zufolge nicht nur von der gesamten Bruttoeinnahme acht Prozent der Stadtkasse zufallen (1899: Mk. 1769950; 1900: Mk. 1 788 400), sondern auch von dem Reinertrage die Hälfte des Überschusses, über zwölf Prozent, auf das alte Aktienkapital, sowie die Hälfte des Überschusses, über sechs Prozent, auf das neue Kapital (§ 11 des Vertrages); demzufolge ferner der Einheitssatz von zehn Pfennigen für das ganze Netz bis spätestens zum Januar 1901 durchgeführt werden sollte, samt ermäßigter Sätze für Abonnementskarten und für Arbeiterwagen (§ 33).

Die Meinung jedoch, daß hiermit ein Ruhezustand erreicht sein möchte bis zum Ablauf des Vertrages zu Ende des Jahres 1919, hat sich sehr bald als irrtümlich erwiesen.

Die Gemeindebeschlüsse der neuesten Zeit sind ihrerseits nur geeignet, als vorwärtstreibende Kräfte auf dem jetzt betretenen Wege zu wirken. Denn bleibt die Stadt Berlin bei demjenigen stehen, was sie jetzt beschlossen hat, so gerät sie in die Lage, in welcher sich vor einem Menschenalter der preußische Staat befand, als er die lukrativen Hauptbahnen Berlin—Hamburg, Berlin—Stettin, Berlin—Potsdam—Magdeburg, Berlin—Anhalt usw. in die Hände von Aktiengesellschaften hatte fallen lassen, seinerseits aber genötigt wurde, die Hinterpommersche Bahn u. dgl. m. von Staatswegen zu unterhalten, weil deren dürftiger Verkehr keine Aktiengesellschaft befriedigen konnte.

Und nicht nur der finanzielle Kontrast wird die Reibung vermehren. Noch empfindlicher und handgreiflicher würden die äußeren Reibungen sich gestalten, welche in einer Konkurrenz der beiderlei Organisationen und

Digitized by Google

Eigentümer sich herausstellen möchten, weil es immer einzelne Punkte des ganzen Verkehrsnetzes geben müßte, da die beiderseitigen Netze sich berührten, obschon eine direkte Konkurrenz vermieden wäre.

Nun mehren sich aber die Anzeichen des kommenden Neuen von allen Enden. Gelegentlich des dritten Allgemeinen Preußischen Städtetages, welcher Ende Januar d. J. in Berlin abgehalten worden, haben sich mehrere Oberbürgermeister von großen Städten im Sinne der Überleitung der Straßenbahnen in städtischen Betrieb mit Lebhaftigkeit ausgesprochen. Ja, einzelne Großstädte sind bereits vorangegangen. So namentlich Frankfurt a. M. Der Frankfurter Oberbürgermeister war es, der unter lebhaftem Beifall der Versammlung erklärte, die Entwickelung gehe nicht bloß in Deutschland, sondern auch im Auslande dahin, die Monopolgesellschaften in den Besitz der öffentlichen Körperschaften überzuleiten. Ähnlich äußerte der Oberbürgermeister von Breslau, die Privatgesellschaften seien gar nicht dazu da, öffentliche Interessen zu verfolgen. Es müsse Klarheit darüber geschaffen werden, daß der städtische Betrieb im öffentlichen Interesse liegt, ganz besonders in Berlin.

Während dieses in Deutschland vor sich geht, kommen seit Jahren merkwürdige Zeichen vom Auslande, zumal von England. Die dort immer stärker werdende Bewegung zum „Munizipal-Sozialismus" hat freilich vieles erst nachzuholen, was wir in deutschen Stadtverwaltungen längst besitzen. Aber sie ist eben darum desto bemerkenswerter, weil sie so gänzlich dem seit Jahrhunderten überlieferten Individualismus widerspricht und in manchen Dingen über dasjenige hinausgegangen ist oder dem zuvorgekommen ist, was wir in Deutschland besitzen. Schon im Jahre 1882 gab es 135 Straßenbahnen, von denen 26 das Eigentum der Kommunalbehörden waren. Im Jahre 1898 waren es im Ganzen 153 Straßenbahnen, von denen 37 den Städten gehörten. Das Gesetz verbietet zur Zeit noch den Selbstbetrieb für die kommunale Körperschaft und macht die Erlaubnis in jedem einzelnen Falle von der Genehmigung des Parlamentes abhängig. Fünf Städte hatten sie erhalten und machen davon Gebrauch (Blackpool, Huddersfield, Leeds, Glasgow, Plymouth). Mehrere andre sind gefolgt. Der Hauptsitz dieser Bestrebungen und Erfolge ist jetzt aber der Grafschaftsrat der Hauptstadt des Reiches.* Seit 1. Juli 1898 hat diese Körperschaft ein großes Netz der Straßenbahnen von Süd-London in Eigenbetrieb genommen und zwar im ausdrücklichen Hinblick auf sozialpolitische Verbesserungen — für Sonntagsruhe, kürzere Arbeitszeit, höhere Löhnung der Angestellten, ferner behufs Vermehrung der Halfpenny- (= 4¼ Pfennig) Touren, Einrichtung des Nachtdienstes — übrigens ohne Schaden am Reingewinn.

Wir haben hier eine Bewegung vor uns, die im starken Anwachsen ist, die jedes Jahr neue Erscheinungen zu Tage fördert. Was in den großen Verhältnissen eines englischen Staatsbahnsystems noch nicht möglich

---

* Vgl. G. Cohn, Zur Geschichte und Politik des Verkehrswesens (Stuttgart 1900), S. 151 f. Nationalökonomie des Handels und Verkehrswesens, S. 861.

Digitized by Google

ist, hier wird es versucht und gelingt in den kleineren Körperschaften der Kommunen für das Straßenbahnsystem.

Sollte das nicht in einigem Grade zurückwirken auf deutsche Verhältnisse?

Kürzlich schrieb das angesehene Londoner Wochenblatt „Economist"* über unliebsame Vorkommnisse in englischen Gemeindeverwaltungen und bemerkte dabei: „In Deutschland herrschen alte und hohe Traditionen der Ehrenhaftigkeit, die kommunalen Ämter haben eine lange Dauer und die Staatsaufsicht ist streng: die Folge davon ist, daß diese Ämter von Männern hoher Qualität gesucht werden, welche für ihren Beruf jene Tüchtigkeit und Gründlichkeit mitbringen, die heute Deutschland zu solcher Höhe (to such a lofty pinnacle) erhoben haben."

Andererseits wird bei der eifrigen Erörterung des Straßenbahnwesens in Amerika von dessen Schriftstellern auf die Schwierigkeit hingewiesen, den Stadtverwaltungen diese neue Sphäre des Beamtentums zuzuführen, weil es eine neue Sphäre der Korruption werden würde. „Jetzt haben die Angestellten Stellungen inne; unter der Stadtverwaltung würden sie Ämter innehaben; die Stellung ist der Anlaß für sie, etwas zu leisten; das Amt die Chance etwas zu erlangen. Schon in der gegenwärtigen Stadtverwaltung erhalten die Bediensteten um 20 bis 200 Prozent mehr Gehalt, als irgend eine Privatverwaltung ihnen für dieselbe Leistung zahlen würde, oder vielmehr für die geringere Leistung." So urteilt der Verfasser einer neueren Schrift über das „Straßenbahnproblem in Cleveland".**

Indessen nicht was das Ausland sagt oder thut, ist für die Bewegung in den deutschen Stadtverwaltungen am meisten entscheidend, nicht die Bedenken oder die Antriebe, die dort zu dem einen oder zu dem andern Ende führen in der Verwaltung der Verkehrsanstalten und sonstigen öffentlichen Werke — für uns entscheidet am meisten dasjenige, was unsere deutschen Stadtverwaltungen neuerdings erfahrungsmäßig unter unsern Augen geleistet haben und tagtäglich leisten: von den Höhen jener größten Hauptstädte bis herab zu den anspruchslosen Verhältnissen eines kleinen Gemeinwesens wie meiner Heimat Göttingen. Es ist charakteristisch dafür, daß angesichts der Anstalten, die sich in ihren Händen befinden, niemand daran denkt, niemand die Frage aufwirft, ob nicht ein System der privaten Verwaltung das Bessere wäre — da man doch sonst heutzutage so sehr geneigt ist, das gerade Bestehende in Zweifel zu ziehen. Im Gegenteil aber, es ist ein höherer Ton der Verwaltung, ein strafferer Zug der Pflichterfüllung, das „Amt" des städtischen Bediensteten in deutschen Landen bedeutet nicht, wie dort in Amerika, die Ausbeutung des Gemeinwesens, sondern den Dienst für das Gemeinwesen.

Natürlich werden nach menschlicher Weise sich Schattenseiten zeigen gerade dann, wenn der deutsche Munizipal-Sozialismus immer größere

* July 14, 1900, p. 983.

** William Rowland Hopkins, Economic Studies, American Economic Association, December 1896, vol. I, No. 5—6. p. 339.

Digitized by Google

Fortschritte gemacht hat; es wird bei dem kommunalisierten Straßenbahnwesen ein ähnlicher Zustand eintreten, wie heute bei dem preußischen Staatsbahnsystem. Man wird immer wieder Wünsche und Beschwerden äußern, die Stadtvertretung wird zum Schauplatze aller möglichen Forderungen gemacht werden. Aber eine Hauptsache wird bestehen bleiben: Niemand wird an der Systemfrage mehr rütteln, sobald das System öffentlicher Verwaltung einmal durchgeführt ist. Denn man hat nach Vollendung solcher Reformen das Bewußtsein von einer inneren Notwendigkeit, die sich durchgesetzt hat.

* * *

Die wenigen Wochen, welche verflossen sind seit das Obige niedergeschrieben ward (Mitte Februar), haben abermals die Bemerkung bestätigt, daß die Beziehungen der Großen Berliner Straßenbahn-Gesellschaft zu der öffentlichen Meinung einen ruhelosen Anlaß zu Reibungen und Beschwerden bilden, die dann um so lehrreicher sind, wenn sie nicht die praktischen Einzelheiten des Betriebes, sondern die grundsätzlichen Beziehungen zu dem Gemeinwesen betreffen. So gab die zweite Berathung des Eisenbahn-Etats im preußischen Abgeordnetenhause am 22. Februar Gelegenheit zu einer Beschwerde der Berliner Abgeordneten darüber, daß die Konzessionsdauer für die Straßenbahn-Gesellschaft neuerdings (auf 50 Jahre) verlängert worden sei — wogegen der Minister diesen Akt der Regierung damit rechtfertigte, daß die Umwandlung des Betriebes (in den elektrischen) und die hierzu der Gesellschaft auferlegten lästigen Bedingungen eine solche Verlängerung behufs Tilgung der kostbaren neuen Kapitalanlagen notwendig gemacht hätten, neben der Rücksicht auf die Vorortgemeinden, die für die Große Straßenbahn bis 1960 Konzession gegeben. In denselben Tagen fand ein Vortrag und eine Debatte über den Gegenstand in der „Volkswirtschaftlichen Gesellschaft" statt, wo nicht nur der Vortragende, eine alte Stütze der Freihandelsdoktrin und des Individualismus weitgehendes Entgegenkommen für die neue Strömung bekundete, sondern namentlich andre die Mitglieder sich lebhaft in ihrem Sinne aussprachen.

In der Verhandlung des Abgeordnetenhauses erklärte der Minister von Thielen, nach seinen Informationen habe die Stadt Berlin die Übernahme in eigene Regie erst infolge der Konzessionsverlängerung beschlossen. Auch diese Äußerung beweist den engen Zusammenhang dessen, was bisher beschlossen worden ist — städtischer Betrieb neuer Straßenbahnen und Ankauf einer ersten neuen Strecke (mit 93 gegen 12 Stimmen der Stadtverordnetenversammlung) — mit demjenigen, was für das Ganze des Straßenbahnnetzes daraus zu folgern ist. Eine konzessionsgemäße Erwerbung desselben auf Grund eines zur Zeit verfügbaren Kündigungsrechtes, wie es ganz kürzlich die Stadt Frankfurt a. M. hat ausüben können, ist für die Stadt Berlin ausgeschlossen. Der Ablauf der Konzession (1919, 1949) liegt zeitlich so weit ab, steht so sehr im Widerspruche zu der Ungeduld und Gereiztheit der öffentlichen Stimmung, daß nur ein anderer Weg der Erwerbung offen bleibt — derjenige, den die preußische Staats

Digitized by Google

regierung gegenüber den Eisenbahn-Aktiengesellschaften s. Zt. eingeschlagen und den nur eben wieder in den letzten Tagen die Stadt Heidelberg gegenüber ihrer Straßenbahn-Gesellschaft gewählt hat, ja den die Stadt Berlin selber bereits betreten hat, indem sie die Aktien der neuen städtischen Linie von der Gesellschaft Siemens & Halske vermittelst freien Vertrags erwarb. Es kommt nur darauf an, auf diesem Wege fortzufahren.

Und abermals, nachdem ich diese letzten Zeilen geschrieben, bringt die „National-Zeitung" vom 28. Februar in ihrem „Handelsblatt" die Notiz: „Seit einigen Tagen laufen Gerüchte um, daß über die Verstaatlichung der Berliner Straßenbahn Verhandlungen eingeleitet seien, Gerüchte, die den Thatsachen vorauseilen, an denen aber richtig ist, daß eine einflußreiche Persönlichkeit sich bemüht hat, Verhandlungen zu diesem Zwecke einzuleiten, und an den entscheidenden Stellen Geneigtheit dazu gefunden hat.

Ein neuer Beweis für uns, wie schnell es heutzutage mit diesen Dingen weiter geht, wie energisch gewisse Tendenzen, gewisse Strömungen sich durchzusetzen vermögen. Meine kurze Erörterung des Gegenstandes war niedergeschrieben ohne jede Berührung oder nähere Kenntnis der thatsächlichen Vorgänge im Einzelnen. Lediglich aus der wissenschaftlichen Beobachtung, auch räumlich entrückt von dem Schauplatze der Thatsachen, folgerte ich das Herannahen einer Wendung, die nun viel schneller einzutreten scheint, als ich selber erwartet. Und wenn sie eintritt, dann wird sie nach aller Wahrscheinlichkeit von entscheidender Bedeutung für die übrigen Großstädte Deutschlands sein. Was ich in der Überschrift „Die Zukunft der Straßenbahnen" genannt habe, scheint die Gegenwart der Straßenbahnen werden zu wollen.

Göttingen Gustav Cohn

Hamburgisches Theater V

Der Probekandidat

Drama in vier Akten von Max Dreyer

Eppur si muove! Galilei — Stirpem hominum pecudumque miscet Leo XIII.

Direktor: Sie werden das, was Sie heute gelehrt haben, vor den Jungen richtig stellen. Sie werden es als falsch, als materialistische Irrlehre bezeichnen, die Sie als charakteristisch für die Gottentfremdung unserer Zeit mitgeteilt hätten. Oder so was.

Fritz: Das kann ich nicht.

Direktor: Wissen Sie nicht, daß Sie einfach geliefert wären, wenn ich Sie nicht deckte, wenn ich Sie nicht halten wollte?

Fritz: Dann wird es das Beste sein, ich gehe freiwillig.

Direktor: Sind Sie bei Trost? Ist Ihnen das klar, daß die oppositionelle Presse die Angelegenheit zu einem Schulskandal sich auswachsen läßt, wenn Sie unter solchen Umständen

Digitized by Google

ausscheiden. Ich verlange von Ihnen, daß Sie an Ihre Existenz denken, so gut, wie ich daran denke. Ich will Sie halten und Sie werden sich fügen.

Fritz: Ich bin Ihnen ja dankbar für Ihre freundliche Gesinnung — giebt es denn nichts, was —

Direktor: Nichts als Ihren Gehorsam!

Brokelmann: Mensch, gewöhn Dir doch bloß das laute Denken ab! Thu was wir Dir sagen. Was soll sonst bloß aus der Geschichte werden?

Fritz: Ich weiß, daß dann Alles aus ist — auch zwischen uns.

Brokelmann: Na also. Da ist Gertrud. Die wird Dir am ehesten den Kopf zurechtsetzen.

Fritz (zu Gertrud): Nun willst Du mich auch verketzern!

Gertrud: Nein, Fritz. Wenn wir auch nicht denselben Glauben haben — lieb haben können wir uns ja deshalb doch.

Fritz: Trudi — ich fühle, wie immer mehr von dem erwacht, was in Dir ist — und nun das — lügen müssen — mich erniedrigen bis in den Staub, um das zu besitzen, was mir gehört und was ich nicht missen kann! Ich hab Dich so lieb, Trudi — und wie schwer, wie bitter schwer ist das Leben! — Wenn Du mich so lieb hättest, daß Du Dich von Allem losreißen könntest. In ein neues Leben hinein!

Gertrud: Das ist doch nicht Dein Ernst! Ich kann doch den Eltern nicht fortlaufen!

Fritz: Ein Traum —! — (zu Marie): Hast Du Vater gefunden?

Marie: Er ist im „weißen Ferkel" gewesen.

Fritz: O — auch das noch —

Frau Heitmann: Nun ist er (Vater) wieder aus Rand und Band. Nun geht die Qual wieder an — wie soll das bloß werden, wenn Du fortgehst?

Fritz: Wie kann ich Dich so hier lassen — wie kann ich überhaupt von hier fortgehn — von Dir und von Allem —

Frau Heitmann: Ja — auszudenken ist es ja einfach nicht —

Fritz: Es giebt nur das Eine — Herr Direktor, ich bin mit mir im Reinen — ich will mich Ihrem Wunsche fügen —

Hier haben wir einen Extrakt aus dem Dreyerschen Probekandidaten. Der „Held" Fritz offenbart sich darin als der fadeste Waschlappen aller fünf Weltteile. Alles, was die Kritik bisher über das Stück gesagt hat, übergeht völlig, was für eine widerliche Schlafmütze wir bewundern sollen. Man wandte ein: Solche Zustände giebt es heutzutage nicht mehr. Nirgends in Deutschland findet sich ein Realgymnasium, das einer orthodoxen Kirchenbehörde zu liebe einen Lehrer entläßt, weil er in der Prima den Sagen der Genesis gegenüber die entwickelungsgeschichtlichen Theorieen der modernen Naturforschung zur Geltung gebracht hat. Herr Dreyer entgegnete: Doch! in Mecklenburg ist dergleichen noch immer möglich. — Andrerseits staunte man, mit welcher Hirnverbranntheit Fritz auf die

Digitized by Google

verschrobensten Argumente seines Direktors hineinfällt. Er soll deshalb nicht freiwillig aus dem Schulverband ausscheiden, weil es sonst einen Skandal gäbe? Eben dieser Skandal würde sich ja zu seinen Gunsten erheben und müßte ihn erst recht bewegen, seine Opposition leichten Herzens fortzusetzen im Vertrauen auf die ganze liberale Presse, die er hinter sich hat und vor der die Orthodoxie sich scheuen wird. Statt dessen dankt dieser wunderliche Doktor der Philosophie — zu dem Marie später in Bewunderung betet: Du bist, der Du warst! Du bist nur noch größer geworden — und stehst noch höher da über uns Allen in unserer Niedrigkeit! — dankt er dem Herrn Direktor für seine „freundliche Gesinnung", und will sich den Vorschlag überlegen.

Und das ist es, was unbegreiflicherweise viel zu wenig betont worden ist. Ob und wo es solche Schulverhältnisse giebt, wie Dreyer sie darstellt, ist ganz nebensächlich. Wenn es sie aber giebt, und wenn sie die Voraussetzung eines Dramas bilden: wie hat sich dann ein Mann zu benehmen, der uns im Konflikt mit ihnen imponieren soll, den sich der Dichter als einen Wahrheitshelden vorstellt und dem er huldigt wie einem Giordano Bruno der Gegenwart? Ich denke, das Zweifeln und Zögern, ob man eine große Unanständigkeit begehen soll, ist an sich schon unanständig, und jedenfalls eine Anfechtung, deren man sich, wenn man sie überwunden, noch nachträglich gehörig zu schämen hat. Dreyer dagegen veranstaltet die Apotheose der mit Müh und Not halbwegs unbescholtenen Mittelmäßigkeit. Ein Einziger widersteht mit Ach und Krach der Versuchung zu lügen und wird zum gepriesenen und angestaunten König der ganzen Sippe, die niemals in Versuchung gerät, die Wahrheit zu sagen und tapfer zu handeln. Wer empfindet das nicht als einen schelmischen Satirenstoff? Manchmal argwöhnte ich sogar: ist das Ganze nicht etwa als bittere Komödie gedacht in der Art der „Wildente"? Fritz Heitmanns stolzierende Phrasen erinnern doch fortwährend an die sentimentale Verlogenheit Hjalmar Ekdals: „So spricht meine kleine Gertrud! So frei und groß! So beschämend frei und groß für die andern — für die großen Herren, die hier Staatsgeschichte machen und über Menschenschicksale entscheiden. — Und mein Beruf soll jetzt das Lügen sein! Ich kann es nicht — ich kann es nicht — —! Wie schwer, wie bitter schwer ist das Leben!"

In seiner zerfließenden Pomadigkeit zuckt es Fritz gar nicht durch den Sinn, rabbiat, zornig, meinetwegen beleidigend und handgreiflich zu werden, allein bei der Vorstellung: der Mann da will dich zu einer Gemeinheit verleiten! Er wird auch nicht böse, fährt nicht in schüttelfrostiger Ernüchterung angewidert zurück, als seine Braut, die blutlose Puppe, von der er „nicht lassen kann", es für ganz ausgeschlossen erklärt, daß sie sein Unglück mit ihm teilen sollte, und ihn fragt: Fritz, das ist doch nicht Dein Ernst?

Herr Dreyer: ist dies Drama Ihr Ernst? Oder machen Sie von A bis Z nur Spaß? Dann wären Sie ein blutig ironischer Mensch, ein arger Satiriker! Ach, ich wage das kaum zu hoffen. Aber wenn dem nicht so ist, dann — ja dann sind Sie nicht viel besser als Ihr Probekandidat. Man gleicht dem Geist, den man begreift, und man hat keinen feineren

Digitized by Google

stärkeren und stolzeren Charakter, als der, den man für das Ideal männlicher Vortrefflichkeit ausgiebt.

Äußerlich wirkt das Drama ja; wenn man nämlich den Motiven, die Heitmanns Ehrenfestigkeit ins Wanken bringen, den dynamischen Wert zugesteht, den sie im Verlauf der Handlung offenbaren. Doch diese Wucht und Triebkraft können sie nur an einem ganz haltlosen und bestimmbaren Charakter entwickeln. Nun sind wir alle bestimmbar, und Harden hat es neulich in einem sehr gescheuten Aufsatz über Georg Hirschfeld als die Aufgabe des modernen Dramatikers hingestellt, den Willen in seiner Determiniertheit darzustellen. Es kommt aber darauf an, wie viel Gegendampf nötig ist, um einen vorwärtsstrebenden Menschen zum Stehen zu bringen, oder wie sich die Antriebe häufen müssen, damit er Hemmungen überwindet und sich zu etwas entschließt, was er sich selbst niemals zugetraut hätte. Ich kann daher nicht finden, daß Einsicht in die Determiniertheit des Willens für den Dramatiker irgend etwas Neues, und daß sie überhaupt, wie Harden öfters andeutet, etwas eigentümlich Modernes sei. In den sämtlichen Charakterdramen der Weltlitteratur heischt unsere Bewunderung und unser Mitgefühl die Persönlichkeit, die nur durch den Ansturm ganz ungewöhnlicher oder übermäßig vieler und andauernder Widerwärtigkeiten geknickt werden kann. Wir bewundern sie, weil unbeugsame Stärke und trotzende aufrechte Gesundheit uns als die schönsten Symbole des Lebens begeistern, und wir verachten ihr Gegenteil, weil wir uns selbst in den Stunden verzagender Hinfälligkeit und erlöschender Willenskraft mit Degout und Verachtung die Existenzberechtigung absprechen.

Wie verächtlich nun und wie unwert aller Bewunderung Fritz Heitmann ist, fühlt deutlich, wer ihn etwa mit Männern vergleicht, die in anderen Dramen versucht und hart geprüft werden. Wie wird dem Wolfgang Behring in Otto Ernsts „Größter Sünde" zugesetzt, eh er sich endlich, halb wahnsinnig vor Seelenaufruhr, zum Lügen herabläßt! Welche Tantaluspein hat nicht Barthel Turaser auszustehen, wie lange muß der Verführer locken und beschwichtigen, Zweifel in ihm erregen und das Schlimme harmlos und selbstverständlich erscheinen lassen, bis die verblendete Mücke ins sengende Licht flattert! Und das sind beides Familienväter, die wie Hiob geplagt werden, denen ihr Liebstes langsam wegsterben wird, wenn sie nicht auf den Luxus der Ehrlichkeit verzichten wollen in ihrer Hungermisere. Und so gehört es sich auch: wenn wir mit den Verkäufern ihrer Ehre sympathisieren sollen, müssen wir es deutlich vor uns haben, daß ihnen die Lüge auf der Folter ausgepreßt wird, wir müssen uns mit ihnen winden und schließlich mit ihnen lügen und betrügen, weil gar nichts anderes übrig bleibt. Aber der „entschädigte" Wolfgang Behring erschießt sich und seine Magdalene, wie Judas die dreißig Silberlinge wegschmiß und sich erhenkte. Und Turaser hat keine Ruhe, er muß sühnen, er will wieder ehrlich werden und stellt sich dem Gericht: seid gnädig und schlagt mich, damit mir mein seelisches Rückgrat wieder eingerenkt wird.

Halt! ruft mir jemand zu: du phantasierst, Fritz Heitmann wird ja gar nicht schuldig, wie jene beiden, darum überläßt ihn der Dichter auch

Digitized by Google

nicht der Pein! — So? Seht euch den Volksfeind an: Dr. Stockmann, der bleibt rein, der kann nicht lügen und erstarkt vor unsern Augen immer herrlicher zum triumphierenden Reformator der verzerrten Wahrheit, je einsamer er sich der kompakten Majorität gegenüber sieht, und je klarer es ihm wird: diesen Pfuhl von elender Interessiertheit und stinkender Verlogenheit kann nur ein Herkules austrocknen, und dieser Herkules thut uns bitter not: hier ist er! Stockmann thut, worauf das klägliche Gewächse von einem Probekandidaten überhaupt nicht verfällt und was Heitmann, wenn er nur ein bischen Murr hätte, sofort reflexmäßig thäte: er geht zur Offensive über! Wenn die Sachen so liegen (so ließe sich extemporieren), wenn wir in und außer der Schule ein Regiment von so gründlicher Unanständigkeit haben, daß es alle Errungenschaften der Naturwissenschaft technisch bis auf den letzten Pfennig ausbeutet und daneben die Grundanschauungen, denen die Gelehrten seit anderthalb und mehr Jahrhunderten den unbefangenen, freien, erfinderischen Blick verdanken, als Ketzerei und freche Irrlehren verpönen, unterdrücken, ersticken möchte: dann Protest, du Volk der Protestanten! Dann ist keine Satire zu giftig, keine Karikatur zu boshaft, keine Frechheit frecher als die von einem solchen (natürlich imaginären) Regiment an den „Bannerträgern der deutschen Kultur", an unsern allerhöchsten geistigen Ahnen, Lessing, Herder, Goethe, Kant und Schiller verübte Majestätsbeleidigung! Wie? Ich dürfte nicht von einer natürlichen Schöpfungsgeschichte sprechen? Das wäre Gift für die Seelen meiner Primaner? Soll ich ihnen nicht lieber auch den Glauben an den Storch „erhalten"? Oder öffentlich widerrufen, wenn ich vielleicht die diesem achtbaren Vogel zugetrauten Funktionen in einer radikalen Stunde einmal als legendär bezeichnet habe? Ach, mein lieber Gymnasialdirektor, was ist es denn wert, das wir uns zanken! Sie meinen doch nicht, ich wiederkäue aufgeschnappte Brocken von Darwin, dem Papst Leo in seinem hübschen Neujahrskarmen vorwirft, daß er stirpem hominum pecudumque miscet? Oder von Haeckel und Bölsche, die jetzt so thun, als wäre Deutschlands Licht in England aufgegangen? Als Mann der Kirche und der Schule kennen Sie doch gewiß den Generalsuperintendenten und Schulrat der weimarischen Herzogtümer, Johann Gottfried Herder? Als deutscher Gelehrter sind Sie sicherlich, trotz Ihres Realgymnasiums, humanistisch genug gebildet, um die besten Schriften dieses genialen „Humanisten" halb auswendig zu wissen? Da erinnern Sie sich leicht, daß er ungefähr vor 130 Jahren unsere Streitfrage schlicht und ernst und, wie immer, geistvoll entschieden hat. Er schreibt:

„Armer menschlicher Verstand, so scharfsinnig, so dichtend, so arbeitsam und so jämmerlich erlegen — wer wollte dich nicht beklagen? Noch mehr, glaube ich, beklagen, wenn man die Wirkungen betrachtet, die das in unserem so aufgeklärten Physik-Jahrhunderte von Jugend auf macht. Da hört der Lehrling in einer Stunde von Schöpfung der Erde, auf ewige Pfeiler gegründet . . . — das Alles in Moses, Hiob und den Propheten die herrlichste, erhabenste Physik Gottes! — Und hört die andere Stunde darauf, daß alles dies nichts minder als wahr sei. Man habe die

Digitized by Google

Erde längst mit vielem Pompe gemessen und gewogen; aus dem Falle eines Apfels das ganze Geheimnis ihrer und aller Eckſteine der Welt gefunden (Hiob 38, 6). Der Weg zum Lande des Lichts und zur Wohnung der Finsternis sei nicht bloß entdeckt, sondern in loco ergriffen auf Erden, der Lichtstrahl zerteilt, in ihm alle Zauberpfeile des Schönen ertappt . . . Moses und Maupertuis, Fontenelle und Jesaias — wer wird einen Augenblick anstehen zu wählen? Wer nichts mehr von der Naturlehre und Newtonischen Philosophie weiß, als Voltaire, weiß genug, um des armen Sünders Moses aufs grimmigste zu spotten, aber die Blüte des menschlichen Geistes, die Entdeckung der letzten Jahrhunderte, mit allen Namen wie ein Alphabet auf der Zunge zu haben. Kind und Knabe hörts von Jugend auf: ja es muß, wie die Sache unschicklich jetzt liegt, sein erster, herrschender Eindruck sein — Unseliger, sägender Doppeleindruck! Physik Gottes und der Menschen in der größten Divergenz! — —

„Ich behaupte, daß nie ein physisches System, die Naturlehre mag sich verändern und verweitern wie sie will, der Schlüssel zu Moses sein wird. Das ganze Stück ist offenbar nichts als Gedicht, morgenländisches Gedicht, was ganz auf den sinnlichen Anschein, auf die Meinungen des Nationalglaubens, sogar auf durchaus falsche Meinungen, auf Irrtümer der Vorstellungsarten des Volks, auf Blendwerke der Einbildungskraft und des Nationalgefühls bauete — denn was sind die Bilder von einer ewigen mit Nacht und Dunkel und Sturmwind bedeckten Erde? . . . Von einer in sechs Tagen, in solcher Ordnung, in solchem Verhältnis geschaffenen Welt? — Was sind das, aufrichtig und genau zu reden anders, als Vorstellungsarten, die all unserer Physik, sei sie Erfahrung oder Hypothese, und aller ihrer Wahrscheinlichkeit und Gewißheit und Wohlgereimtheit widersprechen?"

* * *

Es sei betont: ich verlange ja garnicht, daß Dreyers Probekandidat ein Held, nicht einmal daß er ein gebildeter, mutiger Mann sei; ich verabscheue nur die an Uriel Acosta gemahnende breitspurige Feierlichkeit, mit der dieser moralische und intellektuelle Knirps sein bischen Schicksal tragisch nimmt, und begreife nicht die Ovationen, die ihm vom Autor und von dem Publikum auf und vor der Bühne dargebracht werden. In der Ästhetik der Charaktere wird der immer eine unangenehme Figur machen, der sich von einem Hjalmar Ekdal imponieren läßt, einen larmoyanten Popanz wegen seiner Märtyrergeberden vergöttert und den Esel in der Löwenhaut von einem lebendigen Löwen nicht zu unterscheiden weiß.

Bewunderung von Kindern und Affen,
Wenn euch darnach der Gaumen steht!

Carl Mönckeberg

Digitized by Google

Geschäftsmann und Politiker

In den verschiedenen Todesanzeigen, welche die Familie Stumm's, die Halbergerhütte, die Saarbrücker Handelskammer, das Dillinger Hüttenwerk, die Bonner Westfalen erlassen haben, ist, merkwürdig genug, der eigentliche Stand des Verstorbenen gar nicht erwähnt. Dieser wird da immer als Geheimer Kommerzienrat hervorgehoben und alsdann war er bald Mitglied des Staatsrates, des Herrenhauses und des Reichstages, bald Ritter hoher Orden, bald Vorsitzender der Saarbrücker Handelskammer, bald sogar Rittergutsbesitzer. Goethe sprach einmal zu Eckermann in Bezug auf sich selbst: „ich, der ich die Litteratur als Nebenfach betrieb!" Ähnlich scheint Herr v. Stumm in den Augen mancher ihm Nahestehenden sein Hüttenwesen nur als „Nebenfach" betrieben zu haben. Und er nannte sich doch oft genug einen Hammerschmied!

In der That. Es hat wenige öffentliche Persönlichkeiten bei uns gegeben, die zugleich eine solche Majestät ihrer praktischen Thätigkeit besaßen, und so viel Geschäftsfreudigkeit neben den inkarniertesten politischen Standpunkten offenbarten. Schon allein diese unbefangene Vereinigung von privatem und öffentlichem Charakter, in einer Zeit, wo viele Deutsche eine heftige Aversion gegen das Verdienen heucheln, macht es der Mühe wert, auf jenen Dahingeschiedenen hinzuweisen. Denn bei all seinen Schattenseiten hatte er gewiß nicht mehr Fehler, als u. A. einige Berliner Finanzmänner, die sich wegen ihres bischen Judentums (das ja auch längst weggeträufelt wurde) so hartnäckig gegen die Bezeichnung als Bankier sträuben. Stumm genierte sich keinen Augenblick, das zu scheinen, was er war, und wenn in unserer Bankwelt nur annähernd solcher Stolz geherrscht hätte, anstatt jenes irren Kokettierens mit Ständen, die nun einmal unproduktiv sind und unproduktiv bleiben wollen, so brauchte die Börse heute nicht wegen Abstreifens ihres gelben Bandes, resp. des Reformgesetzes betteln zu gehen. Es ist sicher, daß jener in mancher Beziehung so machinäre Hüttenbesitzer gerade in Bezug auf die beliebte kleinliche Verfolgung von Hausse und Baisse seine eigene freie Meinung hatte, ebenso wie er für den Sport in gewissen Rassenfragen nicht zu haben war. Ein Diplomat wie Bismarck, der um den Fortschrittsring zu sprengen, auch mit dem ihm unsympathischen Stöcker ging, war Herr v. Stumm niemals. Vielleicht hätte es ihm von Nutzen sein können, ein Bündnis mit den Christlich-Sozialen gegen die Sozialdemokraten in seiner Arbeiterschaft auszuspielen, allein da die Leute sonst seiner politischen Überzeugung zuwider liefen, so war er gegen die Einen so unfreundlich wie gegen die Andern.

Man würde sich übrigens irren, wenn trotz dem Alter und dem Renommée der Firma Stumm in dem nunmehr Verstorbenen das gesehen werden sollte, was man einen reichen Erben zu nennen pflegt. Stumm hat vielmehr unter sehr schweren, ja traurigen Verhältnissen, die hier als persönlich zu übergehen sind, das Geschäft seines Vaters angetreten, und man kann nicht einmal behaupten, daß dieses einfach mit dem Aufschwung unserer Industrie selbst gewachsen sei. Denn um auf der Höhe der Schienen- oder anderer Fabrikation zu bleiben, bedurfte es nicht allein großer technischer Fortschritte, sondern unter Umständen sogar des Vorausseh ens solcher Entwickelungen. So war es u. A. auch der junge Stumm, der neben der Hörder Hütte sofort das gewiß nicht billige Thomas- und Gilchrist-Patent erworben hat. Er war es, der die Schienenverbände mit zusammenschließen half, zuerst das internationale und sodann, unter Auskaufen mehrerer fremder Werke, den deutschen Verband. Er hat auch bei allen Syndikatsbildungen von Rohstoffen oder Halbzeug, von Beginn an seine Hand mit im Spiele gehabt, was um so schwieriger war, als unsere wichtigste Industrie die von Ruhr und Rhein von jeher den Saarbezirken überlegen war und deshalb auch etwas feindselig entgegen stand. Ob Herr von Stumm auch z. B. im Roheisensyndikat immer seine Meinung zur Geltung bringen konnte, bleibt denn auch sehr fraglich und mit der ihm eigenen Offenheit hatte er in früheren Jahren in gelegentlich ganz anderen Versammlungen erklärt, wie er jenes so mächtige Syndikat gewarnt habe, die Hochkonjunktur aufs Äußerste auszubeuten. Denn so gewaltthätig unser Mann auch in politischer Beziehung war und vielleicht auch, wo er es für nötig hielt, in seinen Geschäften, so hat er doch auffallenderweise

Digitized by Google

in Bezug auf Preise und Kundenbehandlung stets Maß zu halten verstanden. Er, den man weise gewiß zu allerletzt nennen konnte, war in diesem Punkte wirklich weise und er hat es seinen Genossen gegenüber immer betont, wie leicht ein Rückschlag abgestumpft werden könnte, falls von vorneherein die Syndikate sich nicht übernähmen. Da aber nicht alle Montanleute so reich zu sein vermochten, wie Herr von Stumm, so sind auch die wenigsten Eisen- und Stahlmänner bereit gewesen, eine hochgehende Zeit anders als bis zum Äußersten abzuschöpfen.

Solches muß unparteiischerweise von einem Industriellen behauptet werden, der neben Baare vom Bochumer Gußstahlverein der Hauptförderer der neuen Bismarckschen Schutzzollära gewesen ist. Einer Ära, die ihm jährlich Millionen und Millionen abwarf, und erst, als er merkte, daß man nach seinem publizierten Anteil am Roheisensyndikat seine Jahresgewinne wenigstens nach dieser Richtung hin, bequem berechnen konnte, unterblieb dieses Kapitel für längere Zeit in den Veröffentlichungen. Bekanntlich hat alles, was in Deutschland an Protektionismus vor und nach Bismarck geleistet worden ist, keine gleichsam so müheloſen Riesengewinne für einen ganz bestimmten Stand zu Wege gebracht. Indessen die leitenden Großinteressenten, welche ihre Schutzzollmeinung verteidigten und durchsetzten, warfen sich mit Stolz in die Brust und deklarierten sich zugleich auch als die Träger eines nur zu ausgedehnten Arbeitsmarktes. Eine Übertreibung pflegt leicht der andern bertreibung zu folgen, und da um die Mitte der 70 er Jahre der manchesterlich und bambergerisch gestimmte Reichstag auch den letzten Rest unserer Eisenzölle aufgehoben hatte, war die Erbitterung mit Recht ausgebrochen. Bezeichnend für die Situation war u. A., daß hier ebenso entschiedene, aber weniger fanatische Freihändler, wie Sonnemann, sich ihrer Stimme bei der Annahme jenes Antrages enthielten. Sie hatten eben mehr Fühlung mit der sozialen Bewegung und wußten, wie dieser Stoß unsere Eisenindustrie zu einer Zeit traf, in welcher das Arbeiterelend in Rheinland-Westfalen unbeschreiblich geworden war. Den Mut hatte man aber damals noch keineswegs, rund und nett irgend ein System nur wegen der Kleinigkeit nicht bis auf die Spitze zu treiben, weil eben neue außerordentliche Verhältnisse angebrochen seien. Das unselige Dogma: Freihandel oder Schutzzoll, die stupide Gläubigkeit, mit welcher aus diesen Dingen politische Parteien gemacht worden sind, hatte nicht wenig dazu beigetragen, fast die gesamte Industrie geschlossen gegen den Handel aufzustellen.

Der politische Einfluß Stumms hing rein mit seiner Persönlichkeit zusammen, die durchaus nicht, wie der rasch urteilende Berliner Korrespondent eines süddeutschen Blattes angiebt, heroisch zu nennen war. Heldenhaft ist niemals eine Natur, die beständig kampfbereit ist, wodurch dann alles Große neben allem Kleinen an Wichtigkeit sich abplatten muß. Aber der Verstorbene ist ein Kämpfer gewesen zu jeder Tages- und Nachtzeit und stets — was im praktischen Leben so ungemein wichtig ist im Gegensatz zur grauen Theorie — auf das Menschliche dabei dringend. Das heißt, er suchte den Gegner, wenn er ihn nicht überzeugen konnte, oder wenn er die eigene Unfähigkeit dazu voraussah, auf die eine oder andere Weise bei Seite zu schieben. Diese tüchtigen und zugleich rastlosen Eigenschaften, verbunden mit äußerst geläufiger Rede und sehr vielen positiven Kenntnissen auf seinen Gebieten, würden ihn genau so einflußreich gemacht haben, wenn er keinen Ar und keinen Halm, oder richtiger keine einzige Erzkonzession und keine einzige Hammerschmiede besessen hätte. Ja, als bloßer Politiker, ohne Vermögen und ohne Arbeiterschaft hinter sich, würde er wahrscheinlich noch einflußreicher gewesen sein, weil in Deutschland nun einmal noch der Schein der Bedürfnislosigkeit bei öffentlichen Persönlichkeiten beliebt ist. Nicht erst in den letzten Jahren, sondern schon weit früher konnte man es auf öffentlichen Tagen beobachten, wie Oberpräsidenten, selbst Minister mit Herrn von Stumm wie mit einem Faktor rechneten, sodaß sie es etwa unter Umständen für eine Art Ehrenpflicht ansahen, gerade von diesem Herrn nichts hinzunehmen. Man vermochte es aber auch zu beobachten, wie einsam er selbst unter seinen Genossen dastand und mit welcher Scheu diese auf ihn, wie auf eine „ganz andere" Erscheinung blickten. Mit Recht konnte er ihnen aber auch damals zurufen, daß er der einzige Großindustrielle sei, der als Abgeordneter und Reichsbote noch bei den Wahlen durchdringe. Das imponierte immer.

Digitized by Google

Einfluß hat er zu jeder Zeit und bei den verschiedensten Großen gehabt. Bei Bismarck schon lange vor der Schutzzollära, beim jetzigen Kaiser auch noch in den Tagen, wo Herr Hinzpeter der Allmächtige zu sein schien, sowie später, als der Genannte wieder zu den Akten gelegt war. Sein Einfluß bei Bismarck hat u. a. den noch heute ungebauten Moselkanal hintertrieben. Der Widerstand der fiskalischen Saargruben war hiergegen wahrscheinlich Kinderspiel, denn man denke sich den Unterschied zwischen einem stramm referierenden Oberbergrat und einer freiredenden und energischen Persönlichkeit wie der Stummschen. Der Einiger Deutschlands, welcher nicht Zeit genug hatte, ihm fern liegende Gebiete aktenmäßig zu studieren, erklärte selbst, daß er Autoritäten haben müsse; und daß er diese für die verschiedensten Felder sich auserwählt hatte, würde auch der Hamburger Woermann wohl bestätigen. Immerhin ist auch der Widerstand Stumms gegen den Moselkanal als gegen eine unserer wichtigsten wirtschaftlichen Einrichtungen nicht lediglich als ein Produkt seiner Geldinteressen anzusehen, denn sobald die Ruhrindustrie die billigen Erze aus Lothringen und Luxemburg bekommen konnte, stand es mit den alten natürlichen Vorteilen der Saarindustrie, welche jene Erze ja nahe bei der Hand hatte, ungleich schlechter. Auch hier konnte also von den Interessen ausgedehnter Arbeitsgebiete gesprochen werden, obgleich böse Zungen damals rasch bei der Hand waren, Herrn von Stumm vorzuwerfen, daß er vor der Erbauung des Moselkanals sich erst noch mit neuem Erzeigentum in Luxemburg vollpfropfen wollte.

Das letzte und bedenklichste Kapitel Stumms betrifft die patriarchalische Behandlung seiner Arbeiter. Aber so despotisch er in dieser Beziehung auch vorging, so bevormundend er bis in die Familie hinein einzugreifen versuchte, und so gewaltthätig er Widerstand hiergegen gleichsam auszurotten versuchte, so hat man doch kein Recht, sich den „König von Neunkirchen" etwa wie einen ehemaligen Landgrafen von Hessen zu denken, der um der Tyrannei willen tyrannisierte. Stumm hat, ganz gleich, ob dies in heutigen Zeiten bis zur Verzopfung lächerlich ist, thatsächlich ein väterliches Pflichtbewußtsein an seiner Arbeiterschaft gefühlt und ausgeübt. Und das viele Gute, das er rein verpflegungsmäßig noch vor unsern sozialen Reformen bei sich zu Hause geschaffen hat, ist nicht mißkannt worden wegen seines Inhaltes, sondern eben wegen seiner Form. Der beste Mensch, wenn er seiner Zeit den Rücken kehrt, um die Vergangenheit an die Stelle der Gegenwart zu setzen, wird schädlicher als ein ganz einfacher, der Hand in Hand mit allen Neuheiten geht; und Stumm war nicht einmal ein „Bester"!

Die meisten bedeutenden Menschen haben die Fehler ihrer Vorzüge und deshalb lohnt sich auch, wenigstens wenn man anstatt zu politisieren, nur reflektieren will, keine Kritik all jener Stummschen Fehler. Und dennoch könnte der Dahingeschiedene Vielen als Muster gelten! Gerade weil er kein Genie war, sondern lediglich ein tüchtiger und tapferer Charakter, wäre er vielleicht nachzuahmen: in seiner durch nichts verhüllten Unternehmungslust, in seinem Hochhalten der erwerbsmäßigen Stände und in dem rückhaltlosen Durchführen dessen, was er als nützlich erkannt hat. Wie viele leitende Männer giebt es in Deutschland, die irgend etwas anderes als nützlich erkennen, um dessentwillen aber nach allen Seiten scharwänzeln, nur um nicht die ganze Kraft dafür einsetzen zu müssen.

Die ungeheuren Betriebe des Verstorbenen werden einheitlich erhalten bleiben. Inwiefern aber nicht einzelne Teile hiervon an Krupp oder gar an den preußischen Staat verkauft werden, läßt sich schwer voraussehen.

S. v. H.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Heckscher, Verlag von Alfred Jansen, Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), alle in Hamburg.

Digitized by Google

Nr. 25 I. Jahrgang

„Litterarischer Anzeiger" des Lotsen

Verlag und Geschäftsstelle: Alfred Jansen, Hamburg, Kaiser Wilhelmstr. 76.
Tel.: I, 388. — Erfüllungsort: Hamburg.

B. Behr's Verlag (E. Bock), Berlin W. 35.

Friedrich Hebbel
Sämtliche Werke

Bd. II. soeben erschienen.

Ausführliche Prospekte unentgeltlich.

!!! Ein neues Buch von Karl Söhle!!!

Musikanten und Sonderlinge

Neue Musikantengeschichten von Karl Söhle.

198 Seiten 8°. Imitiert Büttenpapier.
Geheftet M. 2.50. Gebunden mit Goldschnitt M. 3.50.

Ferd. Avenarius schreibt im „Kunstwart":

„Ihr Musiker unter unseren Lesern, wollt ihr einen hören, der euer Leiden und Freuen im Innersten mitmacht? Geht zu Söhle. Ihr Naturfreunde, wollt ihr wieder mal ein großes Kinder-, d. h. ein echtes Künstlerherz belauschen, wie sich's an Heide und Vogelsang freut? Ihr Bauernfreunde, wollt ihr wieder den norddeutschen Bauer sehen, ganz echt wie er ist? Geht zu Söhle. Ihr Freunde des Humors, des keuschen, der im Dämmerdunkel des Herzens wohnt, nicht bei dem hellen Licht im Kopf, sucht ihr etwas für euch? Ihr Freunde der deutschen Art, der ehrlichen, kernigen, die ihr gern aus dem internationalen Litteratensalon heim in die Gotteswelt wollt, fragt ihr wohin? Geht zu Söhle. In all euren Namen darf ich ihm Gruß und Handschlag bieten im deutschen Schrifttum.

B. Behr's Verlag (E. Bock), Berlin W. 35.

Digitized by Google

Nationaler und internationaler Sozialismus.

Vortrag von **Fr. Naumann,** Berlin.

16 Seiten. – **10** Pfg. **Partiepreise billiger!** **10** Pfg. – 16 Seiten.

Die Nationalsozialen und die Bauern.

Eine Programmschrift.

Durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Gesetzverlag Schulze & Co.

Das Erbrecht nach dem Bürg. Ges. von Dr. W. Brandis geb. M. 2.—
Das Recht der Ehegatten nach dem Bürg. Ges. von Dr. W. Brandis geb. M. 2.—
Das Vormundschaftsrecht nach dem Bürg. Ges. von Dr. W. Brandis geb. M. 1.20
Das Recht der unehelichen Kinder und der Annahme an Kindesstatt nach dem Bürg. Ges. von Dr. W. Brandis geb. M. —.50.

BERLIN-GR. LICHTERFELDE.

Otto Speckters Katzenbuch.

Mit Gedichten von Gustav Falke

50 Pfg.

Erfrischend wirken durch reinen künstlerischen Hauch diese einfachen Federzeichnungen Speckters und die Verse Falkes, deren Humor so echt deutsch ist, deren Gedanken Kinder und Große in ihrer Weise verstehen und genießen werden. (Reichsbote)

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Gustav Falke als Lyriker

Eine Auswahl aus seinen Dichtungen mit einer Einleitung von Dr. M. Spanier.

Geb. 2 Mark 50 Pf.

Wir wünschen dieser Auslese umfassende Verbreitung. Falke verdient sie wie kaum ein anderer! Duft und — ohne das Gepolter der „großen Worte" — schlichtmännliche Kraft einer deutschen Seele, wer verbindet das noch unter den Lebenden? Hat man einmal seine Art lieb gewonnen, dann wird einem jedes neue Falkesche Gedicht ein neuer Fund.
Paul Wertheimer in der Rheinisch-westf. Zeitung.

Wer Falke noch nicht lieb gewonnen hat, durch diese Sammlung wird er es.
Kurt Holm in der „Gesellschaft".

[Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Gustav Falkes Gedichte:

Mit dem Leben (1899) geb. 3 M.
Neue Fahrt (1897) geb. 4 M.
Tanz und Andacht (1892) geb. 4 M.
Mynheer der Tod (1891) geb. 4 M.

Wer ein Scherflein übrig hat für unsere neu und prächtig aufblühende Lyrik, ob er die frühere oder die Dichtung von heute bevorzugt, der lese nicht bloß, er **kaufe** — Gustav Falke! Sein Kranz hängt, wie er in einem seiner schönsten stolz-entsagenden Gedichte sagt, „noch immer in den Sternen". Es ist Zeit, daß er sich auf dieses nicht mehr ganz jugendliche Haupt senke....
Paul Wertheimer in der Rheinisch-westf. Zeitung.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Gedichte von Stefan Rónay

Geb. 6 Mark

Einen zeitgeschichtlich interessanten Einblick in das Fühlen und Denken eines katholischen Priesters bieten uns die Gedichte Stefan Rónays. Nach dem Tode des Verfassers, eines ungarischen Priesters, sind dieselben von seiner Schwester gesammelt und herausgegeben. Erschütternd sind die Seelenkämpfe dieses edlen Menschen, die uns eigentlich in jeder seiner Dichtungen entgegentreten. Er seufzt nach Freiheit und weiß, daß er dazu bestimmt ist, zeitlebens die Sklavenketten seines Berufes zu tragen. Er ringt nach Frieden, und Zerrissenheit ist die Grundstimmung seiner Seele. Er sehnt sich mit heißem Verlangen nach Liebesglück und Familienleben — Entsagung, Verbitterung ist sein Los.

Wohl keiner wird diese Gedichte, die in ihrer schlichten schönen Form doppelt ergreifend wirken, aus der Hand legen, ohne ein tieferes Interesse für den Mann und sein Schicksal gefaßt zu haben, der sich auf jeder Seite des Buches als vortrefflicher Kenner des menschlichen Herzens zeigt.

Stefan Rónay ist eine der eigenartigsten Erscheinungen, die in den letzten Jahren auf dem Gebiete der Poesie hervorgetreten sind. (Evangelisches Gemeindeblatt.)

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Digitized by Google

Versuche und Ergebnisse

der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg.

Mit Buchschmuck von Valesca Röver-Hamburg.

171 Seiten. Brosch. 2 Mark, geb. 2 Mark 70 Pf.

Inhalt:

Einleitung von Alfred Lichtwark. — Was soll und kann die Schule für die künstlerische Erziehung thun? von Otto Ernst. — Das Kunstgewerbemuseum und die Schule von Justus Brinkmann. — Die Übung in der Betrachtung von Kunstwerken von Alfred Lichtwark. — Zeichnen von C. Götze. — Die Kurse für Kopf-, Akt-, Stillleben-, Landschaftszeichnen und Malen von A. Siebelist. — Unterrichtskurse für Zeichnen, Malen, und Modellieren von C. Schwartz. — Das Erwachen künstlerischer Bedürfnisse und der Handfertigkeitsunterricht von Vollers. — Künstlerischer Bilderschmuck für Schulen von Dr. M. Spanier. — Bilder aus Hamburg von G. Weihrauch. — Über Bilderbücher von demselben. — Dichtung und Schule von Dr. J. Löwenberg. — Thätigkeitsbericht der Litterarischen Kommission von Anna Köster. — Theateraufführungen für Kinder von A. Witt. — Die Bedeutung des Kunstwerkes als dichterische Jugendschrift für Kinder und Litteratur von Fr. von Borstel. — Was die öffentlichen Bücherhallen erstreben sollten von Dr. Ernst Schultze. — Konzerte für Volksschulkinder von H. Fricke und Richard Barth. — Turnen von Karl Möller. — Unterhaltungsabende in Schulen von J. Ehlers. — Die künstlerische Bildung und das Studium der Kindheit von R. Roß. — Die künstlerische Erziehung in den Seminaren für Lehrer und Lehrerinnen von K. Jahrmarkt und H. Th. Matth. Meyer. — Veröffentlichungen von C. Götze.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Einsamkeit

Die Geschichte eines reinen Thoren

von

Richard Huldschiner.

Mit Umschlagzeichnung von Carl Moser.

2 Mark.

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Schicksale

Novellen von

Wilh. Poeck

INHALT: Junge Leiden. — Felicitas. — Im Schatten. — Knechtsehre.

2 Mark.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Digitized by Google

HAMBURG.

Orchester 40 Musiker. ✹ Orchester 40 Musiker.

Théâtre Variété I. Ranges.

Bevorzugter Aufenthalt
des vornehmen
Hamburger Familien-Publikums
und der Fremden.

Spieldauer: September-Mai.

Monatlich wechselndes Programm.

Näheres die Tageszeitungen.

Anfang an Wochentagen 8 Uhr, an Sonn- und Feiertagen 7½ Uhr.

Billet-Vorverkauf bei H. Käse, Alsterarkaden, und im Theaterbureau.

Das Hansa-Theater ist in nächster Nähe sämmtlicher Bahnhöfe gelegen. Ende der Vorstellungen gegen 11 Uhr; den auswärtigen Besuchern ist somit Gelegenheit geboten, noch die Abendzüge zu benutzen.

Digitized by Google

Familienheim für Erholungsbedürftige

Dr. Schwartz, Arzt
Bad Oldesloe i. H.

Gustav Falkes Romane.

Aus dem Durchschnitt (2. Aufl.)
Geb. 3 Mark.

Der Mann im Nebel Geb. 3 Mark.

Hamburgische Kulturaufgaben

von

Gustav Schiefler.

1 M. 60 Pf.

Wenn der Verfasser zunächst auch nur hamburgische Verhältnisse ins Auge faßt, so enthalten seine Ausführungen doch soviel Beachtenswertes und Anregendes von allgemeiner Bedeutung, daß das Buch auch den leitenden Kreisen anderer deutscher Großstädte empfohlen werden kann.
(Litterarisches Centralblatt).

Verlag von
Alfred Jansen in Hamburg.

IN NEUEN FORMEN
entwirft und liefert
Architekt J. Oltmanns
Alterwall 12
Stadt- und Landhäuser
mit vollständiger künstlerischer Ausstattung.
Behagliche Wohnräume.
Einzelne Möbel.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg

GROSSE BLEICHEN 33
empfiehlt ihre **Photochemigraphie** und **Xylographie**, sowie **Galvanoplastik** und **Stereotypie** zur Anfertigung von **Autotypien, Zinkätzungen, Holzschnitten** u. **Zeitungs-Clichés** in vorzüglicher Ausführung zu mässigen Preisen. — Kostenanschläge bereitwilligst. — Telephon I, No. 16 und No. 6229

Friedrich Nietzsche an der Grenzscheide zweier Weltalter.

Versuch einer Beleuchtung vom Standpunkt einer neuen Weltanschauung
von **Eugen Heinrich Schmitt.**

2 Mark. 2 Mark.

„In der reichhaltigen Nietzsche-Litteratur der Gegenwart ist dieses Buch eines der allerbesten."
(Das Magazin.)

„Ihr Buch hat einen tiefen und gewaltigen Eindruck auf mich gemacht. Ich war ergriffen von dem kühnen Seefahrergeist, der das ganze Buch durchdringt. Ich fühle wohl, Sie gehen über meinen Bruder in Ihren Ansichten hinaus . . ."
(Frau Förster-Nietzsche.)

„Bisher ist nur ein originaler Geist ihm (Nietzsche) nachgegangen: Eugen Heinrich Schmitt in Budapest. Seine Schrift ist ein berauschend schönes Gedicht von einer Welt, in der Schönheit und Unschuld, Kraft und Leben sich vermählen. Es ist schwer, sich dem Zauber des Buches zu entziehen, aber Nietzsches Lehre ist nicht darin. Seine Symbole sind von einem Dichter umgedeutet."
(Hannoverscher Courier).

Verlag von Alfred Jansen in Hamburg.

Digitized by Google

Hamburg-Amerika Linie

Direkter deutscher Post- und Schnelldampferdienst

Hamburg - Newyork

via Southampton und Cherbourg.

Hamburg - Newyork
Hamburg - Frankreich
Hamburg - Belgien
Hamburg - England
Hamburg - Portland
Hamburg - Baltimore
Hamburg - Boston
Hamburg - Philadelphia
Hamburg - Galveston
Hamburg - New-Orleans
Hamburg - Venezuela
Hamburg - Westindien
Hamburg - Mexico
Hamburg - Canada
Hamburg - Ostasien
Hamburg - Nordbrasilien
Genua - La Plata
Stettin - Newyork
Newyork - Mittelmeer
Newyork - Ostasien
Orientfahrten
Nordlandfahrten

ferner mit den Dampfern der **Deutschen Ostafrika-Linie**

Hamburg - Ostafrika

und mit den Dampfern der **Hamburg-Südamerikanischen D.-G.**

Hamburg - Brasilien
Hamburg - Argentinien
Hamburg - Uruguay

Oceanfahrt circa 6 Tage.

Nähere Auskunft ertheilt die

Hamburg = Amerika Linie

Abtheilung Personenverkehr,
HAMBURG, Dovenfleth 18—21,
sowie deren Vertreter.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Die Verlagsbuchhandlung.
Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

I. Jahrgang | 30. März 1901 | Heft 26

P Germ. 270 · 2.

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für Deutsche Kultur

Inhalt:

	Seite
Das deutsche Konsularwesen II. Ein Patriot	845
Ibsens Stellung zu Kunst und Leben. Heinrich Bulthaupt	853
Momentmalerei I. Momme Nissen	860
Gedicht. Carl Bulcke	867
Aus dem Leben der Bienen. Maurice Maeterlinck	867
Hanseaten und Agrarier. S. v. H.	875

Redaktion: C. Mönckeberg und Dr. Heckscher
Verlag: Alfred Janssen, Hamburg

Bezugspreis 5 Mark vierteljährlich. Ein einzelnes Heft 50 Pfennig.

Digitized by Google

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur

erscheint 52 mal im Jahr, am Sonnabend.

Der Abonnementspreis beträgt **Mk. 5.—** für das Vierteljahr, Ausland **Mk. 6.30.**

Einzelne Hefte kosten **50 Pf.**

Die Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements-Bestellungen entgegen.

Adresse der Redaktion: **Hamburg, Kaiser Wilhelmstraße 76 II.**

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden im Falle der Ablehnung nur zurückgesandt, wenn das Rückporto mitgeschickt ist.

Es wird gebeten, wegen Besprechung neuer Werke vorher bei der Redaktion anzufragen. Für unverlangt eingesandte Werke wird jede Verantwortung abgelehnt.

Für Unterredungen ist eine vorherige Ansage — Telephon (I. 388) — erwünscht.

Nachdruck der Beiträge ist verboten.

Von den Mitarbeitern des „Lotsen" seien erwähnt

Dr. Th. Achelis-Bremen — Prof. G. Adler-Kiel — Hermann Bahr-Wien — Peter Behrens-Darmstadt — Ed. Bernstein-London — Prof. E. Bethe-Basel — Dr. Albr. Bethe-Straßburg — Prof. Blondel-Paris — Helene Böhlau-München — Prof. Braun-Straßburg — Prof. Brentano-München — Prof. Breysig-Berlin — Dir. Brinckmann-Hamburg — Carl Bulcke-Altona — Dr. H. Bulthaupt-Bremen — H. St. Chamberlain-Wien — Prof. Cohn-Göttingen — Prof. Dessoir-Berlin — Prof. Ehrenberg-Rostock — Dr. H. Embden-Hamburg — Otto Ernst-Hamburg — Dr. E. Ertl-Graz — Gustav Falke-Hamburg — C. Ferdinands-Bonn — Prof. Foerster-Berlin — J. Folnesics-Wien — Ilse Frapan-Zürich — Georg Fuchs-Darmstadt — Maximilian Fuhrmann-Altona — Dr. Joh. Geffcken-Hamburg — Paul Geisler-Posen — Dr. R. Graul-Leipzig — Leo Greiner-München — Hauptmann Dr. Günther-Bern — Landesrat Hansen-Kiel — Ernst Hardt-Athen — Prof. Hasbach-Kiel — Professor Hensel-Heidelberg — L. von Hofmansthal-Wien — W. Holzamer-Heppenheim — S. v. H.-Frankfurt — Dr. J. Jastrow-Charlottenburg — Max Kalbeck-Wien — Direktor Kautzsch-Leipzig — Wolfgang Kirchbach-Berlin — Prof. Koester-Leipzig — Dir. Kraepelin-Hamburg — Gustav Kühl-Berlin — Lothar von Kunowski-München — Prof. Lamprecht-Leipzig — Prof. Lange-Tübingen — Dr. C. F. Lehmann — Dr. F. von der Leyen-München — Dir. Lichtwark-Hamburg — Detlev von Liliencron-Altona — Prof. Litzmann-Bonn — Prof. Lotz-München — Prof. Marcks-Leipzig — C. Ferd. Morawe-Darmstadt — Börries Frh. von Münchhausen-Windischleuba — Prof. Münsterberg-Cambridge (U. S. A.) — Pfarrer a. D. Naumann-Berlin — Momme Nissen-Hamburg — Dr. C. Nörrenberg-Kiel — Herm. Obrist-München — Oda Olberg-Genua — G. Frh. von Ompteda-Dresden — Dr. M. Osborn-Berlin — Dr. G. Pauli-Bremen — Prof. Paulsen-Berlin — Dr. G. Pfeffer-Hamburg — Prof. v. Philippovich-Wien — Prof. Platter-Zürich — Dr. F. Poppenberg-Charlottenburg — Prof. W. Rein-Jena — Dr. Mil. Richter-Leipzig — E. Freiin von Richthofen-Karlsruhe — Prof. Rickert-Freiburg — Prof. Riehl-Halle — R. M. Rilke-Schmargendorf — Peter Rosegger-Graz — Dr. Karl Schäfer-Bremen — Wilhelm Schäfer-Düsseldorf — Paul Scheerbart-Breege — Prof. Schmoller-Berlin — Prof. Schneegans-Würzburg — Arthur Schnitzler-Wien — Wilhelm von Scholz-Konstanz — Paul Schultze-Naumburg-Berlin — Dr. G. Seelig-Hamburg — Dr. Arthur Seidl-München — Prof. Sering-Berlin — Franz Servaes-Wien — Camillo Sitte-Wien — Prof. Stein-Bern — Dr. Alex. Tille-Bonn — Prof. Ferd. Tönnies-Altona — Dr. H. Ubell-Graz — Prof. Waentig-Greifswald — Prof. A. Wagner-Berlin — C. von Wartenberg-Berlin — Sidney und Beatrice Webb-London — Dr. M. Wittich-Hamburg — Dr. W. Wittich-Straßburg — Prof. Wölfflin-Berlin — Dir. Woermann-Dresden — Prof. Zitelmann-Bonn.

Die Einbanddecke für den „Lotsen"

(Heft 1—26)

ist zum Preise von **Mark 1.—**

durch die Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Titel und Inhaltsverzeichnis enthält das Heft 26.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
PROF. HUGO MÜNSTERBERG
OCT. 25, 1927

Digitized by Google

DER LOTSE

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur • Redigiert von Carl Mönckeberg und Dr. S. Heckscher

Kunst und Wissenschaft Volkswirtschaft und Politik

I. Jahrgang 30. März 1901. Heft 26

Das deutsche Konsularwesen

2

Wie in Bezug auf die Verteilung der Berufskonsulate dürfte hinsichtlich der Verwendung der konsularischen Beamten, ihrer Berichterstattung und ihrer Ausbildung von England mancherlei zu lernen sein. In allen diesen Punkten werden wenigstens von Kennern des deutschen Konsularwesens seit Jahren lebhafte Beschwerden geltend gemacht. Wer die Konsularregister einiger Jahre vergleicht und sich ein Bild von der Laufbahn der einzelnen Beamten dieses Dienstes in Deutschland zu machen versucht, kommt zu merkwürdigen Ergebnissen. Während Jedermann von vornherein zu der Ansicht geneigt sein dürfte, daß es für einen Konsul, der seinen Amtsbezirk gründlich kennen und seine Aufgaben voll erfüllen will, nötig wäre, recht lange auf demselben Posten oder wenigstens im selben Lande zu verbleiben, zeigen die Konsularverzeichnisse, abgesehen von einigen Ausnahmen, einen fortwährenden Wechsel dieser Beamten. Und sie vertauschen gewöhnlich nicht ihren Posten mit einem andern in demselben oder einem benachbarten Lande, sondern sie wandern nicht selten binnen wenigen Jahren um die ganze Erde. Wir greifen nur einige Beispiele aus den letzten Jahren heraus und verfolgen die Laufbahn der darin aufgeführten Beamten. Da sehen wir einen Herrn, der kommt von Südafrika nach Haiti; einen Andern, der kommt von Mailand nach Haiti; einen Dritten, der kommt von Canton nach Sydney, von dort nach Antwerpen und dann nach Haiti. Wieder einem andern Beamten ist es beschieden, auf seiner Laufbahn nach einander in Rußland, China, Südamerika thätig zu sein. Die Laufbahn eines Gesandten in Peru hat über Egypten, Zanzibar, Triest, Haiti geführt. Ein südamerikanischer Gesandter war vorher in Japan, Samoa und China als Konsul thätig. Nicht minder merkwürdig ist die Karrière eines Beamten, der in Tunis, Marseille, Stockholm und der Schweiz beschäftigt war. Nicht alltäglich dürfte auch

Digitized by Google

die Laufbahn eines Konsuls sein, der nach einander von Serajewo nach Messina, von da nach der Schweiz und von dort nach Tunis versetzt wurde. Sprünge von einem Konsulat in Rußland nach irgendeinem Konsulat in Afrika findet man mehrfach. Ein Konsul ist von Norwegen nach Japan; ein andrer von der Schweiz nach Australien; ein dritter von den Marschallinseln nach Italien; ein vierter von Japan über Kleinasien nach Triest; ein fünfter von Odessa über Bulgarien nach Mittelamerika; ein sechster von Konstantinopel nach Holland; ein siebenter von Rußland nach den Vereinigten Staaten und von dort nach Dänemark; ein achter von Österreich nach Italien, von dort nach Belgien; ein neunter von China nach Österreich; ein zehnter von China nach der Schweiz versetzt worden.

Es liegt auf der Hand, daß die auf solche Weise in der Welt herumgewürfelten Beamten, die meist nur wenige Jahre auf einem Posten geblieben sind, sich unmöglich mit den Verhältnissen ihres Aufenthaltsortes vertraut machen konnten. Ganz ausgeschlossen ist es von vornherein bei den orientalischen Ländern, wo es besonderer und höchst mühsam zu erwerbender Vorkenntnisse in Sprache, Recht und Lebensverhältnissen bedarf, um sich überhaupt nur zurecht zu finden. Ein aus Europa ohne solche Vorbildung in den Orient versetzter Beamter wird selbst bei großer Begabung Jahre brauchen, um seinen Aufgaben einigermaßen gewachsen zu werden. Wird andrerseits ein erprobter und eingelebter Beamter aus dem Orient nach Europa versetzt, so gehen seine Kenntnisse völlig dem Reich verloren, und er selbst muß sich mühsam wieder in eine andere Welt hineinfinden. Ganz abgesehen von den sehr hohen Umzugskosten, die aus solchen Versetzungen dem Reichssäckel erwachsen, ist der Wechsel zwischen europäischen und orientalischen Posten daher besonders vom sachlichen Gesichtspunkte aus bedenklich. Versetzungen von einem Land Europas oder Amerikas in ein anders zivilisiertes Gebiet unterliegen auch dem Bedenken, daß der Beamte einen guten Teil seiner Kenntnisse und Erfahrungen nicht mehr verwerten kann und aufs neue sich einzuarbeiten genötigt ist, aber sie sind nicht so sehr zu verwerfen wie der Wechsel zwischen Orient und Okzident.

Fragt man nun nach den Gründen dieser häufigen Versetzungen, so vermag man bei allem Nachdenken keine anderen zu finden, als etwa den Wunsch der Behörde, einen Beamten in Gehalt und Rang zu befördern oder das Drängen der Beamten nach andern Posten. Beide Wünsche sind begreiflich, es fragt sich nur, ob sie nicht anders als in der bisherigen, dem Zwecke des Konsularwesens und den Interessen der Allgemeinheit widerstreitenden Weise, zu befriedigen sind. In England, wo der Konsulardienst weit älter und ausgebildeter ist als in Deutschland und wo natürlich mit denselben Umständen zu rechnen ist, scheint man der letzteren Meinung zu sein. Man ist dort nach Ausweis der Register des Konsularkorps offenbar der Ansicht, daß ein Umherwürfeln dieser Beamten in der ganzen Welt dem Zwecke der Einrichtung und den Interessen des Staates nicht entspricht. Das Bedürfnis, den Konsularbeamten die nötige Welt-

Digitized by Google

kenntnis und Erfahrung zu geben, erfüllt man, indem man sie in den Jahren der Vorbereitung von einem Posten zum andern versetzt oder mit Vertretungen in andern Ländern betraut. Die Konsuln aber müssen ihre Laufbahn in der weit überwiegenden Mehrzahl auf demselben Posten oder wenigstens im selben Lande oder, wenn letzteres zu klein ist, in benachbarten, gleichartigen zurücklegen. Es giebt solche, die zwanzig, dreißig und mehr Jahre nur mit kurzen Unterbrechungen ihre Posten bekleiden. Sie sind infolgedessen durch Ortskunde und Vertrautheit mit den wichtigeren Persönlichkeiten jedem andern Fremden überlegen und tragen wesentlich dazu bei, Englands Einfluß zu stärken. Um ihre Verdienste zu belohnen und sie aufzumuntern, steigen ihr Rang und ihre Bezüge ohne Rücksicht auf den Ort, wo sie thätig sind. — Die Angehörigen des Konsulardienstes in Ostasien und im Orient genießen je eine ganz besondere, auf die dortigen Verhältnisse berechnete Vorbildung. Sie haben ihre Dienstzeit in der Regel vollständig in der Gegend, für die ihre Kenntnisse berechnet sind, zu verbringen. Nur selten kommt auf einen dieser Posten ein anderweitig geschulter Beamter. Auch Rußland und seine Nachbarschaft, die spanisch sprechenden Länder, Amerika und der arabische Teil Afrikas bilden Gebiete, innerhalb deren ein besonderes Konsularkorps herangebildet und verwendet wird. Für schlechtes Klima und sonstige Unannehmlichkeiten in einem Lande werden die Konsuln durch längeren Urlaub und höhere Pensionssätze entschädigt.

Daß dieses System ein gutes ist und seinen Zweck erfüllt, dafür sprechen die anerkannten Erfolge der englischen Konsuln und die unausgesetzte weitere Durchführung der Einrichtung. In Deutschland aber schenkt man ihm trotz vielfacher Hinweise von verschiedenen Seiten an der leitenden Stelle keine Beachtung. Gelegentlich wird einmal versprochen, mit dem häufigen, nur von Frankreich noch übertroffenen Wechsel in der Besetzung der Konsularämter aufzuhören. Eine zeitlang wird das dann durchgeführt und einigen Konsuln der Rang als Generalkonsul verliehen. Bald aber beginnt wieder das Versetzen von einem Weltteil in den andern.

Einen sehr wesentlichen Teil der Schuld an diesem Zustande dürfte die Art der Rekrutierung und der Vorbildung der deutschen Konsularbeamten tragen. Das Konsulargesetz vom 8. November 1867 hat in dieser Hinsicht folgende Grundsätze festgestellt:

§ 7. „Zum Berufskonsul kann nur derjenige ernannt werden, welchem das Bundesindigenat zusteht und welcher zugleich

1. entweder die zur juristischen Laufbahn in den einzelnen Bundesstaaten erforderliche erste Prüfung bestanden hat und außerdem mindestens drei Jahre im innern Dienste oder in der Advokatur und mindestens zwei Jahre im Konsulatsdienste des Bundes oder eines Bundesstaats beschäftigt gewesen ist, oder

2. die besondere Prüfung bestanden hat, welche für die Bekleidung des Amtes eines Bundeskonsuls einzuführen ist. Die näheren Bestimmungen über diese Prüfung werden von dem Bundeskanzler erlassen."

Digitized by Google

In letzterer Hinsicht ist die Anordnung ergangen, daß Bewerber ihren Lebenslauf in drei Sprachen einzureichen und dann ein schriftliches und mündliches Examen abzulegen haben. Bei dem ersteren sind eine Arbeit wissenschaftlicher Natur in deutscher und eine aus dem Gebiete des Konsularwesens in fremder Sprache anzufertigen. In der mündlichen Prüfung hat sich der Anwärter über sein Wissen in Sprachen, Konsularrecht, Geschichte, Geographie, Statistik, Volkswirtschaft, Handelswissenschaft, Privat- und Staatsrecht auszuweisen. Ein Anrecht auf Anstellung wird durch die Prüfung nicht erworben.

Eine logische Durchführung dieser Vorschriften würde in Deutschland zur Schöpfung eines Konsularbeamtenstandes nach englischer Art haben führen können. In England sind außer Juristen viele Offiziere, Kaufleute, Ärzte, ja Reisende, Künstler und Missionare dem Konsularkorps beigetreten. Sie haben sich durch praktisches Wirken bei Konsulaten im Auslande die Sporen verdient und dann nach Aneignung der nötigen wissenschaftlichen Kenntnisse das erforderliche Examen abgelegt. Die Interessen des englischen Handels sind dabei so gut gefahren wie sie selbst, denn die meisten englischen Konsuln sind welterfahrene, gewandte, weitblickende Leute, ohne engherzige, bureaukratische Rücksichten. — Aber in Deutschland hat man diesen Weg nicht eingeschlagen. In der ersten Zeit dienten die Konsulate vielfach als Versorgungsposten. Offiziöse Journalisten, dienstunfähige Offiziere, gescheiterte Gutsbesitzer wurden mehrfach damit bedacht. Wenn das auch meist gescheute Leute waren, fehlten ihnen doch gewöhnlich Vorkenntnisse und Spannkraft für Verwaltung ihres Amtes in dem bei den Engländern selbstverständlichen Sinne. Später, bei Vergrößerung der Zahl der Posten verfiel man darauf, sie vollständig nach den Grundsätzen des heimischen Verwaltungsdienstes zu besetzen. Es wurden und werden in der Regel nur noch Assessoren als Anwärter zugelassen. Statt diese, wie es der Absatz 1 des § 7 des Konsulargesetzes vorschreibt, sogleich auf zwei Jahre an ein Konsulat zur Ausbildung zu senden, beschäftigt man sie im Auswärtigen Amte und ernennt sie dann zu Attachés und Vizekonsuln. Haben sie dies Amt längere oder kürzere Zeit an einem oder mehreren Orten bekleidet, so werden sie Konsuln und wandern dann in der Welt herum, wobei sie es nicht selten zum vortragenden Rat, Ministerresidenten oder Gesandten bringen. Von irgend einer speziell für ihren Dienst berechneten Vorbildung in sprachlicher oder volkswirtschaftlicher und kaufmännischer Hinsicht war und ist keine Rede. Man hält neuerdings erst darauf, daß sie wenigstens die französische und englische Sprache beherrschen. Wenn einzelne Konsuln aus besonderem Eifer oder infolge ihrer Begabung sich auf weitergehende Studien legen, ist das ihre Privatsache und Liebhaberei. Daß sie dafür besonders geschätzt und ausgezeichnet würden, verlautet höchst selten. Der geringe Wert, der auf solche Bemühungen an leitender Stelle gelegt wird, wird ja schon dadurch bewiesen, daß die Konsuln fortwährend von einem Lande in andere mit ganz abweichenden Verhältnissen versetzt werden. Das im Gesetz vorgeschriebene Examen dient dem Gerücht zufolge zum Mittel, unbequeme Anwärter los zu werden. Es ist aber auch vor-

Digitized by Google

gekommen, daß man es einem Direktor im Auswärtigen Amte, der, ohne je konsularisch thätig gewesen zu sein, ein Generalkonsulat übernahm, abverlangt hat.

Nur ein Zweig des Konlularwesens macht eine Ausnahme, der Dolmetscherdienst. Wer dazu zugelassen werden will, muß ganz spezielle sprachliche und sachliche Kenntnisse nachweisen und damit rechnen, daß er zeitlebens in demselben Lande verwendet wird. Früher wurden juristische Kenntnisse für diesen Dienst nicht verlangt. Seit Errichtung des orientalischen Seminars nimmt man auch nur Juristen an. Man würde nun von vornherein voraussetzen, daß die Angehörigen des Dolmetscherdienstes die gegebenen Kandidaten für die Konsulatsposten im Orient und Ostasien wären, und daß diese Stellen allmählich für sie allein bestimmt würden. Das würde aber ein großer Irrtum sein. Während England den Konsulardienst im Orient und Ostasien ausschließlich in die Hand der Angehörigen des Dolmetscherkorps gelegt hat, werden diese in Deutschland als Beamte mindern Ranges betrachtet und rücken nur selten und ausnahmsweise zu Konsuln vor. Für gewöhnlich erhalten Konsularbeamte ohne jede spezifische Vorbildung die besten Posten in den genannten Gebieten.

Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn die Deutschen im Auslande sehr oft über die konsularischen Vertreter des Mutterlandes klagen und die deutsche Handelswelt bei ihnen das nötige Verständnis für wirtschaftliche Fragen vermißt. Die Herren sind eben meist Juristen, welche einige Zeit ins Ausland kommandiert sind und sich für höhere Verwaltungsposten in der Heimat oder Ferne berufen fühlen. Man kann es ihnen auch nicht verübeln, denn die ganze heutige, vom Parlamente stillschweigend gutgeheißene Organisation des Konsulardienstes muß notwendig dazu führen. Danach ist ja Hauptaufgabe des Konsuls Erfüllung seiner juristischen Obliegenheiten, die das Konsulatsgesetz und verschiedene Instruktionen aufzählen. Ihnen gegenüber treten die handelspolitischen und wirtschaftlichen Aufgaben vollständig in den Hintergrund, obwohl das Konsulargesetz in § 1 als ersten Zweck der Konsuln bezeichnet, „das Interesse des Bundes, namentlich in Bezug auf Handel, Verkehr und Schifffahrt zu schützen und zu fördern". Das als Norm für die Konsuln geltende Königsche Handbuch bietet dafür den besten Beleg. In dem 646 Seiten starken Bande füllen die Bestimmungen betreffend handelspolitische Berichterstattung und Aufgaben zusammen nicht zehn Seiten! Umso ausführlicher sind allerlei juristische Formalien behandelt. An Einrichtungen nach englischem Muster, Ernennung eigener Richter an den Konsulaten mit Gerichtsbarkeit oder Beigabe juristischer Hülfsbeamter, während der Konsul für handelspolitische Aufgaben, die doch so unvergleichlich wichtiger fürs Gemeinwohl sind, frei bleibt, hat in Deutschland noch niemand gedacht. Hier steht für die maßgebenden Juristen die Justiz immer an erster Stelle.

Daß bei solcher Lage die wirtschaftliche Berichterstattung der Konsuln viel zu wünschen übrig lassen muß, ist selbstverständlich. Nach der Angabe des erwähnten Handbuchs des deutschen Konsularwesens hat der Konsul

Digitized by Google

unverzüglich zu berichten, so oft sich in seinem Bezirk Vorfälle ereignen, deren sofortige Kenntnis von Interesse ist, oder wobei er besonderer Verhaltungsmaßregeln bedarf. Ferner hat er alljährlich einen Generalbericht über seine gesamte Amtsthätigkeit, sowie über den Gang des Handels in seinem Bezirk einzusenden. Da diese Generalberichte den Bedürfnissen der Volkswirtschaft nicht genügend Rechnung tragen, sollen ferner die Konsuln über jede wichtige Frage und Erscheinung auf volkswirtschaftlichem Gebiet regelmäßig und unmittelbar nachdem sie auftaucht, Einzelberichte erstatten. Besonders sollen sie über die Produktion des Bezirks in Landwirtschaft und Industrie, über die Deutschland etwa von ihnen drohende Konkurrenz, über Möglichkeit einer Erweiterung des deutschen Absatzes, über Frachten, Zölle, Preise, Geldwesen, Kursverhältnisse und sozialpolitische Maßnahmen sich stets eingehend auf dem Laufenden erhalten und darüber berichten. Endlich ist ihnen vorgeschrieben, auch Bergbau, Forstwirtschaft, Fischerei, Steuern und andere Staatseinnahmen, sowie überhaupt alles, was für Entwickelung der Volkswirtschaft oder Erweiterung des deutschen Verkehrs in Betracht kommt, in den Bereich der Berichterstattung zu ziehen.

Noch nicht genug hiermit, schreibt das Handbuch ferner fortlaufende Berichte vor: über neue Industriezweige, Ausschreibung von Lieferungen, Eisenbahnwesen, Schiffsbau, Hochbau, Fabrikeinrichtung, Wasser- und Montanwerke, Telegraphen- und Gasleitungen, Münzprägungen, Armee-, Marine-, Staatsbedürfnisse, Arbeitslöhne, Kosten der Produktion, Gesundheitsverhältnisse, Tierseuchen, Verfälschung von Waren u. dgl.

Es liegt auf der Hand, daß eine genaue Befolgung dieser Vorschriften seitens der Konsuln der deutschen Industrie, Landwirtschaft, Handel und Wissenschaft ein unvergleichlich wertvolles und unschätzbares Material aus der ganzen Welt zuführen müßte. Wie weit aber sind die Veröffentlichungen, welche das „deutsche Handelsarchiv" allmonatlich, sowie andere amtliche Organe aus den Konsulatsberichten bringen, von dem entfernt, was das Publikum erwarten möchte! Was da geboten wird, sind fast durchweg Sachen, die man längst durch englische oder amerikanische Konsularberichte oder durch die Tagespresse erfahren hat. Ganz ausnahmsweise ist einmal etwas neues darunter. Wer sich nach diesen Berichten ein Bild von den wirtschaftlichen Verhältnissen auch nur der bekanntesten Länder bilden wollte, wäre zu bedauern. Wie sollte es aber anders sein? Eine genaue Durchführung der angeführten Vorschriften setzt natürlich beim Konsul genaueste Vertrautheit mit Land, Leuten und Sprache seines Bezirks, sowie weitgehende volkswirtschaftliche und technische Kenntnisse voraus. Nach dem früher Ausgeführten ist der deutsche Konsul zur Erwerbung der genauen Kenntnis seines Bezirks nicht in der Lage, da er zu oft versetzt wird und da sein Amtsgebiet meist viel zu groß ist. Außerdem fehlt ihm aber die erforderliche sprachliche, volkswirtschaftliche und kaufmännische Ausbildung. An seinem Amtsgericht, seiner Regierung oder im Auswärtigen Amte, wo er vor der Entsendung ins Ausland gewirkt hat, konnte er sie sich nicht aneignen. Er hatte auch keine Veranlassung dazu, da die leitende Stelle seit langem, wie nachgewiesen, den entscheidenden Wert nicht auf diese

Digitized by Google

Kenntnisse, sondern auf das juristische Wissen dieser Beamten legt und sie weniger als volkswirtschaftliche Sendlinge denn als Delegierte der deutschen Gerichte betrachtet. Vielleicht hat Mancher auch absichtlich verschmäht, sein Wissen über den Kreis des Verlangten hinaus zu erweitern, um nicht in den Verdacht bösartiger Streberei und Kritiksucht zu kommen.

Um den bei der heutigen Lage unvermeidlichen Mängeln des Konsularwesens abzuhelfen, ist von Seiten der Regierung neuerdings der Entschluß gefaßt worden, einzelne Konsuln von den wirtschaftlichen Aufgaben ihres Amtes zu entbinden, sie gänzlich für ihre juristischen Arbeiten frei zu machen und mit der Berichterstattung und Auskunfterteilung in landwirtschaftlichen und Handelsfragen eigene Hülfsbeamte zu betrauen. Zuerst wurden bei den Botschaften in Petersburg und London, sowie bei den Konsulaten in New-York, Sidney und Buenos Ayres landwirtschaftliche Sachverständige ernannt, die sich aus sehr verschiedenen Berufen rekrutierten. Später hat man den Konsulaten in Buenos Ayres, Konstantinopel, New-York und St. Petersburg auch noch sogenannte Handelssachverständige beigegeben. Wie der Direktor von Koerner im Reichstage erklärt, soll sich die Einrichtung so bewährt haben, daß in der Zukunft noch weitere solche Stellen geschaffen werden sollen. Es wird für die Handelswelt wohl meist ein Rätsel bleiben, in welcher Weise sich die neue Einrichtung so gut bewährt hat, denn die zur Veröffentlichung gelangten Konsularberichte sind nicht viel besser und reichlicher als früher und die meisten könnten ebenso gut vom ersten besten Korrespondenten einer Zeitung verfaßt sein, der keinen besonders guten Stil schreibt. Immerhin würde es mit Freuden zu begrüßen sein, wenn den Fragen des Handels und der Volkswirtschaft bei den Vertretungen Deutschlands im Auslande überhaupt wieder mehr Aufmerksamkeit gewidmet würde. Doch es scheint sehr fraglich, ob die vom Auswärtigen Amte getroffene Einrichtung, abgesehen von den hohen Kosten, die sie verursacht, ihren Zweck erfüllen kann. Um im Auslande in Allem auf dem Laufenden zu bleiben und Neues, Interessantes früh und umgehend zu erfahren, bedarf es einer unabhängigen und sehr angesehenen Stellung in der Gesellschaft. Aus diesem Grunde haben England, Rußland und die Vereinigten Staaten ihren wichtigsten Botschaften Herren beigegeben, welche mit den nötigen Kenntnissen und Mitteln versehen sind und in jeder Beziehung den eigentlichen Mitgliedern der Botschaft gleichgeachtet werden. Diese Delegierten erhalten überall Zutritt, gewinnen leicht Einfluß und sind in der Lage, ihren Auftraggebern vielseitigen Nutzen zu schaffen. Was soll dagegen ein untergeordneter Angestellter eines Konsulats ausrichten? Er wird nie die Stellung erringen können, deren er zur vollen und wirksamen Erfüllung seiner Aufgabe bedürfte. Schon dem Konsul fällt das ja, wie jeder Kenner der Verhältnisse weiß, oft nicht leicht. Es ist daher trotz der entgegengesetzten Auffassung der heutigen Leiter des Auswärtigen Amts zu fürchten, daß die neue Einrichtung zwar zu einer ansehnlichen Steigerung der heute 3 Millionen betragenden Kosten des Konsulardienstes führen, aber nicht dazu führen wird, den Klagen der Handelswelt über den geringen Nutzen der Konsulate

Digitized by Google

abzuhelfen. Wenn der Konsul entlastet werden soll, so möge man bei den meistens recht mechanischen Rechtsgeschäften anfangen und diese besondern Hülfsbeamten übertragen. Die heutige Maßnahme stellt den Zweck des Konsularwesens überhaupt in Frage. —

Wie man in kaufmännischen Kreisen in dieser Hinsicht denkt, haben zahlreiche Eingaben und Äußerungen von Handelskammern und Geschäftsleuten des In- und Auslandes zu wiederholten Malen dargelegt. Man verlangt erstens eine sorgsamere sprachliche und volkswirtschaftliche Vorbildung der Konsuln, zweitens Zulassung von geeigneten Zugehörigen anderer Berufsklassen als der Juristen zum Konsulardienst, drittens Belassung der Konsuln für lange Zeit auf demselben Posten oder im selben Gebiete und viertens Gewährung der Mittel, damit die Konsuln sich in jeder Weise mit ihrem Bezirk bekannt machen können und sich darin einleben. Auf Konsulatsposten, wo juristische Geschäfte die ganze Kraft eines Konsuls in Anspruch nehmen, wünscht man neben diesem einen zweiten Konsul für volkswirtschaftliche Fragen angestellt zu sehen. — Wenn die letztere Forderung bis zu einem gewissen Maße, nach unsrer Auffassung aber nicht in zweckentsprechender Weise Berücksichtigung gefunden hat, so steht, wie hier dargelegt, die Erfüllung der anderen in weitem Felde. Hier wird ein Wandel erst erfolgen, wenn Publikum und Parlament der Angelegenheit eingehendere Aufmerksamkeit zuwenden und sich mit den zahlreichen Mängeln der heutigen Einrichtung beschäftigen. Drei Millionen Mk. jährlich für die Erledigung der juristischen Geschäfte im Auslande, welche an vielen Orten ein Kaufmann oder ein Kanzleibeamter heute ebenso gut besorgen könnte, wie es früher der Fall war, scheint doch eine etwas reichliche Ausgabe. Es wird doch, besonders bei dem zu befürchtenden Rückgang der Volkswirtschaft in den nächsten Jahren, die Prüfung unabweisbar sein, ob nicht durch Bruch mit dem heutigen System, durch eine Umbildung unseres Konsularwesens nach englischem Vorbild in weniger kostspieliger Weise mehr zu erreichen sein würde. Die unabhängigen Sachkenner dürften wohl allgemein dieser Ansicht sein.

Ein Fortschritt wäre es unzweifelhaft schon, wenn man sich heute bei den Behörden nur zur Schöpfung von Handelskammern an den wichtigen Konsulatssitzen entschließt. Diese bei verschiedenen englischen Konsulaten bestehende, auch von Frankreich und andern Staaten bewährt gefundene Einrichtung nötigt den Konsul, mit der Geschäftswelt in steter, lebendiger Fühlung zu bleiben. Sie erhöht sein Interesse und Verständnis für wirtschaftliche Fragen und verhindert, daß er in seiner Berichterstattung zu sehr einseitige Interessen berücksichtigt. Das Auswärtige Amt sträubt sich seit Jahren gegen die Annahme einer solchen Einrichtung, ohne daß es auch nur einen für den Geschäftsmann wirklich triftigen und durchschlagenden Grund anführt. Seine Haltung ist eben auch in dieser Frage von der Grundauffassung des Konsularwesens als vorwiegend juristischer Einrichtung bestimmt. Trotz seines Widerspruchs hat aber soeben der Reichstag beschlossen, daß die Einrichtung solcher Handelskammern vorbereitet würde und im nächsten Etat bereits erscheinen soll. Damit hat die

Digitized by Google

Volksvertretung zugleich bekundet, daß sie mit der heutigen Einrichtung des Konsularwesens nichts weniger als zufrieden ist und eine gründliche Reform für erforderlich hält. Möchten die vorstehenden Ausführungen dazu dienen, diese Reform etwas zu beschleunigen und in die rchtigen Bahnen zu lenken.

Ein Patriot

Ibsens Stellung zu Kunst und Leben

(Aus dem demnächst erscheinenden vierten Bande der „Dramaturgie des Schauspiels")

. . . . . .

Und der Epilog? „Wenn wir Toten erwachen"? Das ist ein bedeutungsvolles Testament des Dichters, voll Ernst und Größe auch in den Sinn und Wahnsinn seltsam mischenden Reden der irren Irene; aber ein Drama, das auf die Bühne gehörte, ist es weniger. Zwar wird hier kein Spiel mit der Geisterwelt getrieben, höchstens ein wenig Geheimniskrämerei. Eine harmlose Diakonissin, die die Kranke pflichtgemäß überwacht, wird mit ihrem schwarzen Kleide und ihren stechenden braunen Augen nicht nur für den zerrütteten Geist ihres Pfleglings, sondern ein wenig auch für den Dichter und sein Publikum zu einem bösartigen Dämon. Wenn sie nicht gar, wie man gefabelt hat, die Kirche repräsentieren soll. Der Aufstieg Rubeks und der Wiedergefundenen in die höchsten Regionen der Berge „zum Licht und zu all der strahlenden Herrlichkeit," wo sie hüllenlos zum ersten Male das Liebesfest feiern wollen, trägt den symbolischen, den läuternden Charakter des Aufstiegs Brands und der Anderen, die mit Ibsen das Heil in der Höhe finden. Von den Bergen kommen bei ihm die Befreier, zu den Bergen steigen die Befreiten empor, um dort vollends zu genesen. In seiner Unwirklichkeit hat dieser Schluß und der Lawinentod, den der Künstler hier, wie im „Brand" der Reformator findet, den Unwillen des alten Tolstoi erregt — und doch stimmt er zu dem ganzen Werk, das ein Bekenntnis, kein Drama ist, und seine künstlerischen Formen aus allen Welten nimmt, die sein Dichter durchmessen: der härtesten Wirklichkeit, dem symbolischen Reiche der Mütter, der Poesie und dem Wahnwitz. Und wer sind die Toten, die erwachen? Die Werke des Meisters, die ihn umdrängen, mitsamt den Opfern, die sie gekostet, den Opfern, von denen schon der Baumeister Solneß redet? Und er, der Dichter, mit und in ihnen, ja, er vor allen, der ihnen das Leben gegeben, das er Andren genommen. Wäre er nicht der erste und oberste dieser Toten, so hätte der „Epilog" keinen Sinn: er besiegelt und enträtselt sein Schaffen. Zwar ist der Held des Gedichts ein Bildhauer, kein Poet. Aber das ist einerlei. Und zum Überfluß ruft Irene dem Manne, dem sie ihre Schönheit entblößt hat, damit der „Auferstehungstag" gelinge, hart und kalt das Wort „Dichter!" zu. Und warum? „Weil Du ohne Kraft und Willen bist und voll Absolution für alle Deine Handlungen und Gedanken. Zuerst hast Du meine Seele gemordet und dann modellierst Du Dich selber in

Digitized by Google

Reue und Buße und Selbstanklage, und damit meinst Du dann, sei Dein Konto beglichen." Aber eine Entschuldigung soll es auch sein für alle Schwächen und Unvollkommenheiten. Taugt jedoch das auf Ibsen? Wer weiß! Es taugt so ziemlich auf alle Fabulierer und Bildner. Halb sind die Seelen Andrer in ihren Werken, halb sie selber, und nur die übergroßen Geister lösen sich rein von ihren Schöpfungen und ihrem Menschenleid los, wie Goethe es vermocht hat und Shakespeare, wie wir ihn durch seine Dichtungen schauen, und befreit schreiten sie als Sieger weiter. Und dennoch: auch ihre Harfen tönen leise von Schmerzen. Auch mit der jauchzendsten Schaffensfreude verbindet sich ein seltsam nagendes Leid.

Was Arnold Rubek geschaffen — ist das nicht auch ein Spiegelbild von Ibsens Dramatik? Zuerst die freie, stolze, begeisterte Hingabe an die Kunst und das Kunstwerk, ohne Rücksichten, ohne den Wust geheimer Absichten — die Neubildung der Welt, wie sie durch seine Dichterseele gegangen und verklärt aus ihr zurückgekehrt war. Die Zeit seiner großen poetischen Gebilde, der „Kronprätendenten", des „Brand" und „Peer Gynt", des „Julian". Dann kommt die Periode der Porträtbüsten mit der „frappanten Ähnlichkeit", von der der Mob schwärmt, die naturalistische Periode, die der großen Masse am leichtesten verständlich ist — aber es sind mehr Bestien als Menschen, vermummte Pferdefratzen, Hundeschädel und Schweinsköpfe, und diese „hinterlistigen Kunstwerke bestellen nun die biedren zahlungsfähigen Leute bei mir und kaufen sie in gutem Glauben — und zu hohen Preisen." War es nicht so? Und endlich bildet er das Leben, wie er es jetzt sieht, unfrei, ächzend. Die Tiergesichter verlassen ihn nicht wieder, aber zu ihnen gesellt sich etwas Geheimnisvolles: er selbst, der schuldbeladene Mann, der von der Erdrinde nicht loskommen kann, der Typus der zwiespältigen, entkräfteten Seelen, der Solneß und Borkman, der Rosmer und Allmers.

Ich möchte die Vergleichung nicht übertreiben. Sie weiter zu führen, geht schon kaum an. Auch wird man sich hüten müssen, wörtlich zu nehmen, was Ibsen durch den Mund der kranken Irene von der Art der Dichter sagt. Denn verfolgte man ihre Gedanken und das, was Rubek ihnen hinzufügt, so käme man zu dem schlimmen Ergebnis, daß das künstlerische Schaffen ein Raub am Leben, und daß es darum besser sei, davon abzulassen und den Tag frisch zu genießen. Es hat schon mancher Künstler hinter seine Schöpfungen das Zeichen des Kreuzes gemacht, aber man hat es nicht immer ernst genommen. Auch Ibsen thut es ganz figürlich am Ende des Dramas: die Diakonissin streckt die Arme nach den von der Lawine Mitgerissenen aus und schreit: „Irene!" Dann schlägt sie nach einer Weile ein Kreuz und ruft: „Pax vobiscum!" Bedeutet dies Kreuz mehr? Wahrscheinlich aber ist es nichts als die fromme Formel der schwarzen Schwester. Aber gleichviel. Irene fühlt sich geschändet, weil Rubek die Schönheit, die sie ihm zu dem künstlerischen Werk preisgegeben, ungenossen ließ. Sie hätte ihm nicht dienen sollen, philosophiert sie. „Ich hätte Kinder zur Welt bringen sollen. Viele Kinder. Richtige Kinder. Nicht solche, wie man sie in Gräbern aufbewahrt" — das heißt: die

Digitized by Google

Kunstwerke in den Museen. Und wenn man ihr Wort nicht gelten lassen will (und sie sagt allerdings manches, was nicht wahr sein *kann*) — dies ist jedenfalls vollwertig, denn daran, daß Rubek, der als Künstler das reine Weib rein erhalten wollte, sie nicht berührte, ist ihr Geist ja zu Grunde gegangen, und es thut nichts zur Sache, daß die Irre meint: *wenn* er sie aber berührt *hätte*, würde sie ihn auf der Stelle getötet haben. Das ist der Zwiespalt in der Brust jedes Weibes, das dem Manne verfällt — und bei der Irren kann es überdies auch Einbildung sein. Und Rubek, so schwer er auch begreifen lernt, was er in Irenens Sinne an ihr gefrevelt, wird doch endlich *eines* Sinnes und Herzens, *einer* Leidenschaft mit ihr, wenn er ausruft: „*Verblendet, wie ich damals war*, stellte ich das Gebilde aus totem Thon über das Glück des Lebens — das Glück der Liebe." So wünscht er denn sein herrliches Werk, das auf Kosten des Lebens und der Liebe entstand, ungeschaffen. Ist das nun Ibsens Glaubensbekenntnis auch? Man möchte es nicht annehmen. Aber wozu wäre das Ganze dann ein Epilog zu allem, was er geschaffen? Es wird uns nichts übrig bleiben, als, wenn auch in künstlerischer Verstärkung und Verdichtung, sein eignes Urteil über die Kunst darin zu erkennen — ich füge hinzu wie Irene: wie er sie jetzt sieht.

Allgemeine Geltung erlangt solch ein Fluch auf die Kunst damit, dem Himmel sei Dank! ja nicht. Auch Boccaccio wurde bekanntlich fromm und sagte seinem „Decamerone" ab, und doch blüht das Buch in seinem frechen Leichtsinn fort und erhält den Namen seines Schöpfers unsterblich. Wäre Rubeks Zeugnis wider sich selbst wirklich auch das Henrik Ibsens, so wäre es doch immer nur das Bekenntnis dieses einen ganz eigenartigen Mannes. Denn so viel Typisches und Allgemeingültiges er über das künstlerische Schaffen und das Blut, mit dem es aufgenährt wird, sagt — so steht es denn *doch* nicht, daß durchaus in der einen Schale der Wage das Leben mit seinen Freuden, in der andren die Kunst zu liegen brauchte. Im Gegenteil. Weit öfter ist die Kunst mit dem feurigsten Lebensgenuß innig verschwistert, und wenn die Irenenklagen allezeit wahr bleiben werden: ausgenutzt, aufgeopfert! — so bleiben sie es vielmehr in dem entgegengesetzten Sinne. Wie wehmütig blicken uns Friederike Brions holde Augen an! Und wie viele Herzen mußten für Goethes Kunst bluten! Er, der Olympische aber, dem das Geschick der Verlassenen die Qualen bitterster Reue schuf, erkannte auch das Gesetz in der Tragik, unter der sie litten; er absolvierte sich nicht nur, wie Irene von Rubek sagt, er fand auch neue Kraft und neuen Willen zu neuem Leben und neuem Schaffen — und so ist es allen Großen und Größten ergangen. Ibsens — oder Rubeks Bekenntnis ist darum nicht nur das absonderliche einer höchst originellen Dichternatur — es gehört auch einem Manne an, der in seiner Stellung zum Leben krankt. Das Bekenntnis selber ist ein Beweis der Ungesundheit.

Mir wird es nicht leicht, das auszusprechen, angesichts der Reihe stolzer Dichtungen, die der Meister uns geschenkt, dieser Offenbarungen glühenden Moseszornes, kraftvollsten Willens, erstaunlicher Klarheit in der Erkenntnis der Menschennatur und einer fast unbegrenzten Fähigkeit, sie in

Digitized by Google

dramatischen Kombinationen künstlerisch darzustellen. Indessen: die Wahrheit zwingt. Wenn man Ibsen im Gegensatz zu dem allgemeinen Brauch, der ihn einen Pessimisten schilt, zur Abwechslung einmal zum „Idealisten" stempelt, so will man damit seinen Glauben an die Möglichkeit einer Weltverbesserung und die Tapferkeit ehren, mit der er den Kampf gegen die Schäden der Gesellschaft so anhaltend geführt hat; in diesem Glauben und dieser Tapferkeit aber, so nimmt man stillschweigend an, stecke Kraft und Gesundheit und das Anerkenntnis, daß die Welt nicht so ohne Weiteres wert sei, daß sie zu Grunde gehe: wie der Pessimist am liebsten möchte. Auch Schiller, der große Idealist, mit dem Otto Brahm, Adalbert von Hanstein u. A. Ibsen gern vergleichen, habe wie er die Menschheit unablässig reformieren wollen. Sehr richtig; aber in Schiller steckte eben auch ein Stück vom Pessimisten, wie denn jeder Idealismus den Pessimismus zur Voraussetzung hat. Im Gegensatz zum Optimisten, der Alles schön rosig sieht, will ja der Idealist bessern, und das heißt anerkennen, daß im Leben etwas, ob viel oder wenig, faul ist. Das Christentum nimmt von dem Anerkenntnis der Unvollkommenheit dieser Welt seinen Ausgang. Durch die ganze Schillersche Dichtung, und durch seine Jugendlyrik am stürmischsten, braust ein herbstlicher Klagewind, in dem das welke Laub seinen Todesreigen wirbelt. In der „Melancholie an Laura" heißt es:

Untergrub denn nicht der Erde Veste
Lange schon das Reich der Nacht?
Unsre stolz auftürmenden Paläste,
Unsrer Städte majestät'sche Pracht
Ruhen all auf modernden Gebeinen,
Deine Nelken saugen süßen Duft
Aus Verwesung, deine Quellen weinen
Aus dem Becken einer Menschengruft.

Die Seele, die das Joch des Irdischen abgeschüttelt, klagt in der „Resignation", daß sie „nichts von Glückseligkeit wisse". Der „Pilgrim" seufzt:

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort:
Wandre, rief's, der Weg ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort.
. . . . . .
Ach, kein Steg will dahin führen,
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals hier.

Und noch in dem Gedicht, mit dem Schiller das neue Jahrhundert begrüßte, findet sich das niederschlagende Wort:

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken
Und die Schiffahrt selbst ermißt sie kaum.
Doch auf ihrem unermess'nen Rücken
Ist für zehen Glückliche nicht Raum.

Pessimistischer kann kein Dichter reden — und doch fällt es Niemandem ein, Schiller darum einen Pessimisten zu nennen. Und man thut wohl

Digitized by Google

daran. Denn er hat sich über diese Niederungen emporgehoben und sich jenes unsichtbare Lichtreich „in des Herzens heilig stillen Räumen" errichtet:

Freiheit ist nur in dem Reich der Träume
Und das Schöne blüht nur im Gesang,

wobei die beiden „nur" stark zu betonen sind. Auch bei seiner Anpassung an Goethe und bei dem „Realismus", den ihm die wachsenden Jahre brachten und mit dem er den Optimismus, in dem sein großer Freund sich gefallen konnte, gelegentlich beschämte, bricht dies helle Licht von innen immer wieder hervor und überflutet und vergoldet die ernste, graue Welt. Der Idealismus ist nicht Schillers Philosophie, er ist sein Wesen, er selbst. Und er verleiht seinem ganzen Wirken und Schaffen die Farbe der Gesundheit und den Jugendhauch.

So vieles Ibsen mit Schiller gemein hat — zieht man die Summe seiner Persönlichkeit, so wird er (wenn die Kennworte, mit denen man nicht weit reicht, noch einmal angewandt werden dürfen) dem unbefangenen Auge dennoch niemals zum „Idealisten". Er kämpft, aber er kämpft erbittert. Es ist wie ein Verzweiflungskampf, und man glaubt den Starken unter den Umarmungen der vielköpfigen Hyder, deren er sich erwehrt, seufzen zu hören: es nützt ja doch nichts. Immer mut- und hoffnungsloser wird mit den Jahren der Kampf. Der gewaltige Brand und die mutvollen Frauen, die die Männer in seinen Gesellschaftsstücken im Kampf ablösten, setzen noch ihre frischen, fast feurigen Kräfte ein. Aber die Streiter werden müde. Mit sardonischem Gelächter verspottet ihr Schöpfer den närrischen Gregers Werle; die Schlechten sind es, die Idealiosen, die ihre Ehe auf dem Grunde der „Wahrheit" errichten. Entkräftet begeben sich Johannes Rosmer und Rebekka West alles Streites und Kampfes im Mühlbach. Der verkommene Ulrich Brendel befördert sich selbst ins Jenseits und der unglückliche Quartalsäufer Eilert Lövborg endet im Boudoir des Fräuleins Diana. Der verwegene Solneß, der mit der Individualität und dem Leben Andrer für sein „Glück" gespielt hat, findet aus, daß er, gleich dem Wotan der „Götterdämmerung", der auf das Ende wartet, unbewußt die Ankunft der kleinen Hilde Wangel ersehnt hat, der Jugend, die wie der Lenz kommt, der tötet. Am Leben krankt der müde Alfred Allmers, und der Bildhauer Rubek, dem ein großer künstlerischer Wurf gelungen und dem im Sinne der Welt alles „geglückt" ist, spürt mitten in seinem egoistischen Behagen, daß er sein verlorenes Ideal, die irr gewordene Irene, unbewußt wie Solneß, unabläßig gesucht hat. Liegt nicht vielleicht auch in der Wahl des Namens schon ein Sinn? Irene — Friede? So wäre es denn der letzte, der ewige Friede. Ein Ausruhen von Kunst und Leben im Tode.

Man könnte dagegen einwenden, daß zwar dem Dichter, dem Künstler in diesem „Epilog" das Todesurteil gesprochen, dem Menschen aber jedes Recht zum Leben verstattet wird. Das Leben soll über die Kunst triumphieren, anstatt auf ihre Kosten zu verkümmern. Aber welch ein Leben ist das! Das Leben der Sinne, wie es sich so grob wie möglich in dem Bärenjäger und der kleinen Frau Maja darstellt. Das Allzumenschliche,

Digitized by Google

von dem Ibsen sich in seinen feineren Naturen angewidert abgewandt hat. Und ist diese Trennung von Kunst und Leben nicht an und für sich schon etwas Naturwidriges, etwas Krankes? Beging Ibsen nicht einen Frevel an sich, als er selber sich von den Menschen abkehrte und das furchtbare Wort aussprach, „Freunde seien ein kostspieliger Luxus"? Die Satiriker, die Karikaturisten mögen freilich solch einen stillen Schlupfwinkel gebrauchen, in dem sie, selber geborgen, die wilde Jagd der Welt an sich vorübertollen lassen, um ihre Narrheiten ungestört mit scharfen Späheraugen aufzufassen und in Wort oder Bild festzuhalten. Aus solchem Guckloch betrachtete sich auch der Meister Wilhelm Busch die Welt; er hätte uns vielleicht seine Schätze nicht zu bescheeren vermocht, wenn er lustig mit dem Strome geschwommen wäre. Und darauf könnte sich möglicherweise auch Ibsen berufen. Die Genies, die Seher sind immer einsam. Aber einen kleinen Kreis muß auch der Einsamste um sich sammeln. Goethe hat es ausgesprochen:

Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.

Und wenn Ibsen mit einigem Recht von sich sagen dürfte, es sei sein tragisches Schicksal, daß er, um seiner Kunst Genüge zu thun, dem Leben habe Valet sagen müssen — ein lebendig Toter fast wie sein Bildhauer Rubek, der in der letzten Stunde von sich und Irene „wir Toten" sagt —, Goethes Wort straft ihn doch wieder Lügen. Und das spricht nicht nur einer der größten Dichter der Welt — er legt das Wort auch noch einem Dichter in den Mund, dem weltscheuen einsamen Tasso. Wie verdrießlich, ja, wie gehässig nimmt sich dagegen Ibsens Wort von den Freunden aus, die ein kostspieliger Luxus seien. Das ist nicht das Wort eines „Idealisten", wie Schiller einer war, auch nicht das eines echten und rechten Dichtermenschen von der Art Goethes. Es ist das Wort eines verbitterten Selbstlings, der bei aller Schärfe seiner Beobachtung und aller Genialität seines Schaffens mit sich und dem Geschick nicht hat zu Einigkeit und Frieden kommen können. Vielleicht würde ein andres Wort des „Tasso", das der besonnene kluge Fürst spricht, auf Ibsen nicht taugen:

Die Menschen meidet nur, wer sie nicht kennt,
Und wer sie flieht, der wird sie bald verkennen —

denn er kennt sie wirklich, er durchschaut sie tief, und nicht nur die Schlechten und Feigen, auch die Großen und Guten kennt er — aber er sieht sie nur in keuchenden Kämpfen, leidend, entsagend oder unterliegend. Und er sieht sie auch nicht immer richtig. Einem Genius wie dem seinen hätte in der Charakteristik eigentlich nichts mißraten dürfen, wenn er die Brücken zwischen sich und den Menschen nicht abgebrochen hätte. In sein Dichteratyl, das einem Schmollwinkel ähnelt, trägt er nun wohl seine staunenswerte Erkenntnis menschlicher Kraft und menschlicher Schwäche, aber, da er die Wirklichkeit nicht immer vor Augen behält, verschieben und verwischen sich auch ihm die Linien. So geht es allen Malern, die auf ein

Digitized by Google

Modell verzichten und „aus der Tiefe ihres Gemüts“ komponieren. Und nur Ibsens Isolierung trägt an den Zeichenfehlern, die uns bei ihm doppelt stören, die Schuld. Was ihm aber im Gemüt lag, war nicht geeignet, solche Fehler erträglich zu machen. Denn sein Gemüt ist herb und streng. Er nimmt das Leben bitter ernst. Er versteht keinen Spaß, und den Humor kennt er nicht, der die Gegensätze lachend verhöhnt. Er mißtraut dem Lachen, der skrupellosen Freude am Leben. Es klingt ihm hohl und leer. Auch das goldigste Sonnenlicht strahlt aus seiner Seele mit einer Nüance von Gallengrün und Schwefelgelb zurück. Und nur die abgrundtiefe Liebe seiner herrlichsten Frauengebilde, Solveig, Agnes, tilgt diese Trübung und übergießt Alles, was sie berührt, mit der milden keuschen Wärme eines rosigen Morgenlichts.

In Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ nennt der wunderliche Doktor Alfred Loth Ibsen einmal ein „notwendiges Übel“. Das klingt hart und schnöde, und ich möchte mir das Wort nicht zu eigen machen. Und doch soll es keine Kränkung sein. Es giebt Menschen, die auch die Ärzte für notwendige Übel halten, und unter den großen Helfern in den Geburtsnöten der neuen Zeit nimmt Ibsen vielleicht die vornehmste Stelle ein. Ein Arzt kommt selten als Freudebringer — auch Ibsen thut es nicht. In seinen Kuren mag er oft geirrt haben, und als er sich mit Spiritismus und Magie verband, sind ihm auch seine wärmsten Anhänger nicht immer treu geblieben. Vielleicht bemühte er sich auch mehr als einmal mit der Besserung unheilbarer Krankheiten. Wenn aber wirklich aus all den Schmerzen und Operationen einmal eine verjüngte Gesellschaft hervorgehen sollte, freie Menschen, mutige Kampfnaturen, liebevolle Herzen, wenn der Altruismus den Egoismus überwindet und Pflicht und Liebe sich nicht mehr befehden, dann wird die genesene Welt den Arzt segnen, dann ist er, der ernste Mann mit den harten Zügen, ihr auch zum Freudebringer geworden, und diese Freude währt länger als ein glückliches Lächeln am Ausgang eines Theaterabends. Bleiben diese Hoffnungen aber unerfüllt, wird der bittere Trunk, den er der Menschheit kredenzt hat und der so Vielen widerstanden, uns nicht zum Heiltrunk — ein Stärkungstrunk wird er Jedem geworden sein, der ihn an die Lippen gesetzt, hätte er auch nur das eigne Urteil und den Ernst in der Betrachtung künstlerischer Dinge gestärkt. So wird sein bedeutendes Bild in seiner Ganzheit in den Litteraturen aller Kulturvölker weiterleben, und in dem Pantheon, darin die Häupter der großen Erzieher der Menschheit ragen, wird auch sein strenges Antlitz, ausgeprägt kenntlich wie seine Werke, nach Jahrhunderten noch den Beschauer fragend grüßen: „Giebst Du Alles oder Nichts?“ Und seine Gebilde werden für den Betroffenen antworten, daß das Leben vielgestaltig und auch für den Besten nur ein Suchen nach dem entfernten Ziel ist, wo Wollen und Vollbringen sich decken.

Bremen Heinrich Bulthaupt

Digitized by Google

Momentmalerei

I

„Sahst du ein einziges Bild,
welches Jugend hatte?"
Schwind zu L. Richter

Die „moderne Malerei" umfaßt nur einen klar begrenzten Teil, nicht die Gesamtheit der gegenwärtig produzierten Malwerte. Neuzeitlich und modern decken sich nicht in der heutigen Malkunst. „Moderne Malerei" ist ein ebenso fest umrissener und beschränkter künstlerischer Begriff, wie Romantiker, Nazarener u. A. und ist gleich diesen auf ganz bestimmte separatistische, nicht allgemein gültige Prinzipien gegründet.

Das Unstete und Momentane ist der Grundcharakter der ganzen sogenannten „modernen Malerei". Die gesamte vormoderne Malkunst hat das Prinzip der nach Zeiten und Völkern klar gegliederten stetigen Fortentwickelung. Sie verfolgt, bei reicher Mannigfaltigkeit im Einzelnen, eine durchweg gebundene Marschroute, jene andere eine aufgelöste, sprunghafte, traditionslose. Die ganze Moderne gründet sich auf Ablehnung überkommener Kulturwerte. Speziell in der Malerei hat sie an Stelle einer Komposition eine Dekomposition der Form und Farbe gesetzt. Auf die dort früher vorhandene Einheitlichkeit künstlerischer und geistiger Faktoren ist nun eine Periode der künstlerischen und geistigen Brüchigkeit gefolgt.

Die „moderne Malerei" beschäftigt sich technisch, zeitlich und gegenständlich vorwiegend mit einzelnen Momenten. Ebenso sehr wie die Momentphotographie grassiert neuerdings die Momentmalerei. Der Kern der modernen Kunst ist Momentmalerei. Diese sucht nicht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht, sondern legt gleichsam willkürliche Tangenten an den Kreis der sichtbaren Dinge. Aus dem Wirbel der Welt reißt sie wahllos einzelne Formen-, Farben-, Luft- und Lichtmomente heraus. Hierüber immer neu zu programmisieren und prinzipisieren, macht sie sich zur Hauptaufgabe. Doch vermögen die fortgesetzt neu aufgetischten Programme solchem fragmentarischen Treiben keinen inneren Halt zu geben. Die sich sukzessive ablösenden Schulprinzipien aller dieser kurzlebigen „Richtungen" sind mehr schüler- und schulmeister- als lehr- und meisterhaft.

Die ganze „moderne Malerei" wird intoniert von technischen Prinzipienreitern; die seelenbewegenden Genien stehen ihr fern. Ein Böcklin hat mit jener nichts zu thun. Er, Menzel, Thoma und andere Meister haben sich oft dagegen verwahrt. —

Das Publikum wird verrückt und haltlos gemacht durch diese andauernden Kursänderungen. Die Moden der Malerei wechseln so rasch wie die Hüte der Damen. Nach dem großen internationalen Trommelwirbel über die angeblichen Errungenschaften der „modernen Malerei" mag es nun Zeit sein, zu prüfen, ob diese uns nicht mehr geraubt als gebracht und wie die gegenwärtige Kunstanarchie sich herausgebildet hat.

Digitized by Google

Das kann nur geschehen, indem stufenweise, in großen Zügen, die nacheinander auftretenden modernen Kunstprogramme geschildert und resümiert werden. Ein solcher Sachbefund wird ergeben: a) daß in der gesamten „modernen Malerei" durchgängig von Anfang bis Ende eine auflösende Tendenz gegenüber den echten bleibenden Kunstprinzipien vorliegt, b) daß sich im Lauf der ganzen „modernen Malerei" dieses auflösende Prinzip bis heute fortgesetzt gesteigert hat. Bei der hier zu unternehmenden Totenschau jener Serie von modern-technischen Programmen wird es sich also wesentlich um Kunstprinzipienreiter, nicht um Kunstpersönlichkeiten handeln — wobei indeß zu bedenken ist, daß die führenden Maler gelegentlich ihre inferioren Theorieen durch superiore Leistungen selber schlagen. Dies gilt besonders von den Übergangsmeistern bis zu Manet's erster Periode. Sie machen den modernen Sprung ins Dunkle noch nicht ganz mit.

Jedes Ding wird durch seinen Ursprung bestimmt. Der Wurzelboden der „modernen Malerei" ist Paris. Daher sind die Begriffe: Momentmalerei, „moderne Malerei", programmatische neupariser Malerei ihrem Wesen und Wert nach identisch. Ebenso ist für die französische wie nichtfranzösische Gefolgschaft der Momentmalerei das Pariser Milieu von deren Vorläufern und Vollendern maßgebend.

Paris

„Jeder Schneidergeselle, der in Paris war, hält sich für ein höheres Wesen."

Bismarck

Paris ist die Hochburg der gesellschaftlichen wie geistigen Konventionen der Neuzeit. Seit Jahrhunderten zirkulieren dort die jeweiligen Zeit- und Modeströmungen am stärksten und wurden dort am ersten in eine feste Form gegossen. Man hat Paris mit einer großen weltbewegenden Uhr verglichen; richtiger würde man es die „Unruhe" in der europäischen Uhr nennen. Denn ihr Wesen besteht in einem unaufhörlichen Wechsel von Konventionen. Parisertum ist eine Art von stets um sich selber rotierendem Chinesentum. Darum ist Paris von jeher die Modezentrale, die ständige Lehrmeisterin für Politur und Schliff gewesen. In der Kunst jedoch kommt es nicht hierauf, sondern auf Wurzelkraft und Persönlichkeit, auf Gefühl und Seele an. Das „Voltaire'sche leichte oberflächliche Wesen", von dem Goethe spricht und das Paris durchzieht, ist nicht kunstschöpferisch. Die natürliche Begabung des Franzosen besteht vor allem darin, gut zu formulieren. Oft aber formuliert er ein Nichts und gelangt dann zur Phrase. Der Pariser versteht es, sich und seine Erzeugnisse zu inszenieren. Aber er setzt in der Kunst oft die bloße Larve des Daseins über dessen Seele.

Konventionen, die sich ablösen, sind unter sich inkohärent. Insofern ist die pariserische Kunst, die vorwiegend aus Konventionen besteht und den bleibenden künstlerischen Grundbaß entbehrt, schon an sich dem Element

Digitized by Google

des Momentanen und dabei doch Monotonen verfallen. Der Geist der Konvention, gesellschaftlich von Vorteil, ist künstlerisch ein Nachteil. Paris als Stadt und Paris als Kunstzentrale ist durchaus zweierlei. Aus einer Tagelöhnertochter eine elegante Kokette, aus einem ungeschlachten Norweger im Handumdrehen einen wohlbefrackten Herrn zu machen, ist zwar eine Leistung — jedoch keine künstlerische. Der Trugschluß: Stadt Paris und künstlerisches Parisertum zu identifizieren und die Pariser Muster in jeder Branche ohne weiteres als erstklassig zu betrachten, hat seit vielen Menschenaltern auf dem ganzen Kontinent geistig ruinierend gewirkt. Besonders auch geschah dies auf dem Gebiete der modern-deutschen Malerei und der modern-deutschen Kritik. Lessing dachte klarer hierin.

Paris ist senil und feminin. Die Abwesenheit von Männlichkeit kennzeichnet den echten Pariser. Schon Napoleon hat die Franzosen un peuple femme benannt. Der ganze agile verstrickte Charakter des heutigen Babyloniers kann, besonders in der Kunst, das innerlich welke Wesen der gewiegten Kupplerin Lutetia nimmermehr jugendlich machen. Der dortigen geistigen Asthenie widerspricht freilich nicht eine stets in Paris perennierende Lebenslust. Der Franzose ist, wie Jedermann neu erfährt, mitten im Lasterpfuhl „immer gewandt, zierlich, elastisch, fein". Er lebt in geistigen Konventionen und geselligen Neuigkeitsmomenten ziellos dahin. Das leichtbewegte Pariser Milieu ist der Herd der Momentmalerei.

„Diese Anarchie in goldenen Rahmen macht auf mich einen peinlichen, fatalen Eindruck."

Heine in Paris 1843

Paris regiert die Modewelt erst, seitdem die eigentlich klassische Kunst tot ist. Unter den wahrhaft großen Meistern der bildenden Künste befindet sich kein Franzose. Im Gegensatz zu all seinen Umländern hat einzig Frankreich keine bedeutende Tradition nationaler Malerei. Nur so erklärt sich der Glaubenssatz: L'école c'est la tradition. In Wahrheit ist jede Schule — der Feind großer Volkstradition. Eine prinzipiell inferiore Auffassung von „Tradition" geht durch die ganze neupariser Malerei und hat auch die germanischen Begriffe davon, durch buchstäbliche Übertragung dieser verwirrenden Vokabel ins Deutsche, gefälscht. Der Mangel großer Tradition und deren dürftiger Ersatz durch Schulrezepte gab der gallischen Malerei seit David einen durchgehend kahlen Charakter, der zumal bei Durchwanderung der modernen Abteilungen des Louvre und Luxembourg den Beschauer frappiert. Was der Hamburger Porträtmaler Lehmann von „pompöser Leichtfertigkeit und sonorer Leerheit" in Bezug auf Lamartine sagt, trifft auch auf einen großen, wenn nicht den größten Teil der neupariser panneaux zu. Es werden zu Paris fast nur Toilettefragen der Kunst erörtert.

Pasteur hat darauf hingewiesen, daß Paris sich stets aus seinem eigenen Kothe erneuere; dies thut es vor allem auch in seiner neuesten,

Digitized by Google

halb hitzigen, halb schalen Momentmalerei. Seit etwa fünfzig Jahren entstand, durch die völlige Lossägung einiger künstlerischer Frondeurs von dem offiziellen Stamm der Akademie, ein scheinbarer Gegensatz zur konventionellen Pariser Kunst. Doch ist dadurch nur eine Konvention von der anderen abgelöst worden — oder vielmehr ist seitdem nur ein hastigeres Tempo in dem üblichen modischen Wechsel von Pariser Kunstkonventionen eingetreten. Wie jede Mode nur die momentane Form der jeweilig herrschenden Konvention ist, so gilt dies auch vom Pleinairismus, Impressionismus usw. Mit schöpferischer Kunst haben diese das wahre Kunstschaffen herabwürdigenden Gallizismen nichts zu thun. Und es wäre unnötig, sich bei ihnen aufzuhalten, wenn nicht gerade diese innerlich kunstwidrigen Tendenzen mit größerem Aplomb aufgetreten wären, als jemals irgend eine andere Kunst- oder Modephase. Paris hat die Kontinuität der Geschichte durch die Revolution, es hat die Kontinuität der Kunstentwickelung durch die „Moderne" unterbrochen.

Paris hat nicht nur die geschicktesten Fälscher der alten, sondern auch die routiniertesten Entrepreneurs der neuen Kunst gezeitigt. Der Coup der Ehrenrettung angeblich verkannter Genies, um Hausse in ihren Preisen zu machen, ist dort zu Hause. Das innerlich flaue, lahme, abgekartete, rein rhetorische, auftrumpfende Wesen des Pariser Parlamentarismus spielt sehr in die französische Kunst und den Pariser Kunsthandel hinüber. Die sinnverwirrenden und seelentötenden internationalen kaleidoskopischen Kunstbazare sowohl wie die raffinierten Börsenkünste des heutigen Kunsthandels haben von Paris aus die Welt erobert. Ebenfalls entstammen die typischen Kenner des modernen Kunstspezialismus — „Oberkenner", wie Heine sie nannte — dieser Modehauptstadt.

„Schlechte Theorieen sind sündhaft, aber auch gute Theorieen hemmen den schaffenden Geist."

Hans Thoma

Die ganze moderne Prinzipienkunst zielt ab auf korrekte Wiedergabe von Licht- und Farbenwerten. Das Streben nach Korrektheit geht durch die Pariser Kunst, von Racine bis Degas. Die Korrektheit aber ist der Gefrierpunkt am Kunstthermometer, einerlei, ob man sie in der tragischen oder photographischen Pose sucht. Seele operiert stets „inkorrekt." Indem die Pariser Kunsttendenzen den seelischen Faktor eliminieren, schon von altersher, degradieren sie selbst ihr Treiben zu einer Kunstübung zweiten Ranges. Die Pariser sind Prosaisten, keine Poeten der Kunst. Die bekannten vierzig Unsterblichen bestehen als solche nur aus Pose und Position; sie zeigen, wohin Konventionalismus in der Kunst führt. Durch die Sturzwelle ihrer technischen Programme ist die neuere Malerei durchweg zu einer puren Effektkunst geworden, die, wie eine Artistenvorstellung, für den Tag bestimmt ist und mit dem Tage vergeht.

Digitized by Google

Paris wimmelt von Hand- und Kopfequilibristen der Kunst, deren Leistungen gelegentlich in einem Triple-Saltomortale der Malerei (Degas) gipfeln.

Der Grundirrtum der Pariser liegt darin, daß sie künstlerische Kraft, in sich und in anderen, überhaupt durch Programme meinen hervorrufen oder stärken zu können. Nicht durch noch so richtige Prinzipien, sondern nur durch die richtigen Personen kommen die entscheidenden Besserungen im Kunstmarasmus. Nur in der Maschinenwelt schlägt die zuletzt gemachte Erfindung stets die vorhergehende. Die organische Welt operiert mit absoluten Werten. Shakespeare kann nicht überholt werden. Neuigkeitswerte sind seelisch gleich Null. Fortschritt in der Kunst, in Bezug auf den allein wesentlichen Seelengehalt, giebt es nicht. Nur der Künstler kann, nicht die Kunst prinzipielle Fortschritte machen. Geistig verwirrte und geistig monströse Künstler, wenn auch noch so seh- und malbegabt, werden niemals Genien sein. Genialität affichierende oder für genial erklärte, energische Experimentatoren der Kunst darf man nicht für künstlerische Quellkräfte nehmen. Zola hat nichts mit Goethe gemein. Jener stoppelt momentane Naturelemente zusammen; dieser manifestiert und spiegelt seine unzerstörbare Seele.

„Wir wollen sehen, ob die Mode oder die Menschheit auf dem Platze bleiben wird."

Schiller

Jede künstlerische Konvention, wo immer sie herrscht, löst die Volksseele auf. Dem Kunstgeiste nach ist Paris nicht Frankreich. Die klare Leere des pariserischen kontrastiert zu der klaren Fülle des gallischen Geistes. Der altfranzösische Troubadourgeist des Mittelalters und der südfranzösisch sprudelnde Volksgeist zählen zu den feinsten Kultur- und Naturelementen Europas. Aber deren Spuren sind in den großstädtischen Mulattenalluren der heutigen Pariser kaum noch merkbar. Das große Lager der Bohême hat sich zwar stets noch einen Schimmer von Volksmäßigem bewahrt; jedoch eine eigentliche vox populi in der Malerei, wie sie in der neueren deutschen Geisteskultur ein Schwind und ein Thoma verkörpern, kennt man zu Paris nicht. Statt Volksliedmalerei wächst dort Coupletmalerei.

Gallischer Geist ist ein- für allemal der Shakespeareschen Seelenkunst nicht gewachsen. Seine trotzdem vorhandenen vortrefflichen Qualitäten sind mehr in der Provinz als in Paris zu Hause. Den Pariser Modernen fehlt sowohl Humor wie Esprit wie Grazie. Das scheidet sie schon in der Wurzel von echt französischen Geistern wie Rabelais, Molière und Watteau. Jene thun oft, als ob sie Frankreich gepachtet hätten. Dem ist aber nicht so. Sie wollen Franzosen sein, sind aber keine. Sie sind nur Pariser. Die echten Franzosen, mit Molière an der Spitze, gravitieren nach der französischen Volksseele, die für jene eine Seifenblase ist. Die Pariser

Digitized by Google

paradieren nur in der Pose des Galliertums. Sie haben nur das Moussierende, nicht aber das Feuer französischer Weine.

Das Übermaß an spezialistischer Fernwirkung, gegenüber der Abwesenheit seelischer Tiefwirkung, ist die Hauptsignatur der neuen Tendenzmalerei von Paris. Sie ist zwar hypergroßstädtisch, doch garnicht national. Sie hat gar keinen Widerhall im Volke, weder jenseits noch diesseits des Wasgau, vielmehr dessen Widerspruch hervorgerufen. Die Sprache eines Volkes bezeichnet sein Wesen; die gallische exzelliert in Einfachheit, Klarheit und Glätte, welche gerade von der routinierten, komplizierten und unfertigen modernen Kunst gemieden werden. Deren sprunghafte Momentanität, in ihren Prinzipien sowohl wie Werken, ist der Gegenpol zu der ewig bleibenden, ewig siegenden Seele des Volkes. Die neupariser Malerei zersetzt den Mutterboden, aus dem jede große Kunst ersprießt. Sie vergiftet das Jugendblut.

Goya

„Die Einbildungskraft ist die Mutter der Künste und bringt vereinigt mit der Vernunft Wunder hervor."

Goya

Vorbildlich für die Momentmalerei ist der Spanier Goya. Im Jahre 1824 malte dieser zu Paris ein Stiergefecht. Einige Jahrzehnte danach schildert der Pariser Manet in ähnlicher Auffassung den gleichen Vorgang, im direkten Anschluß an Goya, über alle gallischen Kunstüberlieferungen hinweg. —

Goya ist ein Phantast und Realist großen Stils, durchdrungen und überschäumend von Laune, von Witz und von Verve. Der heiße Hauch ungezügelter südlicher Lebensleichtigkeit und Wollust steckt in ihm; er schildert die Glut von Spanien wie dessen geheim-dämonische Färbung gleich unverhalten. Lustbarkeiten, Raufereien, Liebeshändel, Stiergefechte, Prozessionen, Hofluft und Hofskandale durchziehen sein Werk wie sein Leben. Die Vollkraft des Ausdrucks für menschliche Weichlichkeit und Menschenverderbnis bei Goya sucht umsonst ihresgleichen. Er zeichnet, malt, radiert Satiren, schneidender als je eine Feder sie schrieb, spiegelt Lüsternheit und Blödsinn und schildert alle Alpdrücke des Geistes vor unseren staunenden Augen: Kampf, Mord, Pest, Finsternis, Banditentum, Wahnsinn, Bettelarmut, Häßlichkeit, Höllenpfuhl. Kurz, er erschöpft die ihn umflatternde, ihn durchdringende Welt in seiner sarkastischen Seherkunst. Alles ritzt er deutlicher auf die Kupferplatte, als man es denken kann. Er selbst ist das Herzblut der Welt, in welcher er wurzelt. Er geht unter in ihr, wenn er sie darstellt, ja ist geradezu trunken von ihr. Ihn stört keine Gedankenbläße, kein Räsonnement im Gestalten; er malt, wie er geboren ward; „rot von Geburt" ist er — noch nicht „durch Bildung weiß".

Goya ist der genial verkörperte spanisch-baskische Volksgeist in Person. Dessen Quell- und Schnellkraft des Lebens, dessen

Digitized by Google

Tanz- und Sangesluſt ſprudelt in ihm. Goya malt nicht, wie er ſieht, ſondern wie er fühlt und denkt. Er iſt ſo antiphotographiſch wie möglich. Er kennt keine Theorieen noch Rechnereien. Er denkt, urteilt, überlegt viel — doch ſtets dient ſein Hirn ſeinem Herzen, deſſen ſchlagender Puls ihm ſeine Bilder diktiert. Goya hat das geiſtig Momentane. Er malt den Stier im Anſtoß, den Vogel im Flug, die Augenblicksattitude einer Kokette, aber von ununterbrochenem Fluß des Gefühls gehalten und in jeder Linie geiſtig akzentuiert, gebunden, veredelt. Immer geſtaltet, niemals kopiert er. — Goya gleicht einer warmen Quelle. Ohne jedes techniſche Programm ſchuf er ſich ſeine der Darſtellung ſtets wundervoll angepaßte Technik ſtändig neu. Er war ein techniſcher Genius, kein techniſcher Rechner.

Goya iſt ein großzügiger Geiſt. Nicht weniger als ſeine Werke wirkt und feſſelt er ſelbſt. Abgeſehen ganz von ſeiner künſtleriſchen Schleuderkraft iſt ſeine Perſon ein Stück Hiſtorie, durch ſeine Souveränität in deren Behandlung, geworden. In feinſter Nüancierung zeigt ſeine einzigartige Phyſiognomie den ſcharfäugelnden Künſtler, den vollblütigen Lebe-, den überlegenen Geiſtes- und Weltmann, der in Allem den durchdringenden Blick von vereinigter Beobachtung und Durchgeiſtigung des Geſehenen wahrt.

Goya malt aus Eingebung. Das reiht ihn den großen Meiſtern zu, das ſcheidet ihn von der herzloſen Prinzipienjagd der Modernen. Mit Unrecht reklamieren ihn dieſe, den ſie bewundern, für ſich. Ihnen fehlt ſein Geiſt, ſein Volkstum, ſein Gefühl — nicht nur dem Grade, ſondern dem Weſen nach. Sie parodieren kalt und er überwarm, ja geradezu feurig. Jeder Moment, den er greift, iſt bei ihm der Moment eines weltumſpannenden Geiſtes, wie bei Shakeſpeare und Rembrandt; iſt ein unzertrennliches Glied in dem Goyaſchen Weltgefüge. Er hat keine Spur von techniſcher, geiſtiger, perſönlicher Brüchigkeit in ſich. Er iſt eine echte Vollnatur. Er hat daher mit moderner Momentſchilderung, die durch die Lupe optiſcher Wiſſenſchaftlichkeit ſchielt, nur wenig gemein.

Goya ſtellt den Siedepunkt der bewegten Malerei dar. Während die Antike und ganze Mittelalter- wie nachmittelalterliche Kultusmalerei faſt ausſchließlich in Darſtellung ſeeliſcher Ruhe gipfelte, hat mit den Bildniſſen von Franz Hals, den Zeichnungen und Radierungen Rembrandts, einigen Geſtalten von Velasquez, den Callotſchen Sittenzeichnungen, den Menzelſchen Kriegs- und Gegenwartſzenen eine bewegte Schilderkunſt eingeſetzt, die auch in der Jetztzeit hie und dort ihre Blüten treibt. Sie wurzelt in der bewegten Perſönlichkeit, iſt durch dieſe innerlich gebunden und gehalten und artet nie in Unruhe und Brüchigkeit aus — in Meiſterhand. Momentmalerei iſt die Karikatur der bewegten Kunſt, iſt deren Zerfallsprodukt, iſt Unruhe.

In Goya ließ die große alte Kunſt in ihrer Götterdämmerung noch einmal ein glänzendes Feuerwerk los. Goyas Vielmalerei wirkt wie ein

Digitized by Google

in Fieberung übergegangener Altmeisterfleiß. In ihm kündigt die Dekadenz sich an. Das Schluderige, Zügellose, Überungleiche der Goyaschen Farben- und Farbenfülle wirkt wie ein von Meisterhand gespieltes faszinierendes Präludium zur heutigen Malbewegung.

Der nicht zu leugnende Mangel Goyas gegenüber den allergrößten Koryphäen der Malkunst springt in die Augen, wenn man seine Maya mit der Venus von Giorgione vergleicht. Goya erregt ungleich niedrigere Affekte. Er giebt einen Hetärentypus römischer Kaiserzeit, Giorgione ein Götterbild von Kythera, das an innerer Wahrheit jenen noch überragt. Goya streift bisweilen die Karikatur, aber seine Prometheuskraft läßt ihn selbst da, wo dem heutigen Betrachter die Pointe seiner Erfindung völlig entgeht, bedeutend ja oft dämonisch wirken. „Die Einbildungskraft ist seine antimoderne Muse. Die Reihe der alten Meister schließt ab mit — Goya.

Hamburg — Momme Nissen

Auf die Mensur!

Auf die Mensur! Fertig! los!
Hei! wie klangen die Speere!
Frisch war der Mut und riesengroß
War die studentische Ehre.

Liegt über Speer und Burschenband
Längst auch ein Spinneweben,
Eins doch nahm ich mit Herz und Hand
Mit ins Philisterleben:

Fecht' ich heut weiter mit Hieb und Stoß
Des Lebens ein wilder Jäger: —
Auf die Mensur! Fertig! los!
Und vor mir senkt sich der Schläger.

Altona — Carl Bulcke

Aus dem Leben der Bienen*

Aus dem Manuskripte übersetzt von Friedrich von Oppeln-Bronikowski

Wer die betäubende und wirre Episode des Schwärmens bei einem starken Bienenvolke zum erstenmale miterlebt, der ist ziemlich außer Fassung und kommt nur furchtsam näher. Er erkennt die friedlichen, emsigen Bienen der Trachtzeit nicht wieder. Noch vor wenigen Minuten sah er sie aus allen vier Winden herbeifliegen, wie kleine, emsige Bürgerfrauen, die sich durch nichts von ihrem Haushaltungsgeschäft ablenken

* Der vlämische Dichterphilosoph Maurice Maeterlinck, dessen Abkehr vom Fatalismus und Pessimismus bereits in dem entwickelungsfreudigen Buche „Weisheit und Schicksal" (La Sagesse et la Destinée), zum Ereignis geworden ist, arbeitet gegenwärtig an einem sozial-philosophischen Werke „Le Mystère de la Justice", das ein weiterer Ausbau der in „Weisheit und Schicksal" niedergelegten Gerechtigkeits-Idee ist (insbesondere der Kapitel über Napoleon I., die nur in der deutschen Ausgabe dieses Werkes enthalten sind), und daneben an

Digitized by Google

lassen. Erschöpft, atemlos, hastig und aufgeregt, schlüpften sie fast unbemerkt in das Flugloch und die jungen Wächterinnen am Eingang nickten ihnen im Vorbeikommen mit den Fühlern zu. Kaum wechselten sie die drei oder vier Worte, die wahrscheinlich unerläßlich sind, und übergaben ihre Honigbürde hastig einer der jungen Trägerinnen, die stets im Innenhofe der Werkstätte postiert sind, oder sie gingen selbst hinauf und entleerten die zwei schweren Körbe von Blumenstaub, die an ihren Hinterschenkeln hängen, in den geräumigen Speichern, die rings um dem Brutraum liegen, um alsbald wieder davonzufliegen, ohne sich darum zu kümmern, was im Laboratorium, im Schlafraume der Nymphen oder im königlichen Palaste vorgeht, ohne sich auch nur eine Sekunde in das geschwätzige Treiben vor dem Thore zu mischen, wo in den Stunden großer Hitze eine Anzahl von Bienen für Luftzufuhr sorgen, indem sie, eine an der anderen hängend, hin- und herschaukeln, als ob ein Bart im Winde flattert.

* * *

Heute bietet sich ein ganz anderes Bild dar. Eine Zahl von Arbeitsbienen fliegt allerdings nach wie vor, als wäre nichts geschehen, friedlich aus und ein, reinigt den Stock, klettert zu den Brutzellen hinauf und scheint von der allgemeinen Trunkenheit nicht fortgerissen zu werden. Es sind die, welche die Königin nicht begleiten werden, sondern im alten Heim zurückbleiben, um es zu beschützen, die neun- oder zehntausend Eier, die achtzehntausend Larven, die sechsunddreißigtausend Nymphen und sieben oder acht Prinzessinnen, die allein zurückbleiben, zu pflegen und zu ernähren. Sie werden zu dieser hohen Aufgabe auserkoren, ohne daß man wüßte, wie, noch durch wen und nach welchem Gesetze. Doch sind sie diesem Gesetze fest und unverbrüchlich treu, und wiewohl ich mehrmals das Experiment gemacht habe, eines dieser selbstverleugnenden Aschenbrödel, die man an ihrem ernsten und bedächtigen Wesen leicht aus dem schwärmenden Volke herauserkennt, mit einem Farbstoffe zu bestäuben, so habe ich doch nur selten eine von ihnen in der trunkenen Menge des Schwarmes wiedergefunden. Und doch scheint der Reiz unwiderstehlich. Es ist der Wonnetaumel des — vielleicht unbewußten — gottverordneten Opfers,

---

einem naturphilosophischen Werke über die Bienen, in dem er sowohl als langjähriger Praktiker der Bienenzucht wie als Philosoph auftritt. Die „Gerechtigkeit", die er in „Mystère de la Justice" definiert und vergeblich in der Außenwelt sucht, da sie nur „der edelste Trieb der Menschenbrust" ist, scheint ihm im „Bienenstaate" dennoch in fundamentaler Weise vorhanden, und darum sucht er auch dem der Bienenzucht Unkundigen das Leben und Treiben dieser geheimnisvollen kleinen Wesen in populärwissenschaftlicher Darstellungsform menschlich näher zu bringen. Das vorliegende Fragment ist das erste in Deutschland veröffentlichte; beide Werke erscheinen später in der „Gesamt-Ausgabe" bei E. Diederichs in Leipzig, die bisher fünf Bände umfaßt: die Dramenbände „Mystische Spiele", „Alltagsdramen", „Aglavaine und Selysette", und die philosophischen Werke „Der Schatz der Armen" und „Weisheit und Schicksal".

Der Übersetzer

Digitized by Google

das Honigfest, der Sieg der Rasse und der Zukunft, es ist der einzige Tag der Freude, des Vergessens und der Ausgelassenheit, es ist der einzige Sonntag der Bienen. Und anscheinend auch der einzige Tag, wo sie nur für ihren Hunger essen, wo sie die ganze Süße des von ihnen aufgespeicherten Schatzes empfinden. Sie sind wie freigelassene Gefangene, die sich plötzlich ins Land der Freiheit und des Überflusses versetzt sehen. Sie frohlocken, sie sind nicht mehr Herr ihrer selbst; sie, die nie eine unangebrachte oder unnötige Bewegung machen, sie kommen und gehen, fliegen ein und aus und immer wieder, um ihre Mitschwestern anzufeuern, um nachzusehen, ob die Königin bereit ist, um ihre Ungeduld zu betäuben. Sie fliegen höher, als es sonst der Fall ist, und das Laub der großen Bäume rings um dem Bienenstand bebt von ihrem Schwirren. Sie kennen keine Furcht und Sorge mehr. Sie sind nicht mehr wild, schnüfflerisch, argwöhnisch, reizbar, heftig und unbändig. Der Mensch, der unbekannte Herr, den sie nie anerkennen, und der ihrer nur dadurch Herr wird, daß er sich allen ihren Arbeitsgewohnheiten anpaßt, alle ihre Gesetze achtet und Schritt für Schritt der Spur folgt, die ihr stets auf die Zukunft gerichteter Sinn, ihr durch nichts zu trübender, durch nichts von seinem Ziele abzulenkender Verstand hinterläßt, — der Mensch kann ihnen nahen, kann den brausenden, kreisenden Schleier zerreißen, in den sie ihn hüllen, er kann sie in die Hand nehmen, sie einzeln abpflücken, eine Weinbeere von der Traube; sie sind ebenso sanft, ebenso harmlos, wie ein Schwarm Libellen oder Nachtfalter. Sie sind an diesem Tage glücklich, obwohl sie nichts mehr besitzen, sie blicken hoffnungsfreudig in die Zukunft, und wenn man sie nicht von ihrer Königin trennt, die diese Zukunft in sich trägt, fügen sie sich in Alles und verletzen niemand.

* * *

Aber das eigentliche Zeichen ist noch nicht gegeben. Im Bienenstock herrscht eine unbegreifliche Aufregung und eine anscheinend durch nichts zu erklärende Unordnung. Sonst scheinen die Bienen, wenn sie heimgekehrt sind, zu vergessen, daß sie Flügel haben, und jede einzelne sitzt nahezu unbeweglich, wenn auch nicht unthätig, auf den Waben, und zwar an dem Flecke, der ihr durch die Art ihrer Arbeit zugewiesen ist. Jetzt fliegen sie wie unsinnig in dichten Ringen an den Seitenwänden hinauf und hinunter, wie ein bebender Teig, der von einer unsichtbaren Hand geknetet wird. Die Temperatur steigt im Innern jäh, oft so weit, daß der Wachsbau weich wird und sich zerdehnt. Die Königin, welche den Brutraum sonst nie verläßt, läuft aufgeregt und kopflos an der Oberfläche der brausenden Masse, die sich gleichsam um sich selbst dreht, umher. Geschieht dies zur Beschleunigung oder zur Verzögerung des Aufbruches? Befiehlt sie oder bittet sie? Verbreitet sie die wunderbare Aufregung oder unterliegt sie ihr? Nach dem, was wir von der Psychologie der Bienen im Allgemeinen wissen, scheint es ziemlich erwiesen, daß das Schwärmen allemal gegen den Willen der alten Königin stattfindet. Im Grunde ist die Königin in den Augen der asketischen Arbeitsbienen, welche ihre Töchter

Digitized by Google

sind, das unentbehrliche und geheiligte, aber auch ein wenig geistesschwache und oft kindliche Organ der Liebe. Sie behandeln sie darum auch wie eine Mutter, die unter Vormundschaft steht. Sie besitzen eine grenzenlose Verehrung und heldenmütige Anhänglichkeit gegen sie. Ihr bleibt der reinste, besonders geläuterte und fast restlos verdauliche Honig vorbehalten. Sie hat ein Gefolge, das Tag und Nacht über sie wacht, ihr die mütterliche Arbeit erleichtert, die Zellen zum Eierlegen bereit macht, sie pflegt, liebkost, ernährt, reinigt, ja, selbst ihre Exkremente auffrißt. Wenn ihr das Geringste zustößt, verbreitet sich die Kunde durch das ganze Volk; Alles umdrängt sie und klagt. Wenn man einem Stocke die Königin nimmt und die Bienen auf einen Ersatz nicht hoffen können, sei es, daß sie keine königliche Nachkommenschaft hinterlassen hat, sei es, daß keine Larven von Arbeitsbienen im Alter von weniger als drei Tagen vorhanden sind (denn jede Arbeitsbienenlarve unter drei Tagen kann durch besondere Ernährung in eine Königinnenlarve verwandelt werden; das ist das große demokratische Prinzip des Bienenstockes, welches die Vorrechte der mütterlichen Abkunft kompensiert), — wenn man, sage ich, unter diesen Verhältnissen einem Stocke die Königin nimmt und ihr Fehlen bemerkt wird — es vergehen oft zwei bis drei Stunden, ehe alle Bienen es wissen, so groß ist ihre Stadt, — so ruht alsbald fast jede Arbeit, die Brut wird im Stich gelassen, ein Teil des Volkes läuft im Stock herum und sucht nach seiner Mutter, ein anderer fliegt aus und sucht sie da, die Ketten der Arbeitsbienen, die am Wachsbau beschäftigt waren, zerreißen und lösen sich auf, die Honigsucherinnen befliegen ihre Blumen nicht mehr, die Wachen am Eingang verlassen ihren Posten und die fremden Räuber und Honigschmarotzer, die stets auf unverhoffte Beute lauern, kommen und gehen, ohne daß jemand daran denkt, den mühsam erworbenen Schatz zu verteidigen. Allmählich verarmt und verödet der Stock und seine trostlosen Bewohnerinnen sterben bald vor Trübsal und Elend, wiewohl der Sommer ihnen alle seine Blüten aufschließt.

Giebt man ihnen ihre Königin aber wieder, ehe ihr Verlust ihnen zur vollendeten, unumstößlichen Thatsache geworden ist, ehe die Demoralisation zu sehr um sich gegriffen hat, — denn die Bienen sind wie die Menschen; Unglück und Verzweiflung brechen mit der Zeit ihren Charakter und trüben ihren Verstand, — giebt man ihnen die Königin nach einigen Stunden wieder, so bereiten sie ihr einen außerordentlich rührenden Empfang. Alle umdrängen sie und rotten sich zusammen, klettern über einander weg und liebkosen sie im Vorbeilaufen mit ihren langen Fühlhörnern, die noch manche unaufgeklärten Organe enthalten, bieten ihr Honig dar und geleiten sie im Gedränge bis zu den königlichen Gemächern. Sofort ist die Ordnung wieder hergestellt und die Arbeit wird wieder aufgenommen, von den innersten Waben des Brutraumes bis zu den abgelegensten Vorbauten, in denen der Überschuß der Ernte gespeichert wird; die Honigsucherinnen fliegen in schwarzen Fäden hinaus und kehren oft schon drei Minuten darnach mit Honig und Blütenstaub beladen heim; die Räuber und Schmarotzer werden vertrieben oder umgebracht, die Gänge

Digitized by Google

gesäubert und der Stock ertönt wieder von dem sanften und eintönigen, eigentümlich freudigen Summen, welches gleichsam das Hohelied auf die Gegenwart der Königin ist.

* * *

Es giebt tausend Beispiele für diese unbedingte Treue und Hingebung der Arbeitsbienen an ihre Königin. Bei fast allen Mißgeschicken dieser kleinen Republik, wenn einzelne Tafeln oder der ganze Bau durch menschliche Rohheit oder Unwissenheit zerstört werden, wenn das Volk durch Kälte, Hungersnöte oder Krankheiten dahingerafft wird, bleibt die Königin fast immer wohlbehalten und man findet sie lebend unter den Leichen ihrer treuen Töchter. Denn alle beschützen sie, erleichtern ihr die Flucht und schirmen sie mit ihrem eigenen Leibe, sparen für sie die bekömmlichste Nahrung und die letzten Honigtropfen. Und so lange sie am Leben ist, mag das Mißgeschick noch so groß sein, die Verzweiflung bleibt der Stadt der Jungfrauen fern. Man mag ihnen zwanzigmal hintereinander die Waben zertrümmern, die Brut und die Lebensmittel nehmen, man macht sie doch nicht irre an der Zukunft. Mögen sie gezehntet, halb verhungert sein und kaum noch so viele Überlebende zählen, daß sie ihre Mutter vor den Augen des Feindes verbergen können, sie werden doch die Ordnung im Bau wiederherstellen, werden so schnell wie möglich für Vorräte sorgen und sich nach den neuen Ansprüchen ihrer unglücklichen Lage in die Arbeit teilen. Und sie werden diese Arbeit mit einer Geduld, einem Eifer, einer Umsicht und Beharrlichkeit verrichten, die man in der Natur nicht oft findet, obgleich die Mehrzahl ihrer Bewohner mehr Mut und Zuversicht zu entwickeln pflegt, als der Mensch.

Um der Verzweiflung vorzubeugen und die Arbeitslust wach zu erhalten, bedarf es nicht einmal des Vorhandenseins einer Königin: genug, wenn diese bei ihrem Scheiden die entfernteste Hoffnung auf Nachkommenschaft zurückläßt. „Wir haben," sagt der ehrwürdige Langstroth, einer der Väter der modernen Bienenzucht, „ein Volk gesehen, das nicht Bienen genug zählte, um eine Fläche von zehn Quadratzentimetern zu bedecken, und doch suchte es eine Königin zu erziehen. Zwei volle Wochen gab es die Hoffnung nicht auf; endlich, als die Bienen auf die Hälfte reduziert waren, kroch die Königin aus, aber ihre Flügel waren so schwach, daß sie nicht fliegen konnte. Aber trotz ihrer Ohnmacht behandelten ihre Bienen sie nicht weniger ehrerbietig. Eine Woche darauf war nur noch ein Dutzend Bienen übrig und einige Tage später war die Königin verschwunden, einige verzweifelte Überlebende im Stocke zurücklassend."

* * *

Noch eine Thatsache, die der Mensch in seiner unerhörten tyrannischen Einmischung an diesen unglücklichen, aber unerschütterlichen Heldinnen erprobt hat, ein Experiment, an dem sich die letzte Geberde der kindlichen Liebe und Selbstverleugnung beobachten läßt. Ich ließ mir mehrmals aus Italien geschwängerte Königinnen kommen, wie dies jeder Bienenzüchter thut, denn

Digitized by Google

die italienische Rasse ist besser, kräftiger und fruchtbarer, sie ist emsiger und von sanfterer Gemütsart, als die einheimischen. Man verschickt sie in kleinen durchlöcherten Kästen, giebt ihnen etwas Nahrung und einige Arbeitsbienen mit, die nach Möglichkeit aus den älteren Jahrgängen ausgesucht sind. (Das Alter der Bienen erkennt man ziemlich leicht an ihrem glatteren, mageren, fast kahlen Leib und vor allem an ihren abgenutzten und durch die Arbeit beschädigten Flügeln.) Diese Begleiterinnen haben die Aufgabe, sie zu ernähren, zu pflegen und während der Reise zu bewachen. In vielen Fällen kommt eine Reihe davon tot an. In einem Falle waren sogar alle verhungert, aber hier wie dort war die Königin unversehrt und kräftig, und die letzte ihrer Gefährtinnen war wahrscheinlich umgekommen, indem sie ihrer Herrin, als der Verkörperung eines kostbareren und herrlicheren Lebens, als das eigene war, den letzten Honigtropfen gegeben hatte, den sie in der Tiefe ihrer Honigblase aufgespart hatte.

* * *

Die Erkenntnis dieser unverbrüchlichen Hingebung hat dem Menschen den Weg gewiesen, wie er den wunderbaren politischen Sinn der Bienen, ihre Arbeitslust, ihre Beharrlichkeit, Hochherzigkeit und Liebe zur Zukunft, die aus dieser Hingebung hervorgehen oder darin einbegriffen sind, zu seinem Vorteil zu benutzen hat. Durch sie ist es ihm seit einigen Jahren gelungen, die wilden Bienen, ohne daß sie es ahnen, bis zu einem gewissen Grade zu zähmen, denn sie weichen keiner fremden Gewalt und noch in ihrer unbewußten Knechtschaft dienen sie nur ihren eignen Gesetzen. Der Mensch kann glauben, daß er mit der Königin die Seele und das Geschick des Schwarmes in Händen hält. Je nachdem er sie verwendet, je nachdem er sozusagen mit ihr spielt, kann er z. B. das Schwärmen hervorrufen oder verhüten, künstliche Schwärme machen, Schwärme vereinigen oder teilen und die Auswanderung der Völker regeln. Die Königin ist im Grunde eine Art von lebendigem Symbol, das, wie alle Symbole, ein weniger sichtbares und allgemeineres Prinzip vertritt, und der Imker muß sich dessen wohl bewußt werden, wenn er sich nicht mancherlei Mißerfolgen aussetzen will. Übrigens täuschen sich die Bienen keineswegs über ihre Königin und verlieren nie aus den Augen, daß hinter ihrer sichtbaren und kurzlebigen Gebieterin eine höhere, beharrende, geistige Macht steht, das ist ihr herrschender Gedanke. Ob dieser Gedanke bewußt oder unbewußt ist, darauf kommt es nur dann an, wenn wir die Bienen, die ihn haben, oder die Natur, die ihn in sie gelegt hat, insbesondere bewundern wollen. Wo er aber auch seinen Sitz hat, dieser herrschende Gedanke, in den kleinen zarten Bienenleibern oder in dem großen unerkennbaren Weltkörper, er ist unserer Beachtung wert, und wenn wir uns nebenbei gesagt davor hüteten, unsre Bewunderung gewohnheitsmäßig von örtlichen Nebenumständen abhängig zu machen, oder von der Herkunft eines Dinges, so würden wir nicht so oft die Gelegenheit versäumen, unsre Augen voll Bewunderung zu öffnen; denn nichts ist heilsamer, als sie so zu öffnen.

* * *

Digitized by Google

Vielleicht wird man sagen, daß dies sehr gewagte und allzumenschliche Annahmen sind, daß die Bienen wahrscheinlich keinen Gedanken dieser Art haben und daß die Begriffe Zukunft, Liebe zur Rasse und viele andre, die wir ihnen andichten, im Grunde weiter nichts sind, als die Formen, welche der Selbsterhaltungstrieb, die Furcht vor Schmerz und Tod oder der Lustreiz bei ihnen annehmen. Ich gebe zu, daß dies alles nur eine Ausdrucksweise ist und darum messe ich ihm auch keinen allzugroßen Wert bei. Das Einzige, was in diesem Falle — wie in allen andern Fällen — sicher feststeht, ist die Thatsache, daß die Bienen unter den und den Verhältnissen sich gegen ihre Königin so und so benehmen. Der Rest ist ein Mysterium, über das man nur Vermutungen haben kann, die mehr oder weniger annehmbar, mehr oder weniger zutreffend sind. Aber wenn wir so von den Menschen sprächen, wie es vielleicht klug wäre, von den Bienen zu sprechen, hätten wir dann wohl das Recht, mehr zu sagen? Auch wir gehorchen nur den Notwendigkeiten des Lebens, dem Lustreiz oder der Furcht vor Schmerz und Tod, und was wir unsern Verstand nennen, das hat den gleichen Ursprung und den gleichen Zweck wie das, was wir bei den Tieren Instinkt nennen. Wir vollziehen gewisse Akte, deren Folgen wir zu kennen meinen, wir unterliegen anderen, deren Gründe wir uns besser zu kennen schmeicheln, als sie selbst; aber abgesehen davon, daß diese Annahme durchaus nicht unanfechtbar dasteht, sind solche Akte unerheblich und die Ausnahmen der Ausnahmen, wenn man sie mit der Unzahl der übrigen vergleicht, und alle, die bestbekannten und die unbekanntesten, die kleinsten und die gewaltigsten, vollziehen sich in einer undurchdringlichen Nacht, in der wir fast ebenso blind sind, wie nach unserer Meinung die Bienen.

* * *

„Man muß gestehen," sagt Buffon, der gegen die Bienen eine höchst spaßhafte Abneigung hat, „man muß gestehen, daß diese Tiere einzeln genommen weniger Witz haben als der Hund, der Affe und die meisten anderen Wesen. Man muß gestehen, daß sie weniger gelehrig und anhänglich sind und weniger Gemüt, kurz, weniger menschenähnliche Eigenschaften besitzen, und ferner, daß ihr anscheinender Verstand nur von ihrer Menge kommt. Doch setzt dieses Sich-Zusammenthun selbst keinerlei Verstand voraus, denn sie vereinigen sich keineswegs aus moralischen Absichten, sie finden sich ohne ihre Einwilligung zusammen. Ihr „Staat" ist also nur eine physische Vereinigung, von der Natur angeordnet und ohne irgendwelche Absichten, Kenntnisse und Vernunftschlüsse gegründet. Die Königin gebiert zehntausend Wesen auf einmal und am nämlichen Fleck, also müssen diese zehntausend Wesen, auch wenn sie noch tausendmal stumpfsinniger sein mögen, als ich annehme, sich um der bloßen Lebenserhaltung willen irgendwie zusammenthun, und da sie alle miteinander mit denselben Kräften ausgerüstet sind, so müssen sie gerade durch den Schaden, den sie sich thun, schließlich dahin kommen, sich möglichst wenig zu schaden, d. h. sich zu helfen; sie erwecken infolgedessen den Anschein, als bestände unter ihnen ein Einvernehmen und als arbeiteten sie auf ein und dasselbe Ziel

Digitized by Google

hin; wer sie beobachtet, wird ihnen also leicht Absichten und den Geist, der ihnen gerade fehlt, unterschieben, er wird bemüht sein, für jede Handlung eine Ursache zu entdecken, jede Bewegung wird bald einen Beweggrund haben, und daraus werden dann Vernunft-Ungeheuer oder Wundertiere ohne Gleichen; denn diese zehntausend Stück, die alle zugleich zur Welt gekommen sind, die fast alle zugleich die Metamorphose durchgemacht haben, können nicht umhin, alle dasselbe zu thun und, wenn sie auch noch so wenig Gemüt haben, die gleichen Gewohnheiten anzunehmen, sich in die Arbeit zu teilen und in dieser Gemeinschaft sich wohl zu fühlen, sich um ihre Wohnung zu kümmern, nach dem Ausfluge wieder zurückzukehren usw. Daher kommt auch die Architektur, die geometrische Ordnung, die Voraussicht und Heimatsliebe, mit einem Wort: die Republik und das, wie man sieht, auf der Bewunderung des Beobachters beruhende Ganze."

* * *

Diese Art unsere Bienen zu erklären, ist freilich eine ganz andere. Sie kann auf den ersten Blick als natürlicher erscheinen, aber sollte sie nicht gerade, weil sie so einfach klingt, gar nichts erklären? Ich übergehe die sachlichen Irrtümer der eben zitierten Worte; aber wenn man sagt, sie paßten sich, indem sie sich möglichst wenig schadeten, den Notwendigkeiten und dem gemeinsamen Leben an, setzt man dann nicht eine gewisse Intelligenz voraus und zwar eine, die um so beträchtlicher erscheinen muß, je genauer man zusieht, auf welche Weise diese „zehntausend Stück" sich zu schaden vermeiden und sich zu helfen wissen? Ist das nicht ebensogut unsere eigene Geschichte, die der alte ärgerliche Naturforscher da erzählt, und läßt sie sich nicht ganz genau auf alle unsere menschlichen Gesellschaften anwenden? Und dann, um es noch einmal zu sagen: wenn man den Bienen jeden Gedanken, jedes Gefühl abspricht, das wir ihnen zugelegt haben: was liegt schließlich an dem Gegenstande unserer Bewunderung? Wenn man es für unvernünftig hält, die Bienen zu bewundern, so können wir ja die Natur bewundern; es wird allemal ein Augenblick kommen, wo man uns unsere Bewunderung nicht mehr rauben kann, und wir werden dann nichts verloren haben, indem wir warteten und zurückwichen.

* * *

Wie dem aber auch sei und um unsere Annahme nicht fallen zu lassen, denn sie hat wenigstens *den* Vorzug, gewisse in der Wirklichkeit in Beziehung stehende Thatsachen auch in unserem Geiste in Beziehung zu setzen, so ist es unstreitig weit mehr das unendliche Fortbestehen ihrer Rasse, was die Bienen in ihrer Königin anbeten, als die Königin selbst. Die Bienen sind keineswegs empfindsam, und wenn eine von ihnen mit so schweren Verletzungen von der Arbeit heimkommt, daß sie für dauernd arbeitsunfähig erachtet werden muß, so wird sie ohne Erbarmen verjagt. Und doch kann man nicht sagen, daß sie jeder persönlichen Anhänglichkeit an ihre Mutter bar sind. Sie erkennen sie unter allen Anderen heraus.

Digitized by Google

Selbst wenn sie alt, elend und gelähmt ist, werden die Wachen am Eingang keiner unbekannten Königin Einlaß gewähren, so jung, schön und fruchtbar sie auch scheinen mag. Es ist dies freilich einer der Fundamentalgrundsätze ihrer Polizei, und nur in der großen Trachtzeit wird er zu gunsten einiger fremden Arbeitsbienen aufgegeben, vorausgesetzt, daß diese mit Vorräten wohl beladen sind. — Wird sie schließlich völlig unfruchtbar, so wird sie ersetzt, indem eine gewisse Zahl von jungen Königinnen erzogen wird. Was aber geschieht mit der alten Herrin? Man weiß es nicht genau, aber es begegnet dem Bienenzüchter bisweilen, daß er auf den Waben eines Bienenstockes eine prachtvolle Königin in der Blüte ihres Alters findet, und ganz im Grunde in einer dunklen Ecke die alte „Herrin", wie sie in der Normandie heißt, abgemagert und gelähmt. Wie es scheint, haben sie sie in diesem Falle bis zuletzt gegen den Haß ihrer jugendstarken Rivalin geschützt, die ihren Tod will, denn die Königinnen haben stets einen unbezwinglichen Abscheu vor einander und stürzen auf einander los, sobald zwei unter demselben Dache vereinigt sind. Man ist also zu der Annahme geneigt, daß sie der alten Königin eine Art von friedlichem und bescheidenem Altersitz in einem entfernten Eckchen des Stockes sichern, wo sie ihre Tage in Frieden beschließen kann. Es ist dies eines der tausend Wunder dieses Wachskönigreiches, und wir können wieder einmal feststellen, daß die Politik und die Lebensgewohnheiten der Bienen nichts Fatalistisches und Engherziges aufzuweisen haben, und daß sie vielen weit verborgeneren Gesetzen gehorchen, als wir zu kennen wähnen.

Maurice Maeterlinck

Hanseaten und Agrarier

Ein Geschäftsinhaber der Norddeutschen Bank und der Berliner Diskonto-Gesellschaft, Herr Max Schinckel, hat im März eine große Rede zu gunsten der Handelsverträge gehalten, und er hat sofort dabei das Entweder-Oder ausgesprochen, nämlich Handelsverträge oder Zollkriege. Gegner von Konsequenz, aber Freunde von Kompromissen werden eine so scharfe Gegenüberstellung vielleicht für übertrieben halten und dabei auf die Schutzzoll-Ära Bismarcks verweisen, in der wenigstens äußerlich von einer Antwort des Auslandes mit Zollkämpfen wenig hervortrat. In Wirklichkeit war dies aber natürlich der Fall, denn sobald das deutsche Reich sich auf eine systematische Protektion seiner heimischen Arbeit zugespitzt hatte, wobei Fürst Bismarck sogar seine ehemaligen Reden im Sinne der Handelsfreiheit als ihm von Delbrück in die Hand gedrückt bezeichnete —, hatten sich fast alle Länder beeilt, ebenfalls die fremden Importe als etwas Feindseliges und äußerst zu Bekriegendes anzusehen. Uns selbst dabei für ganz unschuldig zu halten, wäre ungefähr ebenso naiv, als wenn wir den innern Zusammenschluß zahlreicher kleiner Nationalitäten gegen das deutsche Element wie von selbst gegeben ansehen würden. Sie datieren sämtlich von jener Zeit her, wo Deutschland seine Sehnsucht nach Einheit endlich erfüllt sah, und jene zersplitterten Stämme, ob sie nun als Polen, Czechen oder Welsche in deutschen Landen und Grenzlanden lebten, sich unversehens einer neuen Macht gegenüber sahen.

Einer solchen neuen Macht werden auch die verschiedenen Bezugsländer gegenüber stehen, falls wir aus der Politik der Handelsverträge in diejenige eines

Digitized by Google

ganz scharfen Protektions-Systems zurückkehren sollten. Die Gefahr dafür muß sehr groß sein, denn Herr Schinkel hat in seiner vielbemerkten Hamburger Rede direkt an den Kaiser appelliert. Das ist mehr ein Kunstgriff als eine Wahrheit! Denn das Recht der Entscheidung über Krieg und Frieden, auch auf Wendungen im volkswirtschaftlichen Leben auszudehnen, könnte sehr leicht zu allen möglichen Machtausbreitungen eines Einzelnen führen, der übrigens bis jetzt noch nicht die mindeste Neigung bewiesen hat, das Interesse für Handel und Industrie durchaus über die Forderungen der deutschen Rittergutsbesitzer zu stellen. Haben es doch die letzteren bisher verstanden, sich den Schein einer überwältigenden Bauernvertretung zu geben, und wenn die großstädtische Presse bisher immer von „Ostelbiern" gesprochen hat, so ist es leider zur traurigen Thatsache geworden, daß der Bund der Landwirte sich mit noch größerem Rechte einen westelbischen nennen darf. Mit jener Verbeugung gegen unsern obersten Kriegsherrn in Sachen einer reinen Handelspolitik ist es also nicht weit her, und es wäre daher besser, in dieser Beziehung keine falschen Hoffnungen zu verbreiten, welche etwa die verfassungsmäßigen Rechte der verbündeten Regierungen als in einem Gegensatz zu den verfassungsmäßigen Rechten des Reichstags befindlich, schildern. Wahrscheinlich werden die Einzelstaaten von einigen wenigen Welthäfen abgesehen, keine andere Meinung haben als der größte deutsche Bundesstaat. Auch was uns hierbei an persönlichen Sympathieen zu winken hätte, läßt sich ja aus dem agrarischen Hauch verspüren, der z. B. unser Konsularwesen einzelweise bereits berührt hat. Indem diese Beamten sich bei den von ihnen erbetenen Antworten auf den Ackergaul setzten, zeigt sich zur Genüge, welche Fortschritte die Agrarier auch in solchen Etappen unserer Bureaukratie gemacht haben, die den kaufmännischen Interessen ganz selbstverständlich als gesichert gelten. Wenn man daher in der Junkerantwort des Moskauer Konsuls einen Blitzstrahl aus heiterem Himmel gesehen hätte, so würde man recht gesehen haben, nämlich die wirklichen Fortschritte von Gegnern der Handelsfreiheit, deren Agitationen man als ihre einzige Thätigkeit bisher ansah.

Es ist auch nicht zu sagen, ob der Schlußsatz in der Rede des Herrn Schinckel keine Übertreibung enthält, nämlich, daß ohne Zollfrieden dasselbe Wasser, das uns heute mit allen Völkern der Erde zum Wettbewerb verbindet, zu einer Wüste werden würde, hinter welcher wir an Leib und Geist verhungern könnten. Jedenfalls darf ein neues System auch als verdammenswert gelten, das diese äußersten Verödungen nicht mit sich bringt. Die Stabilität der Handelsverträge ist unter allen Umständen von gebieterischer Notwendigkeit, denn bei einer Politik von Fall zu Fall, d. h. dem plötzlichen Risiko von Zollkriegen sind doch zahlreiche Neueinrichtungen nicht zu machen, ja vielleicht zahlreiche bereits bestehende kostspielige Einrichtungen nicht aufrecht zu erhalten. Um Waren zu verschiffen, bedarf es doch nicht der einfachen Bewegung, es müssen auch Speicher gebaut sein, Quais unterhalten werden, Häfen hinzukommen, die Vermehrung von Schiffen ins Auge gefaßt werden usw. usw., noch ganz abgesehen von den Betriebsvermehrungen oder -verminderungen unserer Industrie. Diese Legion von überaus großen Aufwendungen an Kapital und Arbeit muß innerhalb der Verfügung von Handel und Industrie verbleiben, was wohl kaum der Fall sein dürfte, wenn derartige weittragende Entscheidungen, wie die Handelsverträge, in das Belieben von Parlamentsmajoritäten gestellt werden. In dieser Beziehung nach Beispielen zu suchen, dürfte ziemlich vergeblich sein. Denn selbst das mächtigste Parlament, das englische, ist stets nur dadurch mächtig gewesen, daß es die Grenze seiner Macht nur zu gut begriffen und deshalb respektiert hat. Und ebenso wie dieses Unterhaus, von dem England seit 1688 regiert wird, gegenüber Fragen der auswärtigen Politik seinen Ministern, also den Trägern seiner Majorität, eine starke diskretionäre Gewalt eingeräumt hat, ebenso würde es dieses Haus nicht verstanden haben, wie man fremden Staaten täglich zu verändernde Zollbeziehungen anbieten darf. Was politische Schulung anbetrifft, so haben die deutschen Parteien da noch kein solches Reifezeugnis erworben, als daß sich das Ausland auf den Takt unserer Mehrheitsbeschlüsse ruhig verlassen könnte.

Wahrscheinlich giebt es bei dieser ganzen Bedrohung durch eine einflußreiche und heute leider auch große Partei, keine andere Abwehr, als eine vereinte, d. h.

Digitized by Google

ein Zusammengehen aller derjenigen Stände und Interessentenkreise, welche sich sonst vielleicht auch einmal bitter bekämpfen. Der Pfarrer Naumann hat eigentlich die wirksame Abwehr richtig vorgezeichnet, indem er sogar auf die Kampfmittel Cobdens zurückgriff, der die Frauen mit in seine Bewegung zog. Und was dem kirchlichen England in den 40er Jahren möglich gewesen ist, wäre wohl auch dem Deutschland von 1901 nicht weiter schädlich!

In der That! Die Frauen resp. die Familien haben eine Lebensfrage auch nur in der von weitem winkenden Gefahr einer Roggenverteuerung zu erblicken, während die indirekten Verwickelungen wegen Beschäftigung und Arbeitslöhne mehr die bisherigen aktiven Parteien angeht. In der ganzen sonst so sachlichen Rede des Herrn Schinckel tritt überhaupt der Fehler hervor, die führenden Elemente der Agrarier und Konservativen als einigermaßen irrend und deshalb gutmütig zu behandeln. Indessen, weder so edel noch so bescheiden sind diese Herren in Wirklichkeit. Daher nützt es auch gar nichts, vor einer Verminderung der Arbeitsfähigkeit zu warnen, welche alsdann in unsern Häfen und unsern Fabriken eintreten würde; gerade dies wollen die Agrarier. Sie wünschen nicht etwa vorübergehend die ihnen gleichsam entronnenen Hände wieder zurückzuerlangen, sondern sie sich dadurch dauernd zu sichern, daß überhaupt in den Großstädten das Arbeitsfeld ein definitiv kleineres werde. Man kann gerechterweise die Erbitterung der Gutsbesitzer schon verstehen, welche zur Erntezeit neuerdings wenig Tagelöhner zur Verfügung hatten und hinsichtlich der Löhne mit der Industrie nicht konkurrieren können. Aber von dieser Würdigung eines vorhandenen Notzustandes bis zur Vertilgung aller dessen unschuldigen Ursachen ist doch noch ein weiter Schritt. Für die nächsten zwei Jahre wäre ja ohnedies eine Angst vor Mangel an ländlichen Arbeitern nicht gerechtfertigt, da unsere Konjunktur beträchlich im Niedergange ist. Später aber wird der Wettbewerb von Stadt und Land auch auf diesem Gebiete ehrlich und nicht tückisch ausgefochten werden müssen. Fürst Bismarck, als er einmal in einer Reichstagsrede die damals schon brennend gewordene Frage berührte — der Verschiebung der Landbevölkerung nach den Großstädten —, hatte hierfür weisere Gründe als die eines bloßen Lohnunterschiedes. Er ging auch auf den Reiz der Vergnügungen und anderer Genüsse ein, welche die Großstädte vor dem platten Lande voraus haben und die immer größere Kreise anlocken.

Handel und Industrie haben es eben versäumt, sich rechtzeitig gegen die Bewegung der Landwirte zusammen zu schließen, und es hat etwas Heiteres, wenn Herr Schinckel diese Unterlassungssünde nicht von ihm selbst, sondern nur der ihm nahestehenden Parteien mit den großen Mühen entschuldigen möchte: die wirtschaftliche Bilanz zu erhalten, neue Absatzgebiete zu erschließen, immer neues Geld nach Deutschland zu ziehen etc. etc. Alles dies hätte bei einer guten Organisation keinen Augenblick eine von lange her angelegte Abwehr, sagen wir einmal der Städteinteressenten gehindert. Wahrscheinlich waren wir nicht rüde genug bezüglich der Mittel, die zu solchen Bewegungen gehören, wenn man sie zu Hetzen ausarten lassen will. Und es ist nicht zu übersehen, daß hinter der an sich sachlichen Vertretung der landwirtschaftlichen Interessen eine rohe und nichts anderes als sich selbst achtende Kraft wirkt. Talente in dieser Beziehung, d. h. solche, die politischen Brutalitäten mit Umsicht und Glück entgegen treten, hat unser öffentliches Leben bisher eigentlich noch nicht gezeitigt, während derartige Fähigkeiten bei anderen Völkern wirklich hervortreten. Dies hat in letzter Zeit vor Allem die Kampagne für Dreyfus bewiesen! Zola hat ganz recht, wenn er diese ungeheure Abwehr, die eine Minorität gegen eine nahezu kompakte und fanatisierte Mehrheit durchführte, mit Stolz betrachtet. Und es wäre sehr gut, wenn fähige Männer bei uns, deren dilettantierender Ehrgeiz bisher in Litteratur oder Journalistik verkümmerte, einmal in den Dienst des öffentlichen Lebens träten. Zähigkeit, Geist und vor Allem moralischer Mut, tausend lärmenden Unwahrheiten gegenüber die Wahrheit herauszusagen, — diese Vorzüge der Dreyfus-Liguisten könnte uns in Deutschland für so manche politische Vereinigung vorleuchten. Es kann nicht genug betont werden, daß der Mangel an Talent in dieser Beziehung sich in drückendster Weise bei uns geltend macht!

Digitized by Google

Herr Schinckel hat, entgegen dem Geschmack der meisten Leute, auch dem Reichskanzler viel zu große Schmeicheleien gesagt. Es ist nämlich ganz unrichtig, wenn der Genannte von dem „größten Vertrauen" spricht, das wir zu Bülow's „ernstem Willen" haben sollten, neue Handelsverträge zu Stande zu bringen. Indem wir aus seiner auswärtigen Politik noch keine feste Hand hervorragen sahen, ließe er doch wenigstens an seine alte Erfahrung auf diesem Gebiete glauben und man hat nur in den Dingen bekanntlich Gewissen, die man — versteht. Graf Bülow ist aber ein völliger Neuling in den Fragen des Handels und auch der inneren Politik, so daß wir ihm einen bestimmten Enthusiasmus für Handelsverträge gar nicht zumuten können. Im Gegenteil! seine geschmeidige Persönlichkeit, die allen Interessen-Gruppen, ob schwarz oder weiß, Verbindliches zu sagen versteht, ist den Freunden der Handelsfreiheit weit mehr im Wege, als ein entschiedener Gegner, dessen verzopfte Ansichten von vornherein der bedenklichsten Beleuchtung verfielen. Auch glauben wir nicht, daß er im Mindesten in der Lage wäre, einem Manne wie dem russischen Finanzminister Witte mit Erfolg entgegenzutreten. Denn dieser Letztere, der sich noch nie in einem Parlamente mit tönenden Reden selbst gehört hat, ist der unbedingt Energischere. Sollte aber die Politik, welche Graf Bülow, sagen wir es gerade heraus, nominell zu vertreten hat, zu einem Zollkriege auch nur mit Rußland führen, so wäre dies eine so große diplomatische Niederlage, daß der Genannte von da an keine beneidenswerte Figur im europäischen Konzert noch zu spielen hätte. Beklagenswerterweise ist es eben bei seiner unvergleichlich mehr diplomatischen als staatsmännischen Persönlichkeit dahin gekommen, daß etwaige peinliche Folgen seiner Handelspolitik einfach als Niederlagen seiner eigensten Gewandtheit angesehen würden.

Auffallend ist noch in der Schinckelschen Rede, die sonst wie gesagt von ausgebreiteten Kenntnissen der verschiedensten Geschäftsgebiete zeugt, daß unter Anderm die Einführung einer Silberwährung, sowie Verstaatlichung der Reichsbank zum Teil mit an dem Widerspruch der allerhöchsten Stelle gescheitert sei. Bisher hatte man von dem Kaiser hinsichtlich der Goldwährung nur gewußt, daß er wie zahlreiche andere Deutsche die Bequemlichkeit der Zwanzigmark-Stücke hinlänglich zu würdigen wisse. In dieser Beziehung ist selbst der unentwegte Herr von Kardorff dem Schicksal einer lachenden Abweisung nicht entgangen. Indessen bis zu einer so großen Gefahr, daß erst Wilhelms II. Brennus-Schwert nötig gewesen sei, den Unsinn der Silberwährung von uns abzuwenden, hatten sich unsere Befürchtungen noch gar nicht verstiegen. Was die Verstaatlichung der Reichsbank betrifft, so wäre sie zwar sehr betrübenswert, aber doch in eine Reihe mit einem Währungsfrevel unmöglich zu stellen.

Es wird ein harter Kampf werden, den die Träger unserer Kaufmannschaft und unserer Fabrikation gegenüber den Sonderinteressen der Getreidebauer durchzuführen haben. Aber endlich müßten jene rücksichtslosesten Parteigänger es fühlen lernen, daß ihre Gegner nicht wie bisher schwächlich sind. Wenn es richtig ist, daß in früheren Zeiten das Wohl und Wehe des Landbaues von der Großstadtkultur etwas hochmütig behandelt worden ist, so würde ein Umspringen nun ins gerade Gegenteil noch alles eher als recht und billig sein.

S. v. H.

Verantwortlicher Redakteur: Carl Mönckeberg, Verlag von Alfred Janssen, Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), alle in Hamburg.

Digitized by Google

Der Lotse

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für Deutsche Kultur

I. Jahrgang, I. Band

Oktober 1900 bis März 1901

Redaktion: C. Mönckeberg und Dr. Heckscher
Verlag: Alfred Janssen, Hamburg

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Aagaard, Bjarne (Hamburg): Die Gefahr vom Westen I 711
Achelis, Thomas (Bremen): Die sozialpsychologische Perspektive in der Weltgeschichte 389
Adler, Georg (Kiel): Bismarck als Kolonialpolitiker ..... I S. 405, II 448
Antisthenes: Biblia pauperum 33
Arbeitgeberverband Hamburg-Altona: Kundgebung 63

Bemerkungen 812
Bethe, Albrecht (Straßburg i. E.): „Oskar Hertwig: Die Entwickelung der Biologie im neunzehnten Jahrhundert" 426
Bethe, Erich (Basel): Der Gang der antiken Kultur I S. 441, II 551
Bornstein, Paul (Hamburg): Gedichte 753
Brentano, Lujo (München): Japan 422
Brensig, Kurt (Berlin): Der Imperialismus unserer und alter Zeiten I S. 12, II 43
Bulcke, Carl (Altona): Der Ritter S. 524, Gedicht 867
Bulthaupt, Heinrich (Bremen): Ibsens Stellung zu Kunst und Leben 853

Cohn, Gustav (Göttingen): Über öffentliche Schenkungen S. 307; Die Zukunft der Straßenbahnen I S. 793, II 829
Colln, siehe Mönckeberg.

Dessoir, Max (Berlin): Vom Unterschied unter den Menschen 256
Dohrn, Wolf (Leipzig): Hildebrands „Problem der Form" 612

Embden, Heinrich (Hamburg): Dr. Gotthard Bülau 163
Ehrenberg, Richard (Rostock): Deutschland und England I S. 281, II 313
Ernst, Otto (Hamburg): Unsterblich S. 18, Nis Randers 101

Falke, Gustav (Hamburg): Der Trauermantel S. 19, drei Gedichte 181, Prolog zur Nietzsche-Gedenkfeier S. 430 und zur Böcklin-Gedenkfeier 688
Ferdinands, Carl (Bonn): „C. Viebig: Das tägliche Brot" S. 403, Gedichte S. 470, Gedicht 666
Foerster, Wilhelm (Berlin): Hochschulpädagogik S. 97; Zur Hochschulpädagogik S. 561; Das neue Jahrhundert und die Unifikation des Kalenders ... 745
Folnesics, Joseph (Wien): Der Zeichenunterricht als ästhetisches Erziehungsmittel 21
Frapan, Ilse (Göttingen): Pfaffenhütchen 662
Fuchs, Georg (Darmstadt): Vom Stil der Schaubühne 395
Fuhrmann, Maximilian (Altona): Satiren S. 534, Der Erbe 792

Digitized by Google

Seite

Gaedertz, Karl Theodor (Berlin): Fritz Reuter und seine Hamburger Freunde 329
Geisler, Paul (Posen): Auf dem Ausguck I 588
Gold, Alfred (Wien): Der Apostel Michael Kramer 597
Grautoff, Otto (München): Deutsche Kultur 650
Greiner, Leo (München): Gedicht 707

Hansen, P. Chr. (Kiel): Pro Finlandia 148
Hardt, Ernst (Athen): Aus den Etudes de crescendo 286; Monographieen zur deutschen Kulturgeschichte 640
Hartmann, Martin (Berlin): Deutschland und der Islam..... 354
Heckscher, Siegfried (Hamburg): Der Kampf zwischen Unternehmern und Arbeitern in Hamburg 26; die Geschichte des Sozialismus und Kommunismus S. 80; Civis Romanus — deutscher Bürger S. 168; Deutschland in China S. 262; Die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers S. 371; Glossen zum Großkapitalistenkrieg I S. 499; II S. 559; „Die Antisemiten kommen!" S. 507; Die „Hamburger Nachrichten" S. 609; Die Antwort der „Hamburger Nachrichten" S. 677; Über preußische Minister 755
Heiberg, Hermann (Schleswig): Wilhelm Jensen, Theodor Storm und Klaus Groth 691
Herkomer, Hubert von (Bushey): England lovable and paintable 110
Hertz, Wilhelm (Hamburg): Toynbee-Hall in Hamburg 788
Holzamer, Wilhelm (Heppenheim a. d. B.): Vom Frankfurter Schauspielhaus S. 321; Zur Charakteristik der modernen Poesie 460; Gedichte S. 593; Architektur an der Bergstraße (Straßenanlagen) 804
Huldschiner, Richard (Hamburg): Einsamkeit I S. 634, II 702
S. v. H. (Frankfurt a. M.): Unsere Städte und die Industrie S. 296: Unsere Kohlenteuerung S. 399; Vom Pfandbriefkrach S. 427; Vom verflossenen Jahr S. 472; Produzenten und Händler S. 501; Aus der Papierwelt S. 525; Wie arbeitet unser Reichspatentamt? S. 569; Von einem stillen Mann S. 606; Die Rothschilds in Deutschland I S. 637, II S. 741; Zu den Handelsverträgen S. 674; Amerika und Europa S. 708; Privatfirmen oder Aktiengesellschaften? S. 773; Portugal S. 808; Geschäftsmann und Politiker S. 842; Hanseaten und Agrarier 875

Jagow, Eugen von (Berlin): Die deutsch-französischen Beziehungen seit 1870 761
Jastrow, Ignaz (Charlottenburg): Einigungsämter S. 58; Der Ladenschluß S. 217; Die Ursachen der Berliner Wohnungsnot S. 324; Sozialreform und Politik S. 463; Der Doppeltarif S. 584; Die politischen Indiskretionen 623
Jessen, Peter (Berlin): J. Liberty Tadds Neue Wege zur Kunsterziehung ... 737

Kalbeck, Max (Wien): Persönliches über Johannes Brahms I S. 238, II.... 480
Kirchbach, Wolfgang (Steglitz b. B.): Märkische Landschaft..... 667
Kraepelin, Karl (Hamburg): Über plastische Darstellungen aus dem Leben der Tiere 384
Krag, Th. P., übersetzt von Mann, Mathilde (Altona): Sonnenblumen 146
Krohn, Alexander (Hamburg): Gedichte..... 824
Kühl, Gustav (Lübeck): Übertragung Kiplingscher Gedichte S. 216: Gedichte . 557
Kunowski, Lothar von (München): Natur und Mensch als Weltbildner 158

Leuß, Hans (Zehlendorf b. B.): Kavaliere..... 699
Lichtwark, Alfred (Hamburg): Wünsche S. 3; Der Dilettantismus im In- und Auslande S. 199; Bildniskunst und Bildnisphotographie S. 309; Neue Bahnen 495
Liliencron, Detlev von (Altona): Heißer Sommertag auf dem Außendeich ... 83
Lombroso, Cesare (Turin): Politische Erstarrung..... 537
Lotz, Walther (München): Die Erziehung des deutschen Bürgertums durch die Agrarier..... 643

Digitized by Google

Seite

Maeterlinck, Maurice: Aus dem Leben der Bienen, übersetzt von Friedrich von Oppeln-Bronikowski ... 867
Mannhardt, Wolf (Hamburg): Die Kleinhandelskammern S. 120; Hamburgische Steuerpläne ... 432
Metallarbeiter-Verband, Deutscher (Hamburg): Kundgebung ... 300
Mönckeberg, Carl (Hamburg): Ankündigung S. 1; Hamburgisches Theater I S. 125; II S. 279; III S. 361; IV S. 566; V S. 836; Goethe, Weltanschauung und Goethebund S. 436; Colln: Gedicht S. 387, Roman des gnädigen Fräuleins S. 619; Sehr offener Brief an den hamburgischen Sittlichkeitspapst ... 716
Morawe, Chr. Ferdinand (Darmstadt): Aus Darmstadt I S. 53, II S. 601; Jugendstil ... 770
Münchhausen, Börries Freiherr von (Windischleuba): Gedichte ... 352

Natus, Walter (Geesthacht): Der Vorortring Hamburgs ... 562
Naumann, Friedrich (Berlin): Wilhelm Liebknecht ... 183
Nietzsche, Friedrich: Eine Vorrede zur „Geburt der Tragödie" ... 19
Nissen, Momme (Hamburg): Charakterkunst S. 71; Kunst in Altona S. 192; Momentmalerei I ... 860

Obrist, Hermann (München): Ein künstlerischer Kunstunterricht ... 679
Offizier, ein altpreußischer (C. v. W.): Der vierte Reichskanzler und die Armee S. 335; Paradedrill und Paraden ... 825
Oda-Olberg, Lerda (Genua): Die Säuglingssterblichkeit in Deutschland ... 517
Ompteda, Georg Frhr. von (Dresden): Ein Leben ... 417

Patriot, ein: Die deutsche Kolonialpolitik I S. 89, II S. 233; Die Reise des Präsidenten Krüger S. 349; Deutschland und Westindien S. 492; Zur Frage der Zollbegünstigung der deutschen Kolonieen S. 594; Das deutsche Konsularwesen I S, 777, II ... 845
Pauli, Gustav (Bremen): Die Altstadt Bremens und ihre Erhaltung ... 541
Paulus, G. (Nürnberg): Die Schwebebahn ... 759
Paulsen, Friedrich (Berlin): Hochschulpädagogik? ... 303
Peez, Alexander von (Salzburg): Der Kopf des „Lotsen" ... 65
Poppenberg, Felix (Charlottenburg): Neue Hebbelspiegelungen ... 816
Pudor, Heinrich (Leipzig): Warenhäuser-Architektur ... 721

Rein, Wilhelm (Jena): Zu dem Streit: Ethik und Politik ... 730
Richter, Mil (Leipzig): Handelshochschulen ... 546
Rilke, Reiner Maria (Berlin-Schmargendorf): Das Theater des Maeterlinck ... 470
Rosegger, Peter (Krieglach): Im Hochgebirge ... 376

Salus, Hugo (Prag): Gedichte ... 388
Schäfer, Wilhelm (Düsseldorf): Der Selbstmord des François ... 454
Scheerbart, Paul (Breege): Merkwürdige Geschichten ... 489
Schiefler, Gustav (Hamburg): Die Griffelkunst in Hamburg um die Jahrhundertwende S. 172 u. 289; Gedanken bei Böcklins Tode ... 782
Schirmacher, Käthe (Paris): Weshalb eine Mädchen-Reformschule? ... 528
Schmidkunz, Hans (Berlin-Halensee): Baupolizei und öffentliche Kunst ... 629
Schmoller, Gustav (Berlin): Das Wesen der wirtschaftlichen Konkurrenz S. 8, 37, 66 ... 102
Schneegans, Heinrich (Würzburg): Die gegenwärtige Stimmung des Reichslandes ... 267
Scholz, Wilhelm von (Konstanz B.): Gedichte S. 247, Aglavaine und Selysette S. 440, Gedichte ... 790
Schumacher, Fritz (Leipzig): Wirtschaftliche Momente in der modernen Kunstgewerbeströmung ... 411
Seelig, Geert (Hamburg): Die Julirevolution in Hamburg ... 131
Servaes, Franz (Wien): Wienerinnen ... 338

Digitized by Google

Seite

Sitte, Camillo (Wien): Großstadt-Grün I S. 139, II 225
Staden, Hermann von (Hechthausen a. d. O.): Die Stellung der Mission innerhalb der Weltkultur S. 342; Ein Pessimist vor zweitausend Jahren 724
Süddeutscher, ein: Der Reichskanzler und die Kathedersozialisten 473
Sußmann-Ludwig, Anna (Hamburg): Gymnasialklassen für Mädchen 827

Tönnies, Ferdinand (Altona): An den Präsidenten Paul Krüger ut Transvaal S. 303; Zwei Briefe Klaus Groths 800

Volberg, Karl (Rom): Getreidezölle, Liberalismus und äußere Politik 813

Wagner, Adolf (Berlin): Zur Frage von Industriestaat nnd weltwirtschaftlicher Entwickelung I S. 205, II 249
Wertheimer, Paul (Wien): Gedicht 387
Woermann, Karl (Dresden): Drei Seegesänge S. 136; Wasser im Städtebild I S. 509; II 573

Zweybrück, Franz (Wien): Das neugewählte österreichische Abgeordnetenhaus 654

Digitized by Google

B. Behr's Verlag (E. Bock) Berlin W 35.

Kürzlich erschien:

Friedrich Hebbels Briefe

Nachlese in zwei Bänden.

Preis: geheftet Mk. 8.—, gebunden Mk. 10.—
Für Subskribenten auf Hebbels „Werke": Mk. 5.—, bz. Mk. 7.—

Christl. Welt:
„Den Hebbel dieser Briefe muss man lieben."

Tägl. Rundschau:
„Seinen Schwerpunkt findet das zweibändige Werk in den Briefen Hebbels an seine Frau, und ist es nicht zu viel gesagt, wenn man im Hinblick auf diese Briefe des deutschen Dichters die vorliegende Sammlung derjenigen der **Briefe Bismarcks an seine Braut und Gattin gleichschätzt.**

Otto Speckters Katzenbuch

Mit Gedichten von Gustav Falke

50 Pfg.

Erfrischend wirken durch einen künstlerischen Hauch diese einfachen Federzeichnungen Speckters und die Verse Falkes, deren Humor so echt deutsch ist, deren Gedanken Kinder und Große in ihrer Weise verstehen und genießen werden. (Reichsbote).

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Hamerlings Werke.

Volks-Ausgabe in 4 Bänden.

Herausgegeben von
Dr. Rud. M. Rabenlechner.

Mit einem Geleitwort von
Peter Rosegger.

35 Lieferungen à 50 Pfg.

Inhalt: Ahasver in Rom. — Der König von Sion. — Homunkulus. — Amor und Psyche. — Germanenzug. — Danton und Robespierre. — Venus im Exil. — Sinnen und Minnen. — Blätter im Winde. — Aspasia.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Die besten Bücher über
FRIEDRICH NIETZSCHE

Nietzsches Aesthetik *von DR. JUL. ZEITLER brosch. 3 M. geb. 4 M.*

Friedr. Nietzsche, *für den gebildeten Laien geschildert von DR. F. REINER brosch. 2 M.*

Verlag von **Hermann Seemann Nachf.**
Leipzig, Goeschenstr. 1.

Gesetzverlag Schulze & Co.

Das Erbrecht nach dem Bürg. Ges. von Dr. W. Brandis geb. M. 2.—
Das Recht der Ehegatten nach dem Bürg. Ges. von Dr. W. Brandis geb. M. 2.—
Das Vormundschaftsrecht nach dem Bürg. Ges. von Dr. W. Brandis geb. M. 1.20
Das Recht der unehelichen Kinder und der Annahme an Kindesstatt nach dem Bürg. Ges. von Dr. W. Brandis geb. M. —.50.

BERLIN-GR. LICHTERFELDE.

Die Hilfe

National-soziale Wochenschrift

Herausgeber **Friedr. Naumann-Berlin.**

Viertelj. M. 1.50 durch Post u. Buchhandel.

Bei Hamb. Centralagentur (St. Pauli, Thalstr. 67a, 2. H. pt.) M. 1.25 frei Haus.

Digitized by Google

HAMBURG.

Orchester 40 Musiker. ✺ Orchester 40 Musiker.

Théâtre Variété I. Ranges.

Bevorzugter Aufenthalt
des vornehmen
Hamburger Familien-Publikums
und der Fremden.

Spieldauer: September-Mai.

Monatlich wechselndes Programm.

Näheres die Tageszeitungen.

Anfang an Wochentagen 8 Uhr, an Sonn- und Feiertagen 7½ Uhr.

Billet-Vorverkauf bei H. Käse, Alsterarkaden, und im Theaterbureau.

Das Hansa-Theater ist in nächster Nähe sämmtlicher Bahnhöfe gelegen. Ende der Vorstellungen gegen 11 Uhr; den auswärtigen Besuchern ist somit Gelegenheit geboten, noch die Abendzüge zu benutzen.

Digitized by Google

Familienheim für Erholungsbedürftige

Dr. Schwartz, Arzt
Bad Oldesloe i. H.

IN NEUEN FORMEN
entwirft und liefert
Architekt J. Oltmanns
Alterwall 12
Stadt- und Landhäuser
mit vollständiger künstlerischer Ausstattung.
Behagliche Wohnräume.
Einzelne Möbel.

Gustav Falke als Lyriker

Eine Auswahl aus seinen Dichtungen mit einer Einleitung von Dr. M. Spanier.

Geb. 2 Mk. 50 Pf.

Gustav Falke verdient in der That die Aufmerksamkeit aller, die für echte Dichtung ein warmes Herz im Busen tragen. Insofern begrüßen wir die geschickt getroffene Auswahl aus seinen Gedichten, die sich auch durch ihr hübsches Aeußere empfiehlt, mit Freuden.
(Leipziger Zeitung).

. . Zu beziehen durch die Buchhandlungen . .

Gustav Falkes Romane.

Aus dem Durchschnitt (2. Aufl.)
Geb. 3 Mark.
Der Mann im Nebel Geb. 3 Mark.

Schicksale

Novellen von
Wilh. Poeck

INHALT: Junge Leiden. — Felicitas. — Im Schatten. — Knechtsehre.

2 Mark.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Einsamkeit

Die Geschichte eines reinen Thoren
von
Richard Huldschiner.

Mit Umschlagzeichnung von Carl Moser.

2 Mark.

Verlag von Alfred Jansen in Hamburg.
Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Versuche und Ergebnisse

der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg.

Mit Buchschmuck von Valesca Röver-Hamburg.

171 Seiten. Brosch. 2 Mark, geb. 2 Mark 70 Pf.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Digitized by Google

Hamburg-Amerika Linie

Direkter deutscher Post- und Schnelldampferdienst

Hamburg - Newyork

via Southampton und Cherbourg.

Hamburg - Newyork
Hamburg - Frankreich
Hamburg - Belgien
Hamburg - England
Hamburg - Portland
Hamburg - Baltimore
Hamburg - Boston
Hamburg - Philadelphia
Hamburg - Galveston
Hamburg - New-Orleans
Hamburg - Venezuela
Hamburg - Westindien
Hamburg - Mexico
Hamburg - Canada
Hamburg - Ostasien
Hamburg - Nordbrasilien
Genua - La Plata
Stettin - Newyork
Newyork - Mittelmeer
Newyork - Ostasien
Orientfahrten
Nordlandfahrten

ferner mit den Dampfern der Deutschen Ostafrika-Linie
Hamburg - Ostafrika

und mit den Dampfern der Hamburg-Südamerikanischen D.G.
Hamburg - Brasilien
Hamburg - Argentinien
Hamburg - Uruguay

Oceanfahrt circa 6 Tage.

Nähere Auskunft ertheilt die

Hamburg = Amerika Linie

Abtheilung Personenverkehr,
HAMBURG, Dovenfleth 18—21,
sowie deren Vertreter.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Die Verlagsbuchhandlung.
Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Hamburg-Amerika Linie

Direkter deutscher Post- und Schnelldampferdienst

Hamburg - Newyork

via Southampton und Cherbourg.

Hamburg - Newyork
Hamburg - Frankreich
Hamburg - Belgien
Hamburg - England
Hamburg - Portland
Hamburg - Baltimore
Hamburg - Boston
Hamburg - Philadelphia
Hamburg - Galveston
Hamburg - New-Orleans
Hamburg - Venezuela
Hamburg - Westindien
Hamburg - Mexico
Hamburg - Canada
Hamburg - Ostasien
Hamburg - Nordbrasilien
Genua - La Plata
Stettin - Newyork
Newyork - Mittelmeer
Newyork - Ostasien
Orientfahrten
Nordlandfahrten

ferner mit den Dampfern der **Deutschen Ostafrika-Linie**

Hamburg - Ostafrika

und mit den Dampfern der **Hamburg-Südamerikanischen D.-G.**

Hamburg - Brasilien
Hamburg - Argentinien
Hamburg - Uruguay

Oceanfahrt circa 6 Tage.

Nähere Auskunft ertheilt die

Hamburg = Amerika Linie

Abtheilung Personenverkehr,
HAMBURG, Dovenfleth 18—21,
sowie deren Vertreter.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Max Walther in Hamburg.
Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur

erscheint 52 mal im Jahr, am Sonnabend.

Der Abonnementspreis beträgt **Mk. 5.—** für das Vierteljahr, Ausland **Mk. 6.30.**

Einzelne Hefte kosten **50 Pf.**

Die Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements-Bestellungen entgegen.

Adresse der Redaktion: **Hamburg, Kaiser Wilhelmstraße 76** II.

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden im Falle der Ablehnung nur zurückgesandt, wenn das Rückporto mitgeschickt ist.

Es wird gebeten, wegen Besprechung neuer Werke vorher bei der Redaktion anzufragen. Für unverlangt eingesandte Werke wird jede Verantwortung abgelehnt.

Für Unterredungen ist eine vorherige Ansage — Telephon (I. 388) — erwünscht.

Nachdruck der Beiträge ist verboten.

Von den Mitarbeitern des „Lotsen" seien erwähnt

Dr. Th. Achelis-Bremen — Prof. G. Adler-Kiel — Hermann Bahr-Wien — Peter Behrens-Darmstadt — Ed. Bernstein-London — Prof. E. Bethe-Basel — Dr. Albr. Bethe-Straßburg — Prof. Blondel-Paris — Helene Böhlau-München — Prof. Braun-Straßburg — Prof. Brentano-München — Prof. Breysig-Berlin — Dir. Brinckmann-Hamburg — Carl Bulcke-Altona — Dr. H. Bulthaupt-Bremen — H. St. Chamberlain-Wien — Prof. Cohn-Göttingen — Prof. Dessoir-Berlin — Prof. Ehrenberg-Rostock — Dr. H. Embden-Hamburg — Otto Ernst-Hamburg — Dr. E. Ertl-Graz — Gustav Falke-Hamburg — C. Ferdinands-Bonn — Prof. Foerster-Berlin — J. Folnesics-Wien Ilse Frapan-Zürich — Georg Fuchs-Darmstadt — Maximilian Fuhrmann-Altona — Dr. Joh. Gaffken-Hamburg Paul Geisler-Posen — Dr. R. Graul-Leipzig — Leo Greiner-München — Hauptmann Dr. Günther-Bern — Landesrat Hansen-Kiel — Ernst Hardt-Athen — Prof. Hasbach-Kiel — Professor Hensel-Heidelberg — L. von Hofmansthal-Wien — W. Holzamer-Heppenheim — S. v. H.-Frankfurt — Dr. J. Jastrow-Charlottenburg — Max Kalbeck-Wien — Direktor Kautzsch-Leipzig — Wolfgang Kirchbach-Berlin — Prof. Koester-Leipzig — Dir. Kraepelin-Hamburg — Gustav Kühl-Berlin — Lothar von Kunowski-München — Prof. Lamprecht-Leipzig — Prof. Lange-Tübingen — Dr. F. von der Leyen-München — Dir. Lichtwark-Hamburg — Detlev von Liliencron-Altona — Prof. Litzmann-Bonn — Prof. Lotz-München — Prof. Marcks-Leipzig — C. Ferd. Morawe-Darmstadt — Börries Frh. von Münchhausen-Windischleuba — Prof. Münsterberg-Cambridge (U. S. A.) — Pfarrer a. D. Naumann-Berlin — Momme Nissen-Hamburg — Dr. C. Nörrenberg-Kiel — Herm. Obrist-München — Oda Olberg-Genua — G. Frh. von Ompteda-Dresden — Dr. M. Osborn-Berlin — Dr. G. Pauli-Bremen — Prof. Paulsen-Berlin — Dr. G. Pfeffer-Hamburg — Prof. v. Philippovich-Wien — Prof. Platter-Zürich — Dr. F. Poppenberg-Charlottenburg — Prof. W. Rein-Jena — Dr. Mil. Richter-Leipzig — E. Freiin von Richthofen-Karlsruhe — Prof. Rickert-Freiburg — Prof. Riehl-Halle — R. M. Rilke-Schmargendorf — Peter Rosegger-Graz — Dr. Karl Schäfer-Bremen — Wilhelm Schäfer-Düsseldorf — Paul Scheerbart-Breege — Prof. Schmoller-Berlin — Prof. Schneegans-Würzburg — Arthur Schnitzler-Wien — Wilhelm von Scholz-Konstanz — Paul Schultze-Naumburg-Berlin — Dr. G. Seelig-Hamburg — Dr. Arthur Seidl-München — Prof. Sering-Berlin — Franz Servaes-Wien — Camillo Sitte-Wien — Prof. Stein-Bern — Dr. Alex. Tille-Bonn — Prof. Ferd. Tönnies-Altona — Dr. H. Ubell-Graz — Prof. Waentig-Greifswald — Prof. A. Wagner-Berlin — C. von Wartenberg-Berlin — Sidney und Beatrice Webb-London — Dr. M. Wittich-Hamburg — Dr. W. Wittich-Straßburg — Prof. Wölfflin-Berlin — Dir. Woermann-Dresden — Prof. Zitelmann-Bonn.

Einbanddecken für den „Lotsen"

(Halbjahrsband)

sind in Vorbereitung und werden rechtzeitig hergestellt werden. Zum Preise von

Mark 1.—

sind sie durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen. Bestellungen werden baldigst erbeten.

Alfred Jansen
Hamburg, Kaiser Wilhelmstr. 76.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
PROF. HUGO MÜNSTERBERG
OCT. 26, 1927

Digitized by Google

DER LOTSE

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur · Redigiert von Carl Mönckeberg und Dr. S. Heckscher

Kunst und Wissenschaft Volkswirtschaft und Politik

I. Jahrgang 2. März 1901. Heft 22

Die Gefahr vom Westen

I

Etwa zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts wurde in den Neuenglandstaaten ein Gesetz erlassen, kraft dessen jede Ausnutzung der dort vorhandenen mineralischen Reichtümer verboten wurde. Zwar durften die Erze gehoben, aber nur, um als Rohstoff nach dem Mutterlande ausgeführt zu werden, denn nicht die Kolonieen, sondern nur England hatte nach der Ansicht Williams III. und seiner Ratgeber das Vorrecht auf eine Industrie. Wir haben gesehen, wie wenig dieser Versuch Europas, die Urkraft der neuen Welt im Keim zu ersticken, genützt hat. „In hundert Jahren ist Alles vergessen" sagt ein englisches Sprichwort. „In hundert Jahren wird Alles offenbar," könnte man als Pendant hinzufügen.

Hundert Jahre später rächte sich die mit dem Industrieverbot des siebzehnten Jahrhunderts angefangene, in den Theezollmaßregeln Lord North's gipfelnde, verhängnisvolle Politik Englands, und wir finden zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Kolonieen in hellem Aufruhr gegen das Mutterland. Wiederum gehen wir hundert Jahre in der Zeitrechnung weiter, und was zeigt sich unserem Blicke? — Die Rollen sind vertauscht. Die Kolonieen sind schon längst von dem Mutterlande politisch und merkantil unabhängig geworden, das Mutterland dagegen zum großen Teil auf die Rohstoffe und Naturprodukte der einstigen Kolonieen angewiesen, um seine Stellung als Industriestaat zu behaupten. Die einst geknechtete nordamerikanische Eisen-Industrie ist zu der größten der Welt herangewachsen, dazu prädestiniert, einst die gesamte Industrie der alten Welt zu überflügeln. Das ist in kurzen Zügen die Geschichte von dem Titanenkampf zweier Weltteile, eine Geschichte, die für unsere Zukunft eine ernste Mahnung enthält.

Man wird schließlich so gewöhnt daran, denjenigen, der öffentlich die Meinung zu äußern wagt, Amerika werde mit der Zeit die jetzige

Digitized by Google

kommerzielle Rolle Europas übernehmen, als einen ultrapessimistischen Prognostiker, wenn nicht gar einen Sensationsmacher oder Dummkopf hingestellt zu sehen, daß ich mich keinen übertriebenen Hoffnungen hingebe, in den Augen der extremen Optimisten einem anderen Schicksal zu verfallen. Dies um so weniger, da ich mir nicht nur die Prognose eines kommerziellen Umschwunges zu Gunsten Amerikas erlaube, sondern sogar noch weiter gehe, und das zukünftige Amerika als einen gefährlichen Rivalen Europas auch auf kulturellem und wissenschaftlichem Gebiet hinstelle.

Denn wie die griechische die römische Kultur, die römische wiederum die germanische und gallische Kultur befruchtete, so hat Nordamerika von Europa den Samen zu einer großen Kultur empfangen, einen Samen, der vielleicht um so größere und schönere Früchte tragen wird, als sie erst spät zu reifen anfangen. Ich sehe auch nicht ein, weshalb es Harward und Yale unmöglich sein sollte, das für die Welt zu werden, was Pavia, Padua, Bologna, Salamanka und Alcala de Henares einst waren, was Berlin, München und Leipzig, Cambridge und Oxford, Paris, Angers und Lille, was Wien jetzt sind? Nicht, daß ich die Unionstaaten in jeglicher Hinsicht als Vorbild hinstellen möchte, dazu ist die dortige Korruption nur allzu offenbar, der Pensionsschwindel zu oft besprochen, die Negerhetze zu bekannt, die Zahl der bestechlichen Preßorgane zu groß, das Jingotum zu kraß, die schädliche Form des zwar nicht immer verdammungswerten Trustwesens zu ausgeprägt, und der Kapitalistendespotismus zu evident. Europa sollte aber nicht vergessen, daß seine vielbesprochene und oft besungene, jahrhundertealte Kultur kaum vermocht hat, ähnliche Mängel und Fehler fernzuhalten, geschweige denn auszurotten. Ich frage, ob denn die Korruption *nur* den „Parvenus" jenseits des großen „Heringsteiches" in die Schuhe zu schieben ist, und zeugen die Judenverfolgungen von Tolerauz und erhabenem Geist? Ist nicht der Chauvinismus — der Panslawismus — nur Jingoismus unter einem anderen Namen; *ist* denn die europäische Presse unbestechlich; Monaco der „hohen Traditionen" Europas würdig; oder sind die armenischen Niedermetzelungen ein Haar besser als die Lynchjustiz der „modernen Barbaren"? Dazu kommt noch, daß das, was in Amerika „Kinderkrankheiten" sind, aus denen man herauswächst, hier schon chronische Leiden geworden sind.

Gerade wie man in Großbritannien jahrelang die Bedeutung der deutschen Industrie unterschätzte, bis das „Made in Germany" den Briten die Augen öffnete, so wird Nordamerika in Europa seit Langem unterschätzt. Man spricht von einem Parvenu, dem die glorreichen Überlieferungen fehlen, hält es der Union vor, daß sie keine großen Staatsmänner, Strategen, Philosophen, Dichter, Forscher und Künstler zu erzeugen vermochte, und vergißt dabei, daß Namen wie Washington, Franklin, Lincoln, Grant, Lee, Farragut, Sherman, Hamilton, Clay, Monroe, Hawthorne, Peabody, Bancroft, Irving, Blain, Emerson, Longfellow, Cooper, vor Allem aber auch viele Erfindernamen mit Fulton, Morse und Edison an der Spitze, das Sternenbanner mit einem Glorienschein umgeben.

Vergessen wird auch nicht, daß die Amerikaner das Land erst mühselig

Digitized by Google

Acre für Acre kultivieren mußten, ehe sie Zeit und Gelegenheit bekamen, Opfer in dem Tempel der Kunst und Wissenschaft darzubringen, und daß sie zuerst ihre materielle und dann erst ihre intellektuelle Unabhängigkeit von Europa erkämpfen mußten. Aber ganz davon abgesehen, ist nicht eine glorreiche Zukunft vieltausendmal besser, als eine stagnierende Gegenwart, selbst wenn sie auf eine stolze Vergangenheit zurückblicken kann?

Ich bin der Meinung, daß man, um die amerikanische Gefahr zu beurteilen, weder Optimist noch Pessimist zu sein braucht, sondern ganz einfach ein denkender Mensch, ein mit Zahlen rechnender Geschäftsmann. Nicht, daß ich an eine sofortige, Alles mit sich reißende Sündflut amerikanischer Erzeugnisse in Europa glaube. Die Umwälzung wird zwar langsam, aber desto sicherer vor sich gehen, und die Völker Europas thäten gut, wenn sie der Gefahr vom Westen, die für unsere Industrie, Handel und Schifffahrt vielleicht noch schlimmere Folgen als das Loslassen der gelben Horden für unsere Kultur nach sich ziehen würde, rechtzeitig begegneten.

Daß Nordamerika ein Land der Zukunft ist, werden kaum die enragiertesten Amerikaverächter bestreiten können. Etwa um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hatten die damaligen Neuenglandstaaten eine europäische Einwandererbevölkerung von kaum zweimal so viel Einwohnern als das derzeitige Hamburg, oder rund ca. 1500000. 1800 hatten die Freistaaten ca. $5^1/_2$ Millionen, 1850 ca. 23 Millionen, 1878 ca. 38550000, 1880 ca. 50150000, 1890 ca. 62620000, 1897 ca. 74300000 und 1900 ca. 76000000 Einwohner, Zahlen, die jeden Kommentar überflüssig machen, um die enorme Entwickelungsfähigkeit der Vereinigten Staaten darzuthun.

Amerika besitzt als zukünftige Weltmacht auf dem Industriegebiete den größten aller Vorteile, nämlich fast unverwüstliche Läger hochprozentiger Erze in nächster Nähe kolossaler Kohlenfelder erster Qualität und ist das einzige unter den großen Industrieländern der Welt, das sich von der Kalamität des notgedrungenen Erzimports befreien kann, ohne das Geringste an seiner Förderkraft oder Leistungsfähigkeit einzubüßen.

Wie Amerika eine unbestreitbare Suprematie Europa gegenüber an Reichtum der Erzläger beanspruchen kann, so auch mit den Kohlen. Vergleichen wir nämlich die Kohlenlager der alten und der neuen Welt mit einander, so finden wir, daß ganz Europa einen mutmaßlichen Vorrat an Steinkohlen von ca. 498000000000 Tons besitzt, gegenüber einem solchen von ca. 684000000000 Tons in Nordamerika (excl. Canada, Vancouver, Br. Honduras und Alaska) oder rund 186000000000 Tons zu Gunsten der Unionsstaaten. Vergleichen wir wiederum die Kohlenvorräte der Vereinigten Staaten mit denjenigen Großbritanniens und Deutschlands, dann ergiebt sich, daß das erstgenannte Land (excl. des Rocky Mountain Gebiets) ca. 486000000000 Tons mehr als Großbritannien und ca. 572000000000 Tons mehr als Deutschland besitzt und vergleichen wir schließlich das Areal der Kohlenfelder der

Digitized by Google

ersten zwei Länder, so finden wir, daß Kohlen in den Unionsstaaten auf einem Areal von ca. 559000 qkm, in Großbritannien dagegen nur auf einem Areal von 30700 qkm gefunden werden. Das thatsächlich Steinkohlen und Eisenerz bergende Areal in Nordamerika ist aber zweifelsohne größer als man heute beurteilen kann, da die westlichen und nordwestlichen Staaten und Territorien nur oberflächlich untersucht sind. In letzteren wird man aller Wahrscheinlichkeit nach noch größere Läger entdecken, wenn das Land erst dichter bevölkert sein wird und die Zeichen der vorwärtsschreitenden Kultur, Axt und Pflug, weiter vorgedrungen sind.

Daß das junge, von Kraft und Übermut strotzende Amerika dazu bestimmt ist, einst das Zentrum der Welt zu werden, ist, wenn wir die Lehren der Weltgeschichte betrachten, auch nicht so unwahrscheinlich, als es im ersten Augenblick erscheint. Denn wo ist heute die einstige Macht der Assyrer, Phönizier, Meder, Perser, Hellenen, Makedonier und Römer geblieben? Klang die Janitscharenmusik in Homers Ohren, als er die trojanischen Helden besang, träumte Herodot davon, daß Ruriks Väringjar das unbekannte Land voll Schnee und Eis, welches noch nördlicher lag als dasjenige der „Kahlköpfigen", in Besitz nehmen sollte und bei Ladoga die Keime eines Riesenlandes legen würde, das heute die ganze Welt überschattet? Sind nicht die mächtigen Reiche Attilas, Alarichs, Theodorichs und Karls des Großen verschwunden? Wo ist die Macht, der sich Vasco de Gamas und Fernao de Magelhaes Vaterland einst erfreute, und was ist von dem Reiche zurückgeblieben, in welchem die Sonne nie unterging? Oder dachte Cäsar, als er „„De bello Gallico" schrieb, daß Frankreich einst Waterloo und Sedan erleben würde, daß das barbarische Britannien sich zur größten Seemacht und zum ersten Handelsstaat aller Zeiten emporschwingen würde, auf einen Platz, den es in der Zukunft einem ebenso tüchtigen und unternehmungslustigen Volke, dank der dieser Nation im reicheren Maße zur Verfügung stehenden Bodenschätze, überlassen muß?

Weshalb sollte es so ganz unmöglich sein, daß ein Land so reich, so fruchtbar, so herrlich von der Natur ausgestattet, wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika, nicht einst der Mittelpunkt der kommerziellen, politischen und kulturellen Welt wird. Selbst die Monroe-Doctrine genügt dem modernen Republikaner nicht mehr; schon richtet sich der Blick des Adlers über das Meer hinaus, und imperialistische Träume und Ideen durchströmen das Volk, das früher für individuelle Freiheit focht und „Liberty" auf seine Fahne schrieb.

Der mexikanische und hispanische Krieg sind die ersten Etappen auf einer Bahn, die in kommenden Zeiten für die Kolonialmächte Europas ernste Gefahr wird. Vor der Hand wird sich Amerika freilich im Wesentlichen darauf beschränken müssen, ein kommerziell-imperialistisches Reich, nicht ein politisch-imperialistisches zu gründen, und die Mittel dazu besitzt dieses klar in die Zukunft blickende, thatkräftige und unternehmungslustige Volk in seinem unermeßlichen Reichtum an Zerealien und Mineralien.

Digitized by Google

Ich betrachte es durchaus nicht als ausgeschlossen, daß der Schwerpunkt des Welthandels schon im zwanzigsten Jahrhundert von dem jetzigen Zentrum — Europa — nach Westen verschoben wird, falls die großen Industrieländer Europas sich nicht zusammenthun, um der Gefahr gemeinsam die Stirn zu bieten. Es muß den kommenden Geschlechtern überlassen bleiben, den stolzen, fast utopistischen Gedanken an die „Vereinigten Staaten von Europa" zu verwirklichen. Wird der Gedanke aber je zur Wirklichkeit, und soll er bei den Völkern lebendig bleiben, dann kann er es nur durch eine große, gemeinsame Not und Bedrohung werden, und es wird sich wahrscheinlich herausstellen, daß diese Gefahr der kommerzielle Wettbewerb Amerikas sein wird. Ganz Europa zu einem Zollverein umzugestalten oder, wie Sir Rowland Blennerhasset zu fürchten scheint, Deutschland, Frankreich, Belgien und Holland zu einer Zollunion zu vereinigen, wird aber eine so schwierige Aufgabe sein, daß man sie nur als das Resultat der äußersten Notlage denken kann, und bis dahin müssen wir mit den thatsächlichen Zuständen der Gegenwart rechnen.

Fast in jedem Jahrhundert kommt eine Verschiebung des Machtschwerpunkts vor. So konnte Walter Savage Landor in seinem „Imaginary Conversations" dem General Lacy zu Anfang des vorigen Jahrhunderts folgende Äußerung in den Mund legen:

> „Die Größe Englands liegt nicht in Kriegsrüstungen und Eroberungen, sondern darin, daß die englische Industrie überallhin durchdringt . . . Von sämtlichen Nationen der Welt hat England am meisten durch Frankreich gelitten."

Zu Ende des neunzehnten Jahrhunders sagt dagegen der Verfasser des bekannten Buches „Made in Germany":

> „England could not hope for an eternal monopoly of the world's manufactures, and industrial growths abroad do not of necessity sound the knell of her greatness. But she must discriminate in her equanimity. And almost certain she must discriminate against Germany. For Germany has entered into a deliberate and deadly rivalry with her, and is battling with might and main for the extinction of her supremacy".

Wie Herr Williams dazu kommt, den amerikanischen Wettbewerb beinahe vollständig außer acht zu lassen und die deutsche Konkurrenz so hervorzuheben, ist mir unbegreiflich, selbst bei der geradezu phänomenalen Entwickelung der deutschen Industrie während der letzten 30 Jahre. War es doch Amerika, das Großbritannien in der Kohlenförderung zuerst überflügelte, waren es doch die Vereinigten Staaten, die die britische Suprematie auf dem Eisenmarkt der Welt zuerst vernichteten, und wird es doch Großbritannien nur durch die nord- und südamerikanische Getreidezufuhr auf die Dauer möglich, eine Hungersnot von seinen Thoren fernzuhalten.

Was aber in dieser Beziehung jetzt für Großbritannien gilt, das wird später auch für Deutschland gelten, je mehr das deutsche Reich sich von der Landwirtschaft emanzipiert und sich zu einem ausgesprochenen

Digitized by Google

Industriestaat entwickelt. Denn selbst der Überschuß des russischen, rumänischen, bulgarischen etc. Getreidereichtums wird mit der Zeit nicht genügen, um Westeuropa mit Brot zu versorgen, falls die Zufuhr von amerikanischen Zerealien aus irgend einem Grunde aufhören sollte.

Gerade darauf beruht die Kraft Amerikas, darin schlummern die Keime seiner zukünftigen Größe, daß es nicht nur eine gewaltige industrielle Thätigkeit mit eigenen Rohstoffen entwickeln kann, sondern, im Gegensatz zu den übrigen Industrieländern, keinen Getreideimport nötig hat, da es, Mißernten abgerechnet, vor jeder Hungersnot durch die Fruchtbarkeit des Landes und den Besitz ausgedehnter, für agrikulturelle Zwecke ausgezeichnet geeigneter Landesstrecken geschützt wird.

Ende des ersten Stücks

Hamburg Bjarne Aagaard

Sehr offener Brief an den hamburgischen Sittlichkeitspapst

Lieber Herr Pape,

daß Sie in Ihrer Würde als Haupt des „Vereins zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit" gestern in der Goethebund-Versammlung mein Gedicht aus dem „Lotsen" so gut vorgelesen haben, dafür ist Ihnen an Ort und Stelle schon von Dr. Heckscher gedankt worden. Freilich wollten Sie die Verse ja an den Pranger stellen und sie der allgemeinen Verachtung preisgeben, aber wie Sie wohl bemerkt haben, ist Ihnen das mißlungen, und ich möchte Ihnen jetzt erklären, weshalb Sie bei uns mit Ihrer unbändigen Heiligkeit so wenig Glück machen.

Lassen Sie mich mit einem ernstgemeinten Kompliment beginnen: ich halte Sie für das Gegenteil eines Tartüffe. Doch wenn Ihnen auch all die geniale Hinterlist und schurkische Skrupellosigkeit abgeht, die jenen interessant macht, der Kampf gegen Ihresgleichen ist heftiger und leidenschaftlicher, als der gegen eine ganze Armee von Heuchlern. Denn wer als Scheinheiliger uns etwas vorlügt, dem gegenüber befinden wir uns in persönlicher Notwehr, wir verteidigen unsere Interessen mit der draufgängerischen Unbedenklichkeit des Mannes, der keine Lust hat, sich übers Ohr hauen zu lassen. Sie jedoch wollen uns nicht betrügen, wir müssen Sie für einen ehrlichen Idealisten nehmen und Sie als einen überzeugten Mann achten. Dabei verneinen wir Ihre Überzeugung, und da wir mit reinstem Gewissen andersgläubig sind, erscheinen Sie uns in Ihrer Propheteneigenschaft als ein lebendiger Irrtum, als ein Mensch, wie er nicht sein soll, und den unser Gewissen ablehnt, wie es die Zumutung, etwas Widersinniges logisch oder etwas Häßliches schön zu finden, mit Entrüstung von sich weist.

Digitized by Google

Man hat Ihnen vorgeworfen, Sie und Ihre Leute arbeiteten mit einer ganz fehlerhaften Psychologie. Sie behaupten nämlich, jede Erwähnung des Geschlechtlichen, jede Berührung des Sinnlichen reize die Lüsternheit und stachle die Begierde. Nun macht am Ende jeder seine psychologischen Erfahrungen zunächst an sich selbst und an den Leuten, mit denen er sich am besten versteht. Infolgedessen wollen wir Ihre Psychologie nicht sowohl falsch nennen, als viel mehr deutlich betonen: uns mutet sie fremdartig und sehr häßlich an, in unserer Natur und bei unsern Freunden entdecken wir diese beständig aufmuckende und nur durch fortwährende Quarantäne abzuwehrende Lüsternheit gar nicht. Es stehen sich also hier, wie in allen Fällen, wo ernste und ehrliche Leute sittlich so weit auseinander gehen, verschiedene Charaktere gegenüber, denen es fast unmöglich ist, sich gegenseitig zu verstehen, und die einander nach dem Schicksal ihrer Verschiedenartigkeit immerzu Ärgernis geben müssen.

Daß Sie, Herr Pape, in einer nie verstummenden Furcht vor der Anarchie der Sinne, vor der Empörung der mühselig niedergeknechteten Lüsternheit leben, ist Ihre Sache. Wenn Sie aber als ganz philisterbraver, schwungloser, markverleugnender Pedant Bußpredigten halten, kein anderes Temperament als das der Angst bekunden und von dem mitzerrenden, vorwärtsgeißelnden Bilderstürmerpathos Savonarolas niemals auch nur einen Funken ausprühen; wenn Sie, anstatt durch die Poesie der nach fleckenloser Vollkommenheit lechzenden Seele und durch den Riesenstolz eines staubverachtenden, von aller Erdenkleinheit angewiderten, nach Sternen langenden, zu den Göttern drängenden Geistes zu wirken, immer nur über die Verschnapstheit eines Schauspielpapas wimmern und beinahe vor Entsetzen aus den Fugen gehen, weil zwei Theaterfigürchen sich hinter dem gefallenen Vorhang wahrscheinlich illegitim begatten: wie sollen wir Ihnen dann anders antworten, als indem wir mit ästhetischem Schauder seufzen: o wie häßlich, wie häßlich, so viel Dampf, der nur stinkt und qualmt, weil er keine geistige Maschine vorfindet, sie in Bewegung zu setzen und mit ihr Gedanken zu zeugen! wie fatal und geschmacklos: diese titanenhafte Kinderei, diese bacchantische Nüchternheit, diese delirierende Kleinlichkeit, dies in Zungen redende Philisterium!

Mit scheinbarer Logik werden Sie, Herr Justus, Justissimus Pape, mir vielleicht sehr siegesgewiß einwenden: Das sind keine Gründe gegen meine Sache, das ist Feindseligkeit, die vergebens Ausflüchte sucht und sich aufs Beleidigen verlegt, um nicht beweisen zu müssen. Es ist was Wahres daran, Herr Pape: Feindseligkeit besteht zwischen Ihnen und uns. Man liebt Sie nicht, man achtet Sie nur. Man achtet Ihre Don Quixotische Streitbarkeit und verachtet Ihre Einbildung, als könnten Sie irgendwen durch den Zauber einer lockenden Weltanschauung, durch die Unwiderstehlichkeit eines überzeugenden, bewunderungheischenden Wesens zu sich hinüberziehen! Ahnen Sie denn gar nicht, wie viel Künstlertum selbst aus den fanatischsten Priestern der Diesseitsverachtung hervorbrauste, als ihr Geist die bessere Welt erschaute, als ihre Phantasie das Leben wie es sein sollte in so flammenden und blendenden Farben ausmalte, daß daneben die Wirklichkeit, wie sie

Digitized by Google

war, verblassen und zusammenschrumpfen mußte? Das ist Überredung, so sieht Bekehrung aus! Um des Schöneren, Größeren, Heiligeren willen lassen wir achtlos das Schöne, Große und Heilige unsern Händen entgleiten und folgen dem neuen Propheten nach, wie wir gehen und stehen.

Und was geben Sie uns, Herr Pape? Welche Steine sollen wir mit einemmal schlucken, da wir doch gewöhnt sind, Brot und Wein und Fleisch zu verdauen, und von Ihnen gar keine Speisung verlangt haben! Entwerfen Sie vor uns doch gefälligst den Plan einer Welt, wie sie Ihnen gefallen würde! Ich fürchte sehr, etwas Poesieloseres, Muffigeres, Häßlicheres ließe sich garnicht erdenken! Weit würde Ihr Gemälde davon entfernt sein, uns mit der abhärtungsderben, zwar ungebildeten, aber doch wenigstens naiven und harmlosen Tugend der Taciteïschen Germania zu imponieren. Ihr judenverbrennendes und franzosenfressendes Deutschland, Herr Pape, würde das schlimmste Drill- und Folterkloster des Erdbodens sein, voll öffentlicher Enthaltsamkeit, die nur heimliche Gier, voll Selbstverstümmelung statt Selbstbeherrschung — denn Ihre Herrschaft läuft immer aufs Verstümmeln hinaus —, voll niederträchtiger Schamhaftigkeit, die aller Natur das Lüsterne und aller göttlichen Nacktheit das Teuflische und aller klaren gütigen Unbefangenheit das Schamlose andichtete. Ich rede das nicht so hin. Innig geschämt habe ich mich für Sie, Herr Pape, als ich hörte, was Sie alles schamlos nennen. Unleidliches Ärgernis haben Sie mir und Vielen mit der Enthüllung Ihrer Scham gegeben, wie wenn ein Krummer seinen Buckel zur Schau trägt und salbungsvoll prahlt: Dies habe ich vor euch voraus, ihr elend natürlich Gewachsenen!

Lieber Herr Pape, Sie thun mir so leid, weil Sie den Mann schamlos nennen, der mit seiner Mutter oder seiner Schwester oder seiner Tochter in ein Stück wie das „Johannisfeuer" geht. Man vernehme nur Ihre Begründung: es kommt eine Verführung in dem Drama vor und man erlebt darin einen ostpreußischen Gutsbesitzer, der — horribile dictu — Schnaps und Portwein trinkt und tüchtig schimpft, wodurch doch unmöglich der gesellschaftliche Ton veredelt werden könne! Hier verraten sich künstlerische Voraussetzungen, auf deren kolossale Dummheit einzugehen viel zu langweilig wäre. Aber die Hauptsache: für Sie veredelt sich der gesellschaftliche Ton, wenn über viele Dinge überhaupt nicht und wenn mit Mutter und Schwester nur von „Edlem" gesprochen wird. Das ist eine Ifflandische Spießbürgeransicht, Herr Pape, und man sieht daraus, daß Ihnen alles Menschliche fremd ist. Grade das will gelernt sein und ist ein Zeichen der Veredelung, der hoch entwickelten inneren Kultur, daß man sich über alles, auch über das Schmutzigste unterhalten kann, ohne sich zu besudeln, und daß man es sogar mit denen getrost thun kann, die einen am deutlichsten durchschauen und die am leichtesten bemerken würden, ob hinter der scheinbaren Souveränetät nicht doch eine Art frecher Grenzüberschreitung mitspielt, deretwegen man sich vor ihnen wie vor sich selbst schämen würde. Freilich muß jede neue und feinere Fähigkeit erworben werden. Bei gewissen Speisen bekleckert man sich sehr

Digitized by Google

leicht und aus manchen Gläsern ist es schwer zu trinken, ohne etwas zu verschütten. Sie, Herr Pape, verschmähen so gefährliche Speisen, schieben die künstlichen Gläser vorsichtig weit von sich weg, — und bleiben fein sauber. Wir aber wollen keine Kostverächter und Barbaren sein: wir kleckern und verschütten so lange, bis wir, ebenfalls sehr säuberlich, alles was uns gut und schön dünkt, genießen können. Gesegnete Mahlzeit, Herr Pape! Da stehen wir nun nebeneinander, ich so wenig betrunken wie Sie, ich so gesund und gestärkt wie Sie: wer von uns beiden kennt mehr vom Leben, wer dankt ihm besser und freudiger? Wer hat sich weiter erzogen, sein Unterscheidungsvermögen duftiger und zarter ausgebildet, die richtige Schätzung dessen, was die Tafel des Lebens dem Menschen Gutes wie Schlechtes zu bieten vermag, am eigenen Leibe redlicher erfahren? Wer kann Andere mit größerem Rechte warnen und ihnen raten, wem werden sie eher glauben, wen aufrichtiger und vertraulicher lieben?

Sie haben ein Altjungferngemüt, Herr Pape. Nicht bloß verdammen Sie mich, daß ich Gedichte mache, die auf zwölf- bis fünfzehnjährige Knaben und Backfische schädlicher wirken könnten als auf die Erwachsenen, für die sie bestimmt sind: auch Ihre ganze Auffassung des Verhältnisses der Eltern zu ihren Kindern und der Geschwister untereinander rechnet offenbar mit ewig unsicheren, halbreifen Menschen. Reifsein aber ist Alles. Reifsein ist Takt, Grenze und Gleichgewicht; Reifsein ist Herrschaft, Können, Wissen und Verstehen. Den Unreifen kennzeichnet die Frivolität des Riskierens; als Lehrling des Lebens zielt er bald zu hoch und bald zu tief, und erst bei dem deutlichen Effekt eines glücklichen Treffers geht ihm der richtige Gebrauch seiner Waffe auf. Solange er sich noch nicht eingeschossen hat, nimmt man ihn wohlweislich noch nicht für voll, weil er nur Unheil anrichten würde, wenn er sich einbildete, dem Meister zu gleichen. Aber später, Herr Pape? Wollen Sie etwa Ihre gereiften Söhne, die nachgerade alles allein können, immer noch eigenhändig füttern und abhalten? Das wäre mehr lächerlich als imposant. Entäußern Sie sich lieber der väterlichen Scheingewalt, werden Sie der vertraute Freund Ihres Sohnes und lernen Sie von seiner Jugendlichkeit wie er von Ihrer Alterserfahrung! Wahrhaftig, für zwei wissende Männer muß es nichts Genierliches und Trennendes an sich haben, daß der Eine den Andern vor Jahren in einer glücklichen Stunde mit der hoffentlich geliebten Frau gezeugt hat.

Ich argwöhne auch, Sie haben einen Altjungfernbegriff von dem Verhältnis der guten, liebreichen vorurteilslosen Mutter zu ihrem reifen, vernünftigen Sohn. Wo möglich sollen die Beiden den alten Satz „inter faeces et urinam nascimur“ als nicht vorhanden betrachten oder die Schamlosigkeit des Mannes, der ihn ausgesprochen hat, unbegreiflich finden. Um Sie nun, falls Sie so borniert sind, gehörig zu ärgern, will ich ein Gedicht hierher setzen, das ich vor einigen Jahren mal gemacht habe, und das auch meine an Sie und Ihresgleichen gerichtete Absage und Kriegserklärung schließen soll. Ich bemerke aber gleich dabei: aus formellen Gründen, aus poetischen Rücksichten hätte ich diese Verse gern noch für mich behalten, so herzhaft ich ihren Inhalt

Digitized by Google

immer noch unterschreibe. Allein ich weiß ja, von Poesie und Kunst verstehen sie nichts (aber auch gar nichts, Herr Pape), und Sie werden sich, wie beabsichtigt, krampfhaft an den in Prosa übersetzten Thatbestand halten und moralzetern: Da spricht der Sohn mit seiner Mutter von der Zeit, als sie mit ihm schwanger ging! Fühlen Sie sich durch solche Schamlosigkeit im Innersten verletzt, so erwarten Sie von mir bitte kein Pape peccavi! — Also:

Mein Mütterchen, vor manchem Jahr
da solltest du mich gebären;
in all deinem Wesen lebendig war
ein einziges starkes Begehren:
fremd war dir das äußere, fertige Sein,
andächtig lauschtest du in dich hinein —
das Werdende brauchte dich ganz und gar,
dem konntest du, konntest nicht wehren.

Rings klügelnde Gegenwart drängte sich laut
mit feindlich berechnetem Stoße,
stillheilige Zukunft pulste vertraut
gefühlt und empfindend im Schoße:
Du bebtest vor ihrem nahenden Schritt,
nnd was sich da rührte, bewegte dich mit —
durch Rätsel und Wunder die göttliche Braut
erwartetest fromm du das Große.

Gefühl wurde Fleisch, und dein Auge sah
sichs formen an deinen Brüsten;
noch immer war es dir näher als nah,
wenn Körper und Körper sich küßten.
Die Andern bestaunten mit fremdlichem Blick
das ewige, wieder enthüllte Geschick —
die Ahnungslosen: als ob was geschah,
was wirklich geschehen, sie wüßten!

Die Zeit war erfüllt, nun wurdest du leer
und hattest nichts mehr zu geben;
leicht fandest du wieder und schön das schwer
durch dich bereicherte Leben;
erlöst von des Opfertums lastender Pflicht
verstandest du besser das Alltagsgewicht,
ein Mensch unter Menschen — du brauchtest nicht mehr
dich über dich selbst zu erheben.

* * *

Mein liebes Mutting, jetzt klagst du mich an,
ich habe mich von dir gewendet?
Versteh doch — du kannst es — verstehe den Mann,
der ringend die Mutter vollendet!
Entwachsen aus deinem fruchtbaren Grund,
rückführt ihn ein Heimweh zum älteren Bund
wo das All in Einem fühlenden Bann
sich schöpferisch, werdend, verschwendet:

Da scheint ihm der Kreis des Gewöhnlichen kahl,
und er tastet die heimlichsten Ringe:
in der Schritte nüchtern geschiedener Zahl
ahnt leis' er die brückende Schwinge;

Digitized by Google

aus den Wurzeln des Endlichen saugt er den Saft:
da zieht ihn des Rhythmus schwellende Kraft,
die den Sonnen die Welt zu gebären befahl,
durch die zeitlichen Spuren der Dinge.

O habe Geduld, weil verwirrt er das Maß,
für die Schätzung des Tages verloren!
Bis er glücklich der ruhenden Freiheit genas,
hat sich wider ihn alles verschworen.
Noch blendet der Ferne verlockender Glanz,
die greifbaren Formen des schlichten Verstands:
Erst Trennung von dem, was man träumend besaß,
macht gütig entsagende Thoren!

Hamburg, den 21. Februar 1901 Colly

Warenhäuser-Architektur

Von allen Künsten wird der Architektur der Schritt in die neue Zeit am schwersten. Seit Dezennien ringt sie darnach, *den* neuen Stil oder *einen* neuen Stil zu finden, aber es gelingt ihr nicht, und immer wieder verfällt sie in Rekapitulationen und Reproduktionen. Wie passend wäre es nicht gewesen, das Reichstagsgebäude des neuen deutschen Reiches im neuen deutschen Architekturstil zu bauen! Aber dieser Stil war nicht vorhanden, und obwohl man sicherlich besser gethan haben würde, von den vorhandenen Baustilen denjenigen zu wählen, welcher am meisten deutsch ist, griff man zu demjenigen, welcher am wenigsten deutsch ist und schuf einen Bau, der — man mag ihn nun rühmen oder tadeln — seinem Stile nach ebensogut in Brüssel oder Rom stehen könnte, als in Berlin. Und Ähnliches wiederholte sich beim Dombau und wird sich gerade bei derartigen offiziellen Prachtbauten noch oft wiederholen.

Und doch ist es uns schon seit mehr als einem Dezennium klar, woher der neue Architekturstil uns kommen muß: das Wahrzeichen der kommenden Architektur ist der Eiffelturm oder wenn man will, die Maschinenhalle der 1889er Pariser Weltausstellung. Aus der Idee des *Eisen*materials muß der moderne Architekturstil geboren werden. Thatsächlich steckt in unseren eisernen Brückenbauten, Bahnhofshallen, Fabrikgebäuden und Maschinenhallen weit mehr fruchtbare, architektonische Produktion als in jenen aus Nachempfindung, architektonischem Wissen und kunstgeschichtlicher Gelehrsamkeit „gemachten" Steinbauten. Ein Blick auf das neue Reichstagsgebäude ist ein Blick in die *Geschichte* der Architektur. Ein Blick in die große Halle des Anhalter Bahnhofes ist ein Blick in die Architektur der kommenden Zeit. Das Auge eines modern empfindenden Menschen wird sich an der Maschinenhalle des neuen Borsigschen Etablissements in Tegel mehr weiden als am neuen Dom.

Am unfähigsten hat man sich bisher darin gezeigt, die architektonische Stilverbindung zwischen Eisen und Stein zu finden. Wo es sich darum

Digitized by Google

handelte, nur in Eisen zu bauen, wie bei den Brückenbauten und Bahnhofshallen, reüssierte man glänzend. Sobald es sich aber darum handelte, auf dem eisernen Gerippe einen Steinbau zu errichten, war man vollständig ohnmächtig. Denn man hatte sich gewöhnt ans Nachmachen, ans Borgen und Betteln. Alles aber, was man von architektonischen Formen wußte und hatte, paßte auf den Steinbau, nicht auf den Eisenbau. Da nun eines der bedeutungsvollsten Kunstgesetze das ist, aus dem Geiste des Materials heraus zu schaffen, wußte man weder aus noch ein. Gerade die diesjährige Pariser Weltausstellung legt von dieser Unfähigkeit, den Eisenbau mit dem Steinbau zu verbinden, Zeugnis ab. Man verwendete den Stein dazu, das eiserne Gerippe, die eiserne Struktur zu verdecken und suchte den Anschein zu erwecken, als sei das ganze Gebäude aus Stein errichtet. Man hat also offenbar den verkehrten Weg eingeschlagen. Mit einer künstlerischen Lüge wollte man über die Eisenkonstruktion hinwegtäuschen, anstatt gerade darnach zu streben, trotz der steinernen Umkleidung der Eisenkonstruktion zum Siege zu verhelfen. Aber man wußte nicht, wie man Eisen und Stein architektonisch verbinden solle, und um nicht diese künstlerische Ohnmacht zu verraten, griff man zu einer Lüge, pappte das eiserne Gerippe mit Stuck und Gyps zu und baute im Barockstil weiter, in dem man zu Hause war.

Besonders in den großen Geschäftshäusern und Warenhäusern trat dieses Unvermögen, eine architektonische Stilverbindung zwischen Stein und Eisen zu finden, zu Tage. Bei diesen Gebäuden hatte man es im Gegensatz zu den älteren Bauten mit ganz neuen Faktoren zu thun. Man brauchte möglichst viel Licht und möglichst viel Fenster. Das Baumaterial selbst sollte dagegen so wenig Raum als möglich einnehmen. Die Mauerfläche kam damit zum größten Teil in Fortfall. Und da man viele Stockwerke nötig hatte, zu deren Unterstützung man, wenn man in Stein gebaut hätte, Pfeiler, Säulen und Wände von großem Umfang und großer Dichtigkeit gebraucht hätte, stellte man das Gerippe in Eisen her: hierdurch gewann man an Raum und infolge dessen auch an Licht. Nun aber kamen die Schwierigkeiten. Nicht nur, daß das Fundament, in dem die eisernen Stützen ruhten, Stein sein mußte, sondern auch der obere Abschluß des Hauses, ferner Alles, was von Mauerflächen blieb, mußte von Stein sein. Und der Aufbau des ganzen Hauses durch viele Stockwerke hindurch hatte eine außerordentliche einseitige Betonung der Vertikalen zur Folge. Man sehe sich daraufhin z. B. das Wertheimsche Warenhaus in der Leipzigerstraße an. Hier sieht man nur zwei Dinge: Fenster und gewaltige, aufragende Pfeiler — die Vertikale ist nicht nur ganz einseitig und außerordentlich stark betont, sondern es ist auch nichts geschehen, um ihr durch gleichzeitige Betonung der Horizontalen das Gleichgewicht zu halten. Wer dagegen an der Hand der klassischen Baudenkmäler einigermaßen architektonisch fühlen gelernt hat, wird wissen, daß auf das Gleichgewicht der Horizontalen und Vertikalen beim Gebäudestil fast alles ankommt. Im Besonderen haben die Baukünstler der italienischen Renaissancepaläste gerade auf diesen Punkt ihr ganzes Augenmerk gerichtet.

Digitized by Google

Außerordentlich interessant ist in dieser Hinsicht das neue Tietzsche Warenhaus, das von der Leipziger Straße nach der Krausenstraße durchgeht. Der Architekt dieses Baues hat die angeregten Schwierigkeiten offenbar wohl erwogen und er hat versucht, sie zu überwinden, und es ist ihm dies in hervorragender Weise geglückt. Und zwar hat er zur Überwindung dieser Schwierigkeiten zwei verschiedene Wege eingeschlagen. In der Hauptfassade der Leipziger Straße nämlich hat er das eiserne Gerippe mit den stützenden Pfeilern ganz und gar in das Innere des Hauses verlegt; die Stockwerke selbst läßt er über die Pfeiler hinaus sich fortsetzen und gewinnt nun als Fassadenfläche einen einheitlichen großen Rahmen, der lediglich aus Fenstern besteht. Man sieht daher von außen nicht die die Vertikale so stark betonenden stützenden Pfeiler: man sieht nur einen großen Rahmen mit Fenstern. Das erscheint uns als eine außerordentlich glückliche Lösung der schwierigen Frage, über die aufdringlichen eisernen Stützen in ästhetischer Beziehung Herr zu werden; und wir haben es hier nicht wie bei der Verkleidung mit Stein und Gyps, mit einer künstlerischen Lüge zu thun, vielmehr bleibt das eiserne Gerippe als solches auch in stilarchitektonischer Beziehung erhalten, nur daß, wie beim menschlichen Körper die Knochen, so hier das eiserne Gerippe *als Gerippe nach Innen verlegt ist*. — Um aber nicht bloß einen eintönigen Rahmen mit Fenstern als Fassade zu bieten, nahm der Architekt eine Dreiteilung vor: er baute den Eingang zu einem Portalbau großen Stiles aus und verlegte die Fassaden-Rahmen mit den Schaufenstern auf die beiden Seiten des Portalbaues. Und um dem letzteren ein Gegengewicht zu bieten, baute er auch die beiderseitigen Gebäudeecken architektonisch aus, sodaß er zuguterletzt ein einheitlich gegliedertes organisches Ganzes vor sich hatte. Für Ausbau und Schmuck des Portalbaues und der Gebäudeecken wurde die Steinskulptur in verschwenderischer Weise angewendet.

Auf ganz andere Weise verfuhr der Architekt bei der anderen Fassade nach der Krausenstraße zu. Hier ließ er die eisernen Stützen außen, war aber nun bestrebt, gegenüber dieser außerordentlichen Betonung der Vertikalen auch die Horizontale zu betonen, was er erreichte dadurch, daß er die Flächen zwischen den Stockwerken *friesartig* außerordentlich reich mit dekorativen Reliefs schmückte, welche übrigens auch für sich betrachtet als sehr gelungen zu bezeichnen sind. Diese horizontal verlaufenden breiten Friese betonen nun in der That die Horizontale so stark, daß diese der durch die mächtigen, vertikal aufragenden Pfeiler stark betonten Vertikalen das Gleichgewicht hält — wozu noch kommt, daß auch das Dach, indem es stark vorspringt, die Horizontale betont.

Überwunden hat also der Architekt die Schwierigkeiten auch bei dieser Fassade, als er das Gerippe außen anordnete, ähnlich wie in der Natur bei den Crustaceen. Die glücklichere Lösung der Frage scheint uns indessen die bei der Fassade der Leipziger Straße angewendete zu sein. Ja, in der That scheint hiermit die Hauptschwierigkeit der Eisenarchitektur und der architektonischen Verbindung zwischen Stein und Eisen überwunden: *das Eisen kann immer nur als Gerippe angewendet werden*,

Digitized by Google

nicht als Füllung, und deshalb muß die Eisenstruktur nach Innen verlegt werden. Das Eisen ist in der Architektur das, was der Knochen beim menschlichen Körper ist: der Knochen liegt innen und das Fleisch gehört nach Außen. Und gerade bei der bedeutenden Tragkraft des Eisens ist es möglich, das gesamte Gerippe im Innern des Baues anzuordnen. Nur darauf wird man zu sehen haben, daß die Umhüllung nicht über das Gerippe hinwegtäuscht, vielmehr aus der Gerippenstruktur sich gewissermaßen entwickelt.

Leipzig Heinrich Pudor

Ein Pessimist vor zweitausend Jahren

Wie er geheißen und wo und wann er gelebt hat, dessen Schrift unter dem Namen „Koheleth", „Prediger Salomo" in den Kanon des alten Testaments aufgenommen ward, wissen wir nicht. Ein jüdischer Gelehrter ists gewesen, vielleicht um 300 vor Christo, ein Mann, reich an Welt- und Menschenkenntnis, von gereifter Lebenserfahrung, dem nichts Menschliches fremd ist, ein Mann ohne Vorurteile, von nüchternem, praktischem Sinne, ein Gelehrter, dem es nicht darum zu thun ist, gelehrt zu sein, sondern die Wahrheit zu suchen, ein Schriftsteller, der nicht schreibt, weil er einmal zur Zunft der Schriftsteller gehört, sondern weil er ein warmes Herz hat und seinen Mitmenschen mit gutem Rat dienen will. Denn das Problem, das er behandelt, ist das Problem aller Menschen, das der Philosoph durch abstraktes Denken zu lösen, der Philister in dunklem Drange zu ertasten sucht, das Rätsel des Lebens, die Frage nach dem Glück, nach dem wahren Gut. Die ganze Bibel beschäftigt sich im Grunde genommen mit dieser Frage, aber besonders scharf ist im alten Testament das Problem herausgehoben in den drei Schriften Hiob, Prediger und Weisheit Salomonis. Das Buch Hiob, dessen Einleitung Goethe für seinen Faust verwendete, hält dafür, daß der Mensch kein Recht habe, sich über sein Schicksal zu beklagen: „Ich will dich fragen, antworte mir: wo warst du, da ich die Erde gründete? Sage mir's, wenn du so klug bist!" Und wenn wir den Leiden des Lebens überhaupt einen Zweck beimessen wollen, so ist es der, daß wir durch ihre Überwindung geläutert und bewährt werden. Hundert Jahre später, etwa 200 vor Christo, greift der gleichfalls unbekannte Verfasser der Weisheit Salomonis das Problem an und löst es durch den tröstenden Hinweis auf das Jenseits. Die Ewigkeit wird für alle Mängel des Diesseits reichlich entschädigen. Hier haben wir also eine positive Antwort auf die große Frage, im Gegensatze zum Buche Hiob, das auf eine definitive Antwort verzichtet und die Lösung Gott überläßt.

Zwischen beiden nimmt der Prediger die Mitte ein. Er ist mit Hiob der Meinung, daß eine ausreichende Erklärung des Lebensrätsels nicht zu finden sei, aber er will doch, dem Bedürfnisse seiner von des Gedankens Bläße angekränkelten Zeit Rechnung tragend, eine praktische, relativ befriedigende Antwort geben und zeigen, in wie fern das Glück thatsächlich zu erreichen sei.

Dabei sind seine Voraussetzungen durchaus pessimistisch. Wir haben schon erwähnt, daß der Prediger ein nüchterner, wahrheitsuchender Mann ist. Er nimmt kein Blatt vor den Mund, sondern nennt die Dinge beim rechten Namen und zeigt uns Welt und Menschen in ihrer ganzen Eitelkeit und Nichtigkeit. Er will uns zu einer soliden Weltanschauung verhelfen, zu einer Weltanschauung, die standhält, die nicht auf Illusionen erbaut ist. Darum räumt er zuvor mit den Illusionen gründlich auf, und wenn die Optimisten behaupten, es gelte von der Welt noch heute das Wort: „und Gott sahe an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut," so beweist der Prediger das Gegenteil: es ist alles eitel, und alles, was die Welt bietet, hilft uns im Grunde nichts.

Digitized by Google

Vanitas, vanitatum vanitas! Das ist das Leitmotiv seiner Ausführungen, das immer wieder durchklingt, und mit bittersüßen Empfindungen müssen wir einräumen, daß seine Auffassung zutrifft. „O Eitelkeit der Eitelkeiten! Was hat der Mensch für Vorteil von aller seiner Mühe, die er hat unter der Sonne? Ein Geschlecht vergeht, das andere kommt, die Erde aber bleibt ewiglich. Die Sonne geht auf und geht unter und läuft an ihren Ort, daß sie daselbst wieder aufgehe. Der Wind geht gegen Süden und kommt herum nach Norden und wieder herum an den Ort, da er anfing. Alle Wasser laufen ins Meer, und doch wird das Meer nicht voller; wo sie herkommen, da fließen sie wieder hin." Dieser ermüdende Kreislauf der Natur wiederholt sich mit der gleichen Wirkung im Menschenleben. „Es ist alles Thun so voll Mühe, daß niemand es ausreden kann. Das Auge sieht sich nimmer satt und das Ohr hört sich nimmer satt. Was ist es, das geschehen ist? Eben das hernach geschehen wird; es geschieht nichts Neues unter der Sonne. Geschieht auch etwas, davon man sagen möchte: siehe, das ist neu? Denn es ist zuvor auch geschehen in vorigen Zeiten, die vor uns gewesen sind." Der deprimierenden Wirkung dieser Erkenntnis kann sich auch der weise Salomo, der hier redend eingeführt wird, nicht entziehen. „Ich war König über Israel und begab mein Herz zu suchen und zu forschen weislich alles, was man unter dem Himmel thut. Solche unselige Mühe hat Gott den Menschenkindern gegeben, daß sie sich darin quälen müssen. Ich sahe an alles Thun unter der Sonne, und siehe, es war alles eitel und windiges Streben. Krumm kann nicht gerade werden, und nichts ist ohne Fehler. Ich habe mehr Weisheit, denn alle, die vor mir zu Jerusalem gewesen sind, und mein Herz hat viel gelernt und erfahren; ich strebte darnach, Weisheit zu lernen, ich ward aber gewahr, daß solches auch eitle Mühe ist. Denn wo viel Weisheit ist, da ist viel Grämens, und wer viel lernrn will, der muß viel leiden."

Man könnte nun den Versuch machen, diesen Weltschmerz im Strome der Sinnenlust zu ertränken oder durch das Geräusch der Arbeit zu übertäuben. Beides hat Salomo versucht, beides ohne Erfolg. „Ich sprach in meinem Herzen: wohlan, ich will wohl leben uud gute Tage haben; aber siehe, das war auch eitel. Ich gedachte in meinem Herzen, mein Fleisch mit Wein zu beleben in vernünftiger Weise. Ich hatte Knechte und Mägde, sammelte mir Silber und Gold, schaffte mir Sänger und Sängerinnen und Wollust der Menschen, aber alles mit Weisheit; was meine Augen wünschten, das ließ ich ihnen und wehrte meinem Herzen keine Freude. Ich that große Dinge, baute Häuser, pflanzte Weinberge und große Gärten, machte Teiche, zu wässern den Wald der Bäume." Aber auch diese nützlichen Werke, in denen Faust im Dienste des Kaisers Vergessenheit sucht, befriedigen Salomo nicht. „Da ich aber ansah alle meine Werke, die meine Hand gethan hatte, und Mühe, die ich gehabt hatte, siehe, da war es alles eitel und unnützes Streben und brachte mir keinen Vorteil. Und mich verdroß alle meine Arbeit, die ich unter der Sonne hatte, daß ich dieselbe einem Menschen lassen müßte, der nach mir sein sollte. Denn wer weiß, ob er weise oder toll sein wird? und soll doch herrschen in aller meiner Arbeit, die ich weislich gethan habe; das ist auch eitel." Dazu kommt, daß niemand das Gelingen seines Werkes in der Hand hat. „Man arbeite, wie man will, so kann man nicht mehr ausrichten." Alles hat seine ihm zugemessene Zeit und Dauer, Geborenwerden und Sterben, Pflanzen und Ausrotten, Bauen und Brechen, Weinen und Lachen, Suchen und Verlieren, Lieben und Hassen. „Was Gott thut, das besteht immer; man kann nichts dazu thun, noch abthun"; aber alles Vornehmen der Menschen hat seine Zeit, darin haben sie vor dem Vieh nichts voraus. „Denn es gehet dem Menschen wie dem Vieh; wie dies stirbt, so stirbt er auch; und haben alle einerlei Odem; und der Mensch hat nichts mehr als das Vieh; denn es ist alles eitel." Die Perspektive aller menschlichen Lebensmühe schließt mit dem Tode ab, und so jammervoll und trostlos ist diese Aussicht, daß der Prediger bitter hinzusetzt: „es fährt alles an einen Ort, es ist alles von Staub gemacht und wird wieder zu Staub" und die ironische Frage aufwirft: „wer weiß, ob der Geist des Menschen aufwärts fahre, und der Odem des Viehes unterwärts unter die Erde?" So führt die Betrachtung der Welt und des Menschenlebens, die

Digitized by Google

Erkenntnis, daß alles eitel ist, daß alles Streben keinen wahren Vorteil bringt, ja, daß nicht einmal von wirklichem Fortschritt die Rede sein kann, weil doch alles schon dagewesen sei, schließlich und unvermeidlich zur Skepsis. Daß aber ein frommer Schriftgelehrter des alten Bundes diese Erkenntnis frei herausſagt, und sein Buch dennoch in den Kanon der heiligen Bücher aufgenommen ward, ist eben so sehr ein Beweis für die Vorurteilslosigkeit und Wahrheitsliebe der Bibel, wie es — zur Beruhigung aller um ihren Glauben besorgten Gemüter — die Thatsache bestätigt, daß die Voraussetzungen alles wahrheitsuchenden menschlichen Denkens dieselben sind, wie die der geoffenbarten Religion. Angesichts der pessimistisch-skeptischen Zugeständnisse des Predigers wird alle wissenschaftliche Polemik gegen die Voraussetzungen der Bibel gegenstandslos, und wenn noch in unserer Zeit Vertreter der Naturwissenschaft sich die Mühe nehmen, die Schöpfungsgeschichte im 1. Buche Mosis zu bekämpfen, so ist ihnen eben der eminent freisinnige Standpunkt der Bibel unbekannt geblieben.

Bei der Betrachtung der physischen Übel des Lebens bleibt der Prediger jedoch nicht stehen. Schmerzlicher sind die Zweifel an einer sittlichen Weltordnung. Der Prediger kennt auch diese Zweifel und verschweigt sie nicht, sondern deckt sie rücksichtslos auf. „Ich wandte mich und sahe Alle, die Unrecht leiden unter der Sonne, und siehe, da waren Thränen derer, so Unrecht litten, und hatten keinen Tröster; und die ihnen Unrecht thaten, waren zu mächtig, so daß sie keinen Tröster haben konnten." Der Prediger hat dem Bösen, d. h. dem sittlichen Übel, seinen Ursachen und seinen Folgen, seinen Wirkungen auf das Wohl und Wehe der Menschen eifrig nachgespürt, aber seine Beobachtungen haben ihn völlig unbefriedigt gelassen. Es ist eben alles eitel auf der Welt; auch der Glaube an das Walten einer Gerechtigkeit wird durch die Erfahrung der Thatsachen des Lebens nicht bestätigt. Die Wirklichkeit lehrt vielmehr das Gegenteil. „Da ist ein Gerechter und geht unter in seiner Gerechtigkeit; und da ist ein Gottloser und lebt lange in seiner Bosheit. Es sind Gerechte, denen gehet es, als hätten sie Werke der Gottlosen, und es sind Gottlose, denen gehet es, als hätten sie Werke der Gerechten. Weil nicht bald geschieht ein Urteil über die bösen Werke, so wird das Herz der Menschen voll, Böses zu thun." Denn das ist das Schlimmste unter der Sonne, dessen Ungereimtheit kein Optimist hinwegdisputieren kann, daß es „Einem geht wie dem Andern; daher auch das Herz des Menschen voll Arges wird: weil sie leben und darnach müssen sie sterben, und ein lebendiger Hund ist besser als ein toter Löwe."

So stellt sich denn alles als eitel dar, Welt und Menschenleben, Genuß und Arbeit, Streben nach Erkenntnis und Streben nach Gerechtigkeit. Nichts bringt uns weiter, nichts bringt wahren, bleibenden Vorteil, das Leben ist zwecklos und sinnlos. Das ist das trostlose Resultat einer nüchternen Betrachtung und objektiver Bewertung der Dinge. Die Empfindungen aber, die den Prediger darob beschleichen, hat er treffender, als ein Schopenhauer es vermocht hätte, in die ergreifenden Worte hineingelegt: „Da lobte ich die Toten, die schon gestorben waren, mehr, denn die Lebendigen, die noch das Leben hatten; und der noch nicht ist, ist besser daran als alle beide."

Wir haben den Prediger einen Pessimisten genannt, und mit Recht. Denn wie er die Dinge auch betrachtet, immer bleibt sein Blick zuletzt auf den Schattenseiten haften, und keine Illusion hält vor seinem Auge stand. Keins der physischen und moralischen Übel wird geleugnet oder beschönigt, sondern rund herausgesagt, was jeder Tieferblickende, sich selbst gegenüber aufrichtige Mensch zugesteht: Alles ist eitel, vanitatum vanitas! Dennoch führt diese Erkenntnis den Prediger nicht zu solchen Konsequenzen, wie wir sie bei einem Pessimisten unter den Philosophen finden. Dem modernen Philosophen gilt die absolute Verzweiflung als das einzig berechtigte Prinzip des sittlichen Handelns. Der Prediger ist kein moderner Philosoph, und seine Herkunft aus dem Judentum giebt ihm Hilfsmittel an die Hand, von denen das reine Denken keinen Gebrauch macht und keinen Gebrauch machen darf; der Prediger aber würde Unrecht thun, wenn er sie seinen Lesern vorenthielte; dienen sie doch ihm selbst als Wegweiser aus dem Irrsal. Welches ist der Ausweg, den er uns zeigt? wie löst er die unlösbaren Widersprüche des Daseins?

Digitized by Google

Nicht durch den Hinweis auf das Jenseits. Nicht die Hoffnung jenseitigen Lebens, da das Stückwerk menschlichen Wissens ergänzt, die Mängel des Lebens abgestellt, Recht und Unrecht ausgeglichen werden, wird uns als Trost für die Eitelkeit des Diesseits geboten. Die Lehre vom Jenseits, von Himmel und Hölle, war damals noch kein allgemein anerkannter Bestandteil des jüdischen Glaubens. Zwar der Prediger ist für seine Person überzeugt, daß „es wohl gehen wird denen, die Gott fürchten," auch, daß „Gott wird alles vor Gericht bringen, das verborgen ist, es sei gut oder böse," aber diese Gedanken werden nur gelegentlich ausgesprochen; ausschlaggebend sind sie nicht. Wurden sie doch noch zur Zeit Christi von den Sadduzäern bestritten. — Wenn aber das Jenseits zur Lösung des großen Rätsels nicht herangezogen wird, so muß das Diesseits die Lösung bringen. Hic Rhodus, hic salta! Damals wird es, wie heute, Leute gegeben haben, die über dem Jenseits vergaßen, ihren Glauben im Diesseits zu bethätigen. Allerdings würden auch unsere Philosophen vor dem Prediger keine Gnade gefunden haben. „Büchermachens ist kein Ende, und viel Studieren macht den Leib müde." Das Grübeln führt nicht zum Ziele, denn die Praxis des Lebens hält mit der Theorie des Denkens nicht Schritt, wie Schopenhauers Hund beweist. — Aber ebensowenig wie durch Reflexion kann der Mensch durch gewisses Verhalten den Frieden gewinnen. „Zum Laufen hilft nicht schnell sein, zum Streit hilft nicht stark sein, zum Reichtum hilft nicht klug sein; sondern alles liegt an der Zeit und am Glück. Auch weiß der Mensch seine Zeit nicht, sondern wie Fische gefangen werden mit einem schädlichen Hamen, so werden auch die Menschen berückt zur bösen Zeit." Auch das moralische — oder unmoralische — Verhalten des Menschen ändert an seiner Lage nichts. „Sei nicht allzu gerecht und nicht allzu weise, daß du dich nicht verderbest. Sei nicht allzu gottlos, und narre nicht, daß du nicht sterbest zur Unzeit." — Nicht allzu gerecht und nicht allzu gottlos: will der Prediger ein Kompromiß zwischen gut und böse empfehlen? Nein. Wir haben hier im Gegenteil einen Anklang an den Grundton neutestamentlicher Sittlichkeit, wie die folgenden Worte beweisen: „Denn es ist kein Mensch auf Erden, der Gutes thue und nicht sündige." Es ist dem Menschen gar nicht möglich, eine vollkommene Gerechtigkeit darzustellen. Darum sei nicht allzu gerecht, d. h. versuche nicht, auf dein gerechtes Verhalten deinen Frieden zu gründen, „daß du dich nicht verderbest" — nebenbei bemerkt die Klippe, an der Friedrich Nietzsches Glaubensschiff gescheitert ist.

Was das Gerechtigkeitsstreben nicht vermag, bringt der Frevel natürlich erst recht nicht zuwege. Deshalb warnt der Prediger vor Frevel und Irrtum und teilt eine Menge sittlicher Ermahnungen aus, die teilweise höchst originell sind und von dem praktischen Sinne ihres Urhebers Zeugnis geben. Mit dem Geschick zu hadern hat keinen Wert: „Sprich nicht: was ist es, daß die vorigen Tage besser waren denn diese? denn du fragest solches nicht weislich. Siehe an die Werke Gottes; denn wer kann das gerade machen, was er krümmt? Am guten Tage sei guter Dinge, und den bösen Tag nimm auch für gut." Ebenso ist den Angriffen der Menschen gegenüber stoische Gelassenheit das beste Schutzmittel „Wenn eines Gewaltigen Trotz wider deinen Willen fortgehet, so laß dich nicht entrüsten; denn Nachlassen stillet großes Unglück." — „Nimm auch nicht zu Herzen alles, was man sagt, daß du nicht hören müssest deinen Knecht dir fluchen. Denn dein Herz weiß, daß du Andern auch oftmals geflucht hast." Überhaupt soll man sich aus den Menschen nicht allzu viel machen, ihren Einfluß auf unser Glück nicht überschätzen; sie sind ja alle Egoisten und denken nicht daran, uns zu helfen. Der Prediger hat nach solchen gesucht, die ihm bei seinem Streben förderlich sein könnten; das Resultat ist: „unter tausend habe ich einen Mann gefunden, aber kein Weib habe ich unter den allen gefunden." In der Geringschätzung des Weibes begegnet sich der Prediger mit Nietzsche und Schopenhauer; doch dient ihm zur Entschuldigung, daß damals das Wort „hier ist nicht Mann noch Weib" noch nicht gesprochen war. — Auch vor politischen Sünden warnt er: „Fluche dem Könige nicht in deinem Herzen, und fluche dem Reichen nicht in deiner Schlafkammer; denn die Vögel des Himmels führen die Stimme, und die Fittiche haben, sagen es nach" — ein beherzigenswertes Wort auch für unsere Zeit, die sich so gern über Reichtum und Cäsarenwahnsinn entrüstet. Denn

Digitized by Google

den Reichen verurteilen, weil er reich ist, ist unlogisch, noch unlogischer, jemand aus seinem Wahnsinn einen Vorwurf machen. Die Exzesse eines Trinkers entschuldigt man mit seinem Laster, das als Krankheit durchgeht. Aber den Adlerflug des Mannes zu erklären, den die Geschichte trotz aller seiner Mängel dereinst den Großen nennen wird, holt der Neid der Gasse und Bierbank den Wahnsinn herbei und — schmiedet aus Wahnsinn einen Vorwurf! O Schwachheit, dein Name ist deutsch! Aber „die Vögel des Himmels sagen es nach" und Franzosen und Engländer lachen uns aus.

So läßt sich also die Eitelkeit des Daseins weder leugnen noch bannen. Es bleibt nichts übrig, als sie gelassen zu ertragen und den Standpunkt der Resignation einzunehmen. Das ist denn auch des Predigers Rat. Es ist nicht zu verkennen, daß sein Standpunkt sich in mancher Hinsicht der Philosophie der Griechen nähert. Man hat ihn von den Stoikern und Epikureern abhängig machen wollen, und manche Sätze deuten allerdings darauf hin. Auch das heraklitische *πάντα ῥεῖ* scheint in dem „nichts Neues unter der Sonne" wiederzukehren. Aber der Zusammenhang zwischen dem Prediger und den Griechen ist nicht nachgewiesen. Am ersten könnte man noch an Epikur denken, wenn der Prediger z. B. sagt: „Gehe hin und iß dein Brod mit Freuden, trink deinen Wein mit gutem Mut; brauche des Lebens mit deinem Weibe, das du lieb hast, solange du das eitle Leben hast, das dir Gott unter der Sonne gegeben hat." Ähnliches hat auch Epikur gesagt; aber die sittliche Motivierung dieses Ratschlages ist bei beiden grundverschieden. Nach Epikur wird die schmerzlose Ruhe des Gemüts, nach der zu streben „Tugend" ist, durch religiöse Gedanken gestört, weshalb solche Gedanken zu verwerfen sind. Nach des Predigers Ansicht aber ist jene Resignation unzertrennlich verbunden mit der Gottesfurcht. Nicht daß die Gottesfurcht die Ursache ist (cf. „sei nicht allzu gerecht") — die Ursache von Glück und Unglück entzieht sich überhaupt unserer Kenntnis; die Gottesfurcht ist nötig, weil sie geboten ist; nach dem warum? haben wir auch hier nicht zu fragen. „Laßt uns die Hauptsumma aller Lehre hören: fürchte Gott, und halte seine Gebote; das ist der ganze Mensch," d. h. das ist es, wozu er bestimmt ist, nicht das Ideal, aber das erreichbare sittliche Gut. Im Besitze dieses sittlichen Gutes kann der Mensch mit Resignation des Lebens Eitelkeit auf sich nehmen, die Leiden ertragen, die Freuden genießen und seine Arbeit thun. „Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend, und laß dein Herz guter Dinge sein. Thue, was dein Herz gelüstet, und deinen Augen gefällt, und wisse, daß dich Gott um dies alles wird vor Gericht führen. Laß die Traurigkeit aus deinem Herzen und thue das Böse von deinem Leibe; denn Kindheit und Jugend sind eitel." „Alles, was dir vorhanden kommt zu thun, das thue frisch; denn in der Hölle, da du hinfährst (Hölle = Totenreich, nicht = Verdammnis), ist weder Werk, noch Kunst, noch Vernunft, noch Weisheit." Man vergleiche übrigens hiermit das Wort Christi: „ich muß wirken, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann." Auch der Prediger ermahnt, Nützliches zu schaffen und Wohlthaten auszuteilen: „Laß dein Brot übers Wasser fahren, so wirst du es finden auf lange Zeit. Laß teilnehmen sieben oder acht, wenn die Wolken voll sind, so geben sie Regen auf Erden; aber wenn der Baum fällt, er falle nach Süden oder Norden, auf welchen Ort er fällt, da wird er liegen. Frühe säe deinen Samen, und laß deine Hand des Abends nicht ab; denn du weißt nicht, ob dies oder das geraten wird; und wenn beides geriete, so wäre es desto besser."

Wir haben hier das horazische carpe diem, das „freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht" intellektuell, sittlich und religiös begründet und vertieft. Eigenartig, dem orientalischen Geschmack entsprechend, ist die poetische Schilderung der Tage, von denen wir sagen: sie gefallen uns nicht, d. h. der Tage des Alters, „wenn Sonne und Mond und Sterne finster werden und nach dem Regen wieder Wolken kommen", d. h. die Stimmung andauernd trübe ist, „wenn die Hüter des Hauses (die Arme) zittern, wenn die Starken (die Beine) sich krümmen, wenn die Müllerinnen müßig stehen (Müllerinnen = Zähne, weiblich gedacht, weil im Orient die Handmühlen von den Mägden bedient werden), wenn finster werden (die Augen), die durch die Fenster (Lider und Wimpern) schauen; wenn der silberne Strick wegkommt und das goldene Gefäß zerschmettert wird, wenn der Eimer zer-

Digitized by Google

bricht über dem Brunnen und das Schöpfrad zerbricht" — das Atemholen wird mit einem Ziehbrunnen verglichen; wenn Kette, Rad und Eimer zerbrochen sind, so ist der Brunnen unbrauchbar; so hört beim Menschen mit dem Atemholen das Leben auf.

Das ist in kurzen Zügen der Gedankengang des Predigers. Er schrieb ihn nieder zur Zeit Alexanders des Großen, zu einer Zeit, als das römische Weltreich und die lateinische Litteratur noch unbekannte Dinge waren, schrieb für ein orientalisches Volk, dessen Denkweise, Empfindungen und Neigungen dem modernen deutschen Wesen ebenso fern standen wie das Seelenleben des heutigen Bewohners von Damaskus. Aber was der Prediger schreibt, fesselt auch uns. Es ist das allgemein Menschliche und darum jedem Verständliche, um das seine Ausführungen sich bewegen; das Problem, das mit uns geboren wird, um uns lebenslang zur Seite zu gehen, das immerfort, bald spielend, bald ernst, bald schmeichelnd, bald drohend unsere Blicke auf sich zieht und kategorisch verlangt, gelöst zu werden, das Problem, das den Menschen über die ganze übrige Natur hinaushebt. Weder der Prediger, noch sonst ein Weiser der Weltgeschichte hat es gelöst, auch Haeckel nicht. Es wird stets Rätsel bleiben, ohne daß die Lösungsversuche darum aufhören; und selbst wenn die Nachkommen der Anthropoiden von heute nach Äonen zu Menschen sich entwickeln und zum Bewußtsein erwachen würden, jene Sphinx würde auch ihr Leben zugleich versüßen und verbittern. Das Welträtsel übt in unsern Tagen eine größere Anziehungskraft aus denn je zuvor. Die Resultate und Hypothesen der Naturforschung werden jedem des Lesens Kundigen auf dem Präsentierbrett angeboten, reizen die Denkarbeit und locken das Urteil hervor. Aber dabei verliert sich das Auge nur zu leicht in die unendlichen Fernen des Raumes und der Zeit. Leoniden und Jupitermonde, Ichthyosaurus und Eiszeit beschäftigen den modernen Menschen angelegentlicher als das eigene Herz mit seiner Ebbe und Flut. Das Studium des Mikrokosmos wird vernachlässigt, die Einkehr beim eigenen Ich unterbleibt. Und doch giebts ohne Einkehr kein wahrhaft erfolgreiches Wirken nach außen, und aller Welterkenntnis realer Wert bestimmt sich nach dem Gewinne, den sie der Selbsterkenntnis einträgt. Wir stehen nicht außerhalb der Welt, sondern mitten darin und bilden ein Stück von ihr, und das Klopfen unseres Herzens mahnt uns, der Frage nachzudenken: woher kam ich? wohin eile ich? weshalb ward ich geboren? weshalb muß ich sterben? weshalb muß ich lebend immerfort denken, bald an die große Welt da draußen, bald an die kleine Welt in meiner Brust? Wo ist der feste Punkt, von dem aus meine Seele das Ganze ermesse und liebend umspanne, mir selbst und meinen Mitgeschöpfen zum Frieden?

Hat der Prediger uns das Rätsel gelöst in dem Sinne, daß er uns eine relativ befriedigende Antwort gab? Können wir uns mit der Lösung „fürchte Gott und halte seine Gebote" der wunschlosen Resignation überlassen? Nein. Der gesetzesfromme Jude des Altertums mag es vermocht haben, wir Menschen von heute können es nicht. Wir sind zu „emanzipiert", zu frei, ein geschriebenes Gesetz, dessen buchstäbliche Befolgung uns das vollkommene innere Gleichgewicht garantieren könnte, existiert für uns nicht. Man mag das loben oder bedauern, an der Thatsache ist nichts zu ändern. Darum kann uns des Predigers Rat nicht genügen. Aber er weist uns die Richtung, in der wir die Antwort zu suchen haben. Sie liegt auf dem Gebiete des Willens, auf sittlichem Gebiete. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich, auch schon auf Erden. Und giebt es für uns kein geschriebenes Gesetz, so giebt es doch ein ungeschriebenes. Dasselbe wollen, was die unfaßbare Macht will, die das Universum vor dem Chaos bewahrt, die von den Frommen Gott genannt wird: das ist der Friede. Zu erfahren aber, was dieser Macht Absichten mit uns sind, das ist unserm Denken versagt, das faßt nur der Glaube, und zwar der Glaube, der in Gott nicht den Gesetzgeber des jüdischen Volkes, sondern den Vater aller Menschen sieht. Diesen Glauben hatte Matthias Claudius, der Mann mit dem nüchternen Verstande und dem warmen Herzen. Auch seine Menschen- und Welterkenntnis ist durchaus pessimistisch:

„Wir stolze Menschenkinder
sind eitel arme Sünder
und wissen gar nicht viel."

Digitized by Google

Wir spinnen Luftgespinnste
und suchen viele Künste
und kommen weiter von dem Ziel."

Dennoch weiß jeder, daß der Wandsbeker Bote einer der glücklichsten und fröhlichsten Menschen war. Wie er diesen Widerspruch ausglich, wie er das objektiv unlösbare Rätsel des Lebens subjektiv dennoch löste, zeigen die Worte:

„Gott, laß uns dein Heil schauen,
auf nichts Vergänglichs trauen,
nicht Eitelkeit uns freun;
laß uns einfältig werden
und vor dir hier auf Erden
wie Kinder fromm und fröhlich sein."

„Wie Kinder" — darin liegt der Schlüssel des Geheimnisses. Den konnte der Prediger allerdings nicht darbieten; denn er kannte ihn selber nicht.

Hechthausen a. d. O. Pastor H. von Staden

Zu dem Streit: Ethik und Politik

Eine gespaltene Glocke giebt einen schlechten Klang. Ihr gleicht das Menschenleben. Es sucht nach der Einheit des Weltgrundes und will die Einheitlichkeit des Daseins, aber es findet beides nicht. Es findet höchstens eine Formel mit dem Postulat: Beruhigt euch dabei! Hinter der Formel aber lauert der Zwiespalt, bereit, jeden Augenblick hervorzubrechen, den Kampf der zwei Seelen in unserer Brust zu erneuern. So hört die innere Unruhe nie auf. Das Treiben des öffentlichen Lebens mit immer neuen Fragen und neuen Anstößen sorgt dafür, daß unser Inneres dem Wogen des Meeres gleiche, bei dem zeitweilige Stille und zeitliches Ausruhen Erwartung kommender Stürme bedeutet.

Unter diesen Fragen hat uns Deutsche neuerdings besonders lebhaft der Streit zwischen Ethik und Politik beschäftigt. Das Wort „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser" hat den Blick auf den Kampf um das Meer und damit auch auf unsere überseeischen Besitzungen besonders scharf gelenkt. Im Zusammenhang hiermit aber wurde die Frage aufgeworfen: Hatten wir ein Recht, uns in China festzusetzen und in die Angelegenheiten des chinesischen Volkes einzugreifen? Ein Recht? Welch thörichte Frage! Sie muß lauten: Haben wir die Macht, uns dort festzusetzen und zu behaupten, neue große Wirtschaftsgebiete uns zu erschließen, ein neues weites Feld frischer Bethätigung für unsere nationale Kraft, für unsere Industrie, unseren Handel zu gewinnen? Wenn wir die Macht haben, fragen wir nicht nach dem Recht.

Gut. Gilt aber diese Antwort auch für das Gemeinschaftsleben mit unseren Volksgenossen? O nein, heißt es, das ist etwas ganz Anderes. Da gilt es, das Eigentum und die Eigenart des Andern zu achten; sonst würde sich das Gemeinschaftsleben in ein Chaos verwandeln. Hier gilt

Digitized by Google

nicht die Gewalt des Stärkeren, sondern die Macht des Rechts und der Gerechtigkeit. Hier herrscht die Ethik — dort die Politik. Politik heißt Streben nach Macht. Machtfragen können durch die Ethik nur verdorben werden. Ethik ist das Streben nach Überwindung des Egoismus; Politik geht auf die Kräftigung des Egoismus; allerdings nicht des Einzel-, wohl aber des Volks-Egoismus. Für das Einzelleben der Gesellschaft gelten sittliche Grundsätze, die in Jahrtausende langer Entwickelung entstanden, ihre Erhaltungskraft für den Einzelnen und für das Volksganze bewährt haben und das gesellschaftliche Zusammensein regeln. Aber diese sittlichen Grundsätze machen Halt bei den Grenzpfählen; draußen im Völkerverkehr, im Wettkampf der Nationen gelten sie nichts. Da heißt es einen gesunden Egoismus pflegen, Macht durchdrücken, wer sie hat, keine zimperliche Sentimentalität aufkommen lassen, genährt durch die Idee des Wohlwollens. Das ist reine Narrheit.

Da haben wir den Dualismus ganz unverhüllt, die Gespaltenheit, die durch das Volk und durch jeden Einzelnen hindurchgeht. Als Familienvater, als Mitglied der Gemeinde, als Beamter, als Freund unterwirft der Einzelne Gesinnung und Thun sittlichen Grundsätzen. Gehen seine Gedanken und Forderungen hinaus übers Meer, schwebt ihm das größere Deutschland vor — dann verschwinden die sittlichen Mächte alsbald in den Hintergrund. Andere Prinzipien nehmen ihren Platz im Vordergrund der Bühne ein: Forderungen der Härte, der Grausamkeit, der Rücksichtslosigkeit. Du sollst nicht töten, so sagen wir. Und zu gleicher Zeit: Schlagt sie tot, dutzendweise. Aber das eine Mal denken wir an die Volksgenossen, das andre Mal meinen wir nur Chinesen. Stehen wir da nicht ungefähr auf dem Standpunkt des Juden, der da meinte, ehrlich brauche er nur seinen Stammesgenossen gegenüber zu sein; den Fremden dürfe er auswuchern, soweit dieser es sich nur gefallen lasse? Wir können ihm wohl keinen Vorwurf machen, so wenig wie dem Engländer, der einfach in Süd-Afrika seine Macht versucht, um die Gold- und Diamantenfelder sich zu sichern. Zu Hause ist er der feine, gesittete Mann, der Jedem das Seine läßt. Aber in Afrika — ja Bauer, das ist ganz was anderes.

Also: Ethik und Politik haben nichts miteinander zu thun. Halb sind wir Ethiker, halb Politiker. So ist auch Bismarck, die kraftvolle Kernnatur, im Grunde zweigeteilt. Legitimist, zerschlug er legitime Throne. Ebenso Luther. Er stürzte den mittelalterlichen Katholizismus und hing doch mit allen Fasern seiner Seele an den Kernpunkten der Lehre. Beide Männer haben an diesem Dualismus schwer getragen — wie sie ihn innerlich überwunden, verbirgt sich uns. Wir müssen uns begnügen mit dem Wort des großen Kanzlers: Das habe ich mit meinem Gott abgemacht. So hat auch Luther gesprochen. Worin aber hat diese Abmachung bestanden? Das möchten wir wissen und erfahren es nicht. Unversöhnt stehen Ethiker und Politiker einander gegenüber.

Der Ethiker verteidigt seinen Standpunkt so, daß er mit der Vorfrage beginnt: Gelten die sittlichen Gesetze ausnahmslos, oder sind Ausnahmen gestattet? Nun besteht kein Zweifel darüber, daß die sittlichen

Digitized by Google

Gesetze sich auf das Gesamtgebiet menschlichen Handelns erstrecken. Wenn es so ist, dann wäre es absurd, die Politik, ein Teilgebiet menschlichen Handelns, davon auszunehmen. Unsere Ethik gilt zwar zunächst auf dem Boden, auf dem sie erwachsen, aber sie gilt auch darüber hinaus, schon aus Achtung vor uns selbst, daß wir nicht zwiespältige Geschöpfe werden, deren Privatmoral und Staatsmoral sich widersprechen. Darauf hatte Fichte schon mit aller Kraft hingewiesen: Absichtliche Täuschung durch unwahre Rede gilt ausnahmslos als Unrecht. Wollte man in der Politik Ausnahmen hiervon zulassen, so entstünde ein Widerspruch zwischen Gesinnung und Äußerung. In diesem Widerspruch liegt eine Herabwürdigung der Persönlichkeit. Fichte hat dem deutschen Volk Mark in die Knochen geblasen: Der Staat ist ein sittliches Gut, aber nicht das höchste. Es giebt Güter, die nicht geopfert werden dürfen, wenn man nicht eine Einbuße an sittlicher Kraft erleiden will, die die Würde, den eigenartigen Reiz und die Höhe der Persönlichkeit zerstört.

In der Gemeinschaft der Familie ist die Sympathie, die Wurzel des Altruismus, erwachsen. Von da hat sie sich ausgedehnt auf den Stamm, auf das Volk, auf die Völker, auf die Menschheit. Kann wirklich eine Grenze für die Ausbreitung des Gefühls gezogen und gerechtfertigt werden? Wenn zugegeben wird, daß die christliche Sittenlehre zu einer weltgeschichtlichen wirksamen Segensmacht für die allgemeine Kultur geworden ist, so gut, wie für das tiefste persönliche Innen-Leben des Einzelnen — kann dann irgendwie ihrer weiteren Entfaltung Einhalt gethan, können für sie Ausnahmen zugelassen werden? Nein. Wer die Forderungen der absoluten Ethik für wahr hält, muß ihre Durchsetzung in allen Lebensverhältnissen für die höchste Aufgabe halten, die dem Menschen gestellt ist. Weicht er von ihr ab, verliert er an Konsequenz, an Einheit; seine Person ist gespalten, insofern er bald den Maximen der Sittlichkeit, bald denen der Klugheit folgt. Das aber ist nicht das Ideal der Persönlichkeit, welches der Ethik vorschwebt. Sie muß auf die charaktervolle, einheitliche Lebensauffassung in allen Lagen und Verhältnissen und auf ihre konsequente Befolgung dringen, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will. Die großen sittlichen Gedanken, die nach langer Entwickelung mit immer größerer Klarheit und siegender Gewißheit im Christentum zur Entfaltung gebracht wurden, über deren Höhe die Menschheit nach Goethe nicht hinauszuwachsen vermag, sollen die Regulatoren des Einzel- wie des Völkerlebens bleiben. Nur dadurch ist wahrer geistiger Fortschritt bestimmt. Das deutsche Volk aber soll den Völkern ein Beispiel geben, wie man den National-Egoismus überwinden und alle National-Eitelkeit fern halten, wie man das Volkstum und seine Interessen der allgemeinen Idee und dem allgemeinen Zweck der Menschheit unterordnen kann.

Was aber sagt der Politiker hierzu?

Der Politiker geht von dem Standpunkt aus, daß man in dem Interessenkampfe der Völker auf die Sicherung des Staates nicht verzichten darf. Der absoluten Ethik können wir dabei nicht treu bleiben. Wir sind genötigt, um die Existenzbedingungen unserer nationalen Gemeinschaft nicht verloren geher

Digitized by Google

zu lassen, die Forderungen der Sittlichkeit einzurichten nach dem vorauszusehenden Erfolg. Im Privatleben ist der Bruch von Verträgen, Angriff auf gültiges Recht und verbürgten Besitz, Tötung, Zerstörung, Täuschung, Bestechung, Verrat, Bündnis mit sittlich bedenklichen Gegnern usw. unter allen Umständen verwerflich. Im Völkerleben kann Kampf, Raub, Diebstahl, Mord, Brandstiftung, Hinterlist usw. zugelassen werden, wenn sie für einen pflichtmäßigen Zweck notwendig erscheinen. Die Erhaltung des Staates und seiner Existenzbedingungen ist der höhere sittliche Zweck; ihm müssen die Ansprüche der Privatmoral geopfert werden. Als Politiker ist der Mensch verpflichtet, manches zu thun, was er als Privatmann nicht thun dürfte. Überdies kann der Einzelne ja auch leichter einen Verlust tragen, als der Staat. Der Einzelne kann auch die Entscheidung unparteiischer Richter anrufen. Wo aber ist der Richter für den Staat? Er hat keinen über sich; denn was bedeutet das Völkerrecht und wo ist das Schiedsgericht, das den Staaten gebieten kann? So lange diese Dinge ins Reich der Träume gehören, folgt jeder Staat dem Selbsterhaltungstriebe und dem Streben nach Vermehrung seiner Macht. Jeder sieht zu, wie er seine Sache zur stärkeren machen kann; Jeder benutzt die Blöße des Gegners, so gut er kann; Jeder deckt seine eigene Schwäche zu, wie es geht; Jeder nimmt Bundesgenossen, wo er sie bekommt, ohne etwa Anstoß zu nehmen an ihrer sittlichen Minderwertigkeit; Jeder gesteht dem Andern stillschweigend zu, es ebenso zu machen.

Höchstens, so meint der Politiker, kann die Ethik die Form des Kampfes mildern und beeinflussen; so weit nimmt die Politik Rücksicht auf die Ethik. Aber nicht weiter. Innerlich bleibt sie unberührt und muß unberührt bleiben. Die Aufgabe des Staates ist Selbstbehauptung. Dabei ist Selbstverleugnung nicht möglich. Darin liegt der Unterschied der Ethik für den Einzelnen und für den Staat. Der Einzelne kann sein Ideal sehen in der leidenden Tugend, im Nachgeben, in der Hingabe an das Wohl des Nächsten, im sozialen Frieden. Der Staat würde bei der leidenden Tugend schlecht bestehen. Er braucht handelnde, rücksichtslose Kraft; denn mit dem Staat kommt der Kampf: der Kampf der wirtschaftlichen Schichten in Lohn-, Klassen- und Konkurrenzkampf, und der Kampf der Völker, die die Erde füllen und die Erde teilen. Im Kampfe entscheidet der Erfolg. Was den Erfolg herbeiführt, kann nicht von der Ethik des Friedens kommen, sondern von der Ethik des Kampfes. Die Erstere giebt Gott, was Gottes ist; die Letztere dem Kaiser, was des Kaisers ist. Das heißt: die Ethik des unbedingten Gesetzes erweist sich in den verwickelten Verhältnissen des Staatslebens als unzureichend. Vorausgesetzt, daß der Politiker rechtschaffene Politik treibt, indem er sittliche Zwecke verfolgt, dann darf er auch Handlungen begehen, die der Sittenlehre Jesu widersprechen.

So stehen sich Ethiker und Politiker gegenüber: der Ethiker untauglich für die Politik; der Politiker untauglich für die Ethik. Wenn es so ist, könnte der Zwiespalt und der Konflikt vielleicht dadurch vermieden werden, daß man Jedem das Seine gäbe: den Ethiker fern hielte von der Politik und den Politiker fern von der Ethik? Dieser Vorschlag fällt aber sogleich

Digitized by Google

in sich zusammen, da man wohl den Ethiker auf das Katheder verbannen, aber dem Politiker nicht das Herz herausnehmen kann.

Die Zweiseelentheorie ist also eine Thatsache: die Politik hat mit der Ethik nichts zu thun. Müssen wir bei dieser Thatsache stehen bleiben? Sie peinigt uns. Wir möchten sie überwinden. Wir möchten vom ethischen Standpunkte aus rechtfertigen, mit schlagenden Gründen in folgerichtiger Weise begründen können, warum wir eine Weltpolitik gutheißen, die mit Grausamkeiten und Vergewaltigungen aller Art verbunden ist.

Diese Begründung ist nun bereits auch auf verschiedenen Wegen versucht worden. Sehen wir zu, ob wir unser Gewissen damit beruhigen können.

Der Gedankengang, dem wir am häufigsten begegnen, spricht etwa so: Unser Volk wächst jedes Jahr durchschnittlich um 800000 Köpfe. Wenn es so weiter geht, wird der Boden und die Arbeit bald nicht mehr ausreichen, das Volk zu ernähren. Es ist eine sittliche Pflicht, die der Politik zufällt, bei Zeiten Fürsorge zu treffen für die kommenden Geschlechter. Also müssen wir zugreifen; bei Zeiten uns sichern, was im Wettkampf der Völker jetzt etwa noch zu sichern ist. Der Eroberungskrieg ist in diesem Falle sittlich berechtigt. Er kann sogar von der Kanzel aus vertreten werden, vorausgesetzt, daß man das Christentum als ein männliches, thatkräftiges, ja, wenn man will, gewaltthätiges auffaßt, absehend von dem weiblichen Christentum, das sich im stillen Kämmerlein des Einzeldaseins abspielt und die Augen verschließt vor dem, was auf der Weltbühne vor sich geht. Es ist dabei nur darauf zu achten, daß die Eroberung der Welt in Formen vor sich gehe, die sich vor dem christlichen Gewissen rechtfertigen lassen. Dabei darf nicht übersehen werden, daß bei der Anwendung der Mittel immer die Frage vorzulegen ist: wie wirkt dieses Mittel auf das fremde Volk? Danach richtet sich die Technik der Behandlung in Krieg und Frieden. Je nach dem Kulturstandpunkt des fremden Volkes ändert sich das Maß der Achtung. Dieses Maß aber bestimmt wiederum den Grad der Schärfe der anzuwendenden Mittel. Daraus entsteht ein System von Pflichten, abweichend von denen der Privatmoral, von der Weltpolitik uns auferlegt. Dieses System sittlicher Pflichten soll dafür sorgen, daß unser nationales und persönliches Verhalten in der Weltmachtspolitik sittlich einwandfrei bleibe.

So hat man eine Formel gefunden. Sie lautet in Kürze etwa so: Unser deutsches Volk hat seine Aufgabe, an der Verwirklichung der großen Menschheitsziele mitzuarbeiten. Deshalb muß seine Existenz gesichert werden. Sie kann, wie die Dinge in der Welt jetzt liegen, nur so gesichert werden, daß das deutsche Volk ein Weltvolk wird. Das kann es nur werden durch die Entfaltung zur Weltmacht. Diese erringt es durch scharfe Anspannung und Stärkung all der guten Eigenschaften, die im deutschen Volk liegen.

Können sich die Ethiker bei dieser Formel beruhigen? Schwerlich. Denn im Grunde genommen bedeutet die Formel ja nichts anderes als: der Zweck heiligt die Mittel — oder wie man neuerdings vorgeschlagen hat: der Zweck ethisiert die Mittel. So lange wir aber die Praxis des

Digitized by Google

heiligen Crispinus verurteilen müssen, der bekanntlich dem Einen das Leder stahl, um den Anderen Schuhe daraus zu machen, so lange ist auch das Wegnehmen von Landflächen zu verurteilen, um rüstigeren Armen Beschäftigung zu geben. Es sei denn, daß nachgewiesen werden kann, daß es Handlungen giebt, die unserer sittlichen Beurteilung nicht unterworfen sind. Der Knoten ist durchhauen, nicht gelöst, wenn gesagt wird: Deutsches Volk, halte dich in Zucht und sittlicher Kraft! Nach außen hin erwirb dir Macht, Macht, so viel du bekommen kannst! —

Nach dieser Formel hat offenbar England gelebt und lebt noch darnach. Die Brutalität der Machterwerbung versucht man dabei mit einem Mantel zu verhüllen, mit dem Mantel der Humanität, der höheren Kultur, des Christentums. So wird der Burenkrieg z. B. damit motiviert: England bringt den Buren eine höhere Kultur, höhere geistige und sittliche Werte; die momentane Vergewaltigung wird sich gar bald in eine dauernde Wohlthat auflösen. Diese Motivierung ist die offizielle; die offiziöse lautet etwas anders: Unsere Selbsterhaltung zwingt uns, das Burenvolk zu unterdrücken. Denn thun wir es nicht, so erwächst uns die Gefahr, daß die Buren einmal über uns herfallen. Also wer die Macht hat, bestimmt das Recht. Wer in der Politik sein Gewissen befragen will, der sehe zu, daß er nicht bald zu unterst liegt und abgedankt wird.

Wenn dies richtig ist, bleibt dem Ethiker schließlich nur ein Trost. Die Ethik zeichnet uns das Idealbild der menschlichen Gesellschaft. Es ist ein Weltbild im großen Stil, das nicht mit einem Mal verwirklicht werden kann. Dazu gehört die Arbeit von Generationen und Jahrtausenden. Es wird einmal die Zeit kommen, wo Politik und Ethik in eine höhere Einheit zusammenfließen werden. Aber diese Zeit ist sehr fern. Die Gegenwart liegt weitab davon. Sie befindet sich noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwickelung. Sie verträgt allenfalls die Hineinarbeitung ethischer Prinzipien in die innere Politik des Kultur- und Wirtschaftslebens, obwohl auch dies noch vielfach bestritten wird: aber das Gebiet der äußeren Politik wehrt sich mit Händen und Füßen. Wenn die Politik es für gut befindet, daß Chinesen geschlachtet werden, dann muß es eben geschehen. Daß man ihnen bloß die Zöpfe wegschneidet, nützt nichts. Zum Zopf gehört der Kopf. Die Chinesen verstehen nur drastische Mittel — deshalb wirken auch nur solche. Also wiederum: Verderbt uns die Politik nicht mit Sentimentalitäten. Erklärt offen heraus: Unsere Zeit ist erbärmlich, niederträchtig. Also rechnet mit dieser Niedertracht; wollt nicht der Entwickelung vorauseilen. Ein einheitliches Zusammenwirken von Ethik und Politik ist jetzt noch unmöglich. Beruhigt euch in dem Gedanken, daß es dereinst kommen wird, aber für jetzt haltet stille; bleibet bei der Gespaltenheit, glaubet an die Einheit — hoffet auf sie.

Dagegen ertönt der Ruf der Friedensfreunde: Kommet zu uns! Hier findet ihr, was ihr sucht. Wir haben die Einheit, weil wir den Krieg verwerfen. Wir bringen dem Menschengeschlecht den Frieden, dessen es bedarf. Wir hassen alle Vergewaltigung des Schwächeren; wir lieben Recht und Gerechtigkeit, nicht nur für die Volksgenossen, sondern für Alle,

Digitized by Google

die Menschenantlitz tragen. Wie herrlich klingt die Verheißung! Warum folgen wir nicht? —

Das menschliche Gefühl treibt uns hin; das Nationalgefühl hält uns zurück. Sollen wir Deutsche das Beispiel der Entsagung geben? Gefährden wir damit nicht unsere Existenz, unsere Kultur? Werden die Völker unsere Ethik verstehen? Sind sie reif dazu? Oder werden sie mit stillem Hohnlächeln, unsere Schwäche benutzend, uns in die Enge treiben, uns aushungern, uns aussaugen, bis der deutsche Name von der Erde vertilgt ist? Dann wird nach dem Traum des ewigen Friedens, von deutschen Schwärmern geträumt, auf den Trümmern des deutschen Staates der Kampf der Menschheit weiter toben; aber die deutsche Fahne liegt am Boden; sie, die im Wettstreit der Völker berufen war, durch Kampf und Blut die Generationen hindurchzuführen zum einstigen Frieden.

Jetzt ist dieses eine Utopie, an der sich weichliche Naturen ergötzen mögen. Auf diesem Wege suchen wir die Lösung nicht. Vielleicht ist noch eine andere denkbar? In der That ist noch ein anderes Mittel vorgeschlagen worden, aus dem Dilemma zwischen Ethik und Politik herauszukommen.

Wir können ja den Konflikt zwischen Ethik und Politik vermeiden, wenn wir uns innerhalb unserer Grenzen halten und die Vermehrung des Volkes einschränken. Die Gemeinde der Abstinenzler von Fleisch und Alkohol braucht nur ausgedehnt zu werden auf das Gebiet des Geschlechtslebens. — Daß es möglich ist, beweisen uns ja die Franzosen. Wir hätten also zu wählen zwischen dem Englischen: Seid fruchtbar, mehret euch und breitet euch aus über den Erdkreis, und dem Französischen: Haltet eure Kinderzahl in mäßigen Grenzen. Aber freilich, das Weitere stimmt nicht. Wir müssen hinzufügen: Bleibet im Lande und nähret euch redlich — denn bei den Franzosen findet sich der gleiche Schluß wie bei den Engländern. Aber es ist keine Frage: bei diesen ist System in der Sache; bei den Franzosen insofern ein Widerspruch, als sie bei sinkender Kinderzahl Weltpolitik treiben wollen.

Welches von beiden Systemen das kräftigere sein wird? Sollen wir es abwarten? Wenn wir es auch wollten, wir können es nicht mehr. Wir sind schon hinausgedrungen über die Grenzen des Reiches und dringen immer weiter mit dem Aufschwung der Industrie, des Handels, dem steigenden Überschuß an nationaler Kraft. Dem Prozeß Einhalt zu gebieten, wäre Wahnsinn. Wir dürfen nicht den Kinderreichtum beschränken und uns gegen die Natur auflehnen, denn wir brauchen viele Kräfte.

Und von ihnen, so hoffen wir, wird für unser Volk dereinst auch die Lösung des Problems vorbereitet werden, das uns alle quält und weiterhin noch oft quälen wird: Wie weit soll die Macht der Ethik reichen? Stimmt die Politik zur Ethik, oder nicht? Läßt sich die Weltmachtspolitik vor unserem Gewissen rechtfertigen und vereinigen mit den sittlichen Überzeugungen, nach denen wir unsere Gesinnung zu regeln und unser Leben einzurichten bemüht sind? Wie läßt sich Selbstliebe und Selbstbehauptung, der durch den Kampf des Lebens aufgezwungene Egoismus in Einklang bringen mit unserem Ideal der dienenden, hingebenden, sich aufopfernden Liebe?

Digitized by Google

Wir verzichten jetzt thatsächlich auf eine Subsumtion der Politik unter die Ethik inbezug auf Zwecke und Mittel und behalten nur den Glauben an die spätere Durchführbarkeit einer sittlichen Politik, die jede soziale Selbstsucht im Keime erstickt. Unsere gegenwärtige Welt ist nicht geeignet, den Segen einer gerechten, treuen und zuverlässigen Politik zu genießen. Wird es überhaupt, kann es jemals eine solche geben?

Wie lange wird der deutsche Geist diese Trennung von Politik und Ethik ertragen? Wird er einmal aus dieser Spaltung sich herausretten können?

Die Frage ist, ob wir eine Ausführung unserer Ethik finden, die die Politik zu beherrschen vermag, ohne die Lebensinteressen der Nation zu gefährden. Der Heidelberger Theologe Rothe ging bereits dieser Frage nach. Er hielt den Krieg an sich für verwerflich; wenn aber die politische Existenz des Staates in Frage komme, dann sei er geboten, nicht bloß als Verteidigungskrieg, sondern auch als Eroberungskrieg. Er rechtfertigt den Krieg auch als Reinigungsmittel einer unsittlich gewordenen Atmosphäre. Also auch er ein kriegerischer Pastor; nur im Tempo verschieden von den heutigen Geistlichen. Er ist auch mit dem Schwert gegürtet; aber es steckt bei ihm in der Scheide; die Mutigen freuen sich des gezückten.

Aber gerade deshalb tritt bei uns Deutschen die Frage „Politik und Ethik" mit solcher Wucht an uns heran. Andere Völker sind weit unbedenklicher. Die zwiefache Buchführung stört sie nicht im geringsten. Sie erhält einen christlichen Einband, und alles ist glatt. Seien wir stolz darauf, daß unser Volk an seiner Bedenklichkeit so schwer trägt, wenn seine Aktionsfähigkeit dadurch auch gehemmt erscheint. Wiederum wälzen wir einen Stein vor uns her, den Andere mit leichtem Fußtritt bei Seite schieben: das Problem „Ethik und Politik."

Noch sehen wir keinen Ausweg; zudem drückt uns die Sorge, daß wir auf die Pfade der unbedenklichen, skrupellosen Völker geraten möchten und bei äußeren Erfolgen in der Gewinnung der Welt tiefen Schaden leiden an unserer Seele. Das darf nicht sein. Unser deutsches Volk hat nach seiner Begabung besondere Aufgaben. Mögen sie nicht verloren gehen im Rennen nach Macht. Das Bild des deutschen Kriegers in China, der seine Hände nicht mit Raub besudeln will, gebe ein Bild für die Politik unseres Volkes! —

Jena W. Rein

J. Liberty Tadd's Neue Wege zur Kunsterziehung

Die Kunstfreunde in Deutschland sind seit einer Reihe von Jahren gewöhnt, alle frischen Anregungen zur Kunstpflege und künstlerischen Erziehung aus Hamburg zu empfangen. Die Hamburger Kunsthalle ist das erste Kunstinstitut gewesen, das nach dem Vorbild unserer Gewerbemuseen

Digitized by Google

nicht nur eine Sammelstelle, sondern eine Lehranstalt sein wollte. Wie von dort aus ein fester Kreis von Kunstfreunden und Dilettanten, wie die Lehrer und durch die Lehrer die Kinder für die Kunst erobert werden, das verfolgen alle deutschen Fachgenossen mit heller Freude. Das bereitet die Zeit vor, in der die zweitgrößte Stadt des Reiches endlich auch im Betriebe der deutschen Kunst mitzählen wird.

Die mutige und rastlose „Lehrervereinigung" hat uns Deutschen ein Buch vermittelt, in dem ein Praktiker die Frage der Erziehung zur Kunst so gründlich und lebhaft anfaßt, wie kaum jemand vor ihm. Mr. J. L. Tadd in Philadelphia, Leiter der dortigen Kunsthandwerksschule und des Kunstunterrichts in verschiedenen höheren und niederen Lehranstalten, hat vor zwei Jahren seine zwanzigjährigen Erfahrungen und seine hochfliegenden Gedanken, „New methods in education", in einem prächtig geschriebenen und anschaulich illustrierten Buche niedergelegt, das jenseits wie diesseits des Ozeans alle Freunde der Kunst und der Jugend tief gepackt hat. Die Hamburger Lehrer haben dieses Buch in einer sorgfältigen deutschen Bearbeitung herausgegeben; Tadd's „Neue Wege zur künstlerischen Erziehung der Jugend" sind bei R. Voigtländer in Leipzig erschienen. Ein Buch, das niemand ohne Genuß und Gewinn aus der Hand legen wird; denn es berührt die feinsten Saiten der künstlerischen Kultur und weiß nach amerikanischer Art auch Langgefühltes und Langersehntes in Wort und That zu kleiden.

Als Untergrund ein lebensvoller Protest gegen das Buchwissen und die Büchererziehung. „Bücher sind Hilfsmittel, aber nicht ursprüngliche Quellen für Unterricht und Erziehung. Die Jugend wird zu viel unterrichtet: sie verarbeitet die Wahrheiten nicht. Wir müssen die Kinder weniger mit abstrakten Gedanken beschäftigen und statt dessen die angeborene Anlage zur Thätigkeit und zur Arbeit bilden, den ursprünglichen Hunger nach rechtem Thun und Handeln. Wir überschätzen das Gedächtnis. Erfahrung, nicht Gedächtnis ist die Mutter der Vorstellungen. Handeln spricht lauter als Worte. Wir sehen zu sehr auf die Worte, die Symbole der Kenntnis, statt nach der Quelle der Kenntnis, den Dingen und Vorgängen der Natur in Zeit und Raum zu trachten. Auf Thatsachen, nicht auf Worte kommt es an. Besonders die Liebe zur Natur bedarf der ernsten Pflege. Kinder lieben die Natur instinktiv; sie lernen unbewußt durch den Umgang mit wirklichen Dingen. Bleibt diese Zeit des unbewußten Lernens ungenutzt, so ist die günstige Gelegenheit für immer dahin. Die Kraft der Anschauung und der Wiedergabe, an der Natur geübt, kommen vor Allem der Kunst zu gute. Unser Volk und folglich unsere Jugend, Arm und Reich, haben ein Recht auf die Freude am Schönen." Über diese „Kunst für das Kind und für das Volk" findet der warmherzige Erzieher köstliche Worte. Sie ist nicht ein Vorrecht für die Begabten. Gerade die geistig Schwerfälligen bedürfen der Anschauung und der Thätigkeit am meisten.

Aber es bleibt nicht bei Worten. Sie begleiten und erläutern nur, was Tadd in unermüdlichen Versuchen praktisch geschaffen und erprobt

Digitized by Google

hat, und was die zahlreichen photographischen Bilder höchst anschaulich belegen. Er hat es gewagt, die Aufgabe gleich in ihrem ganzen Umfange zu erfassen. Das Zeichnen allein, die Kunst der Fläche, genügt ihm nicht, um Auge, Hand und Sinne für das Leben und die Kunst zu bereiten. Was die großen deutschen Pädagogen gefordert haben, das sucht er zur That zu machen: so früh wie möglich übt jeder Schüler zugleich mit dem Zeichnen das Formen und die Handfertigkeit, und alle drei Thätigkeiten werden aufs Engste mit dem Studium der Natur verbunden. Bei den bisherigen Methoden hat man die Kinderseele vergessen. Man hat die natürliche Lust am Schaffen und Bilden, den kindlichen Trieb zum Zeichnen und Formen nicht benützt, sondern erstickt. Es gilt vor allen Dingen, die Freude wach zu halten. Man erzwinge daher nicht gleich am Anfang korrekte Leistungen. Man lasse versuchen und tasten und die Versuche wiederholen; „nicht die fertige Zeichnung, sondern die beim Arbeiten gewonnenen Anschauungen und Fähigkeiten sind die Hauptsache." Das Zeichnen muß zum Ausdruck der Gedanken ebenso benützt werden können, wie das Sprechen; das ist das Ziel. Nur diese Sicherheit im Ausdruck heißt wirkliches Können. Sie ist mit den bislang üblichen Methoden nicht zu erreichen; denn selbst die Lehrer können meist nur nachzeichnen, nicht aber ihre Anschauungen ohne direktes Vorbild darstellen; das hat der Verfasser bei einer Ausstellung durch beschämende Experimente festgestellt.

Es versteht sich, daß diese Ziele nur auf neuen Wegen gesucht werden können. Zunächst brauchen wir eine freiere Hand. Sie ist bei dem ängstlichen Bleistiftzeichnen im Zeichenbuch ungelenk und unsicher geblieben. Der Amerikaner führt das durch, was in Deutschland nur verschiedentlich empfohlen und hie und da schüchtern versucht worden ist: er stellt die Kinder und alle übrigen Anfänger vor die Wandtafel und läßt sie mit freiem Armschwung Übungsstücke zeichnen, große Kreise und andere einfache Linien; nicht peinlich korrekt, sondern als Versuche, die erst durch die Übung immer sicherer werden; ohne Hilfslinien, ohne Löschmittel; „drillwork", „real manual training", d. i. Handübung (besser als Handfertigkeit, unter der wir etwas Anderes zu verstehen pflegen). Dies Exerzieren treibt jeder Schüler etwa zehn Minuten in jeder Schulstunde; die Resultate sind nach den unanfechtbaren Zeugnissen der Fachleute, die Mr. Tadd's Arbeit an Ort und Stelle studiert haben, durchaus überraschend. Wir können daraus nicht nur für die Schule, sondern auch für die Kinderstube lernen. Die vielerlei Momentaufnahmen zeigen, was alles auf der Wandtafel gezeichnet werden kann. Der verständige Lehrer wird nicht Alles ohne Wahl übernehmen; manches Motiv, besonders die Ornamente, sind für unsere Ansprüche überholt und müßten gebessert werden. Überhaupt wird der pedantische Methodiker in dem Buch vergeblich nach Lehrgängen suchen. „Ich schreibe für Lehrer, die Phantasie haben und sich nicht an eine bestimmte Form der Übungen zu binden brauchen."

Am wärmsten wird es dem Verfasser ums Herz, wo er von den Vorbildern des Unterrichts, vom Naturstudium handelt. Er sucht in der Natur nicht nur Zeichenmodelle; ihm ist die Natur vielmehr die große,

Digitized by Google

tiefe Quelle der Erziehung, besonders der Erziehung zur Kunst. Er hat tief in die Kinderseele hineingeblickt; was wir dem Kinde zum Nachbilden vorlegen, muß ihm zu Herzen gehen, muß die Lust und Liebe in ihm wecken und wachhalten; es ist Sache des Lehrers, es methodisch zu verwerten. Daher möglichst wenig geometrische Körper, wenig künstliche Gegenstände; Blumen, Schmetterlinge, Muscheln, Fische, Vögel und anderes Getier sind die Lieblinge des Kindes und sollten daher die vornehmsten Mittel für das Studium sein. Sie sollten im Schulzimmer an wechselnden Plätzen sichtbar sein und mit der Neugierde die Lust zum Nachschaffen fortgesetzt rege halten. Aber mit dem Nachzeichnen oder Nachbilden allein ist es nicht gethan. Das Kind lernt die Natur nicht kennen durch Betrachten, durch Rezeption; es gewinnt auch zeichnerisch die Formen nicht zu eigen durch bloßes Kopieren. Es soll auffassen lernen, um auch ohne Modell wiedergeben zu können. Wer das Geschaute nicht aus dem Gedächtnis zeichnen lernt, ist nur äußerlich geschult. Daher wird das Gedächtniszeichnen von früh an geübt, ein Prüfstein der Auffassung, eine Quelle des Wetteifers und der Schaffensfreude. Das gilt auch für den Lehrer. Die Schulleiter müssen darauf dringen, daß „die Zeichenlehrer zeichnen können. Sie müssen sich nicht mit einer Mappe voll Zeichnungen nach Gegenständen zufrieden geben. Sie müssen sagen: Hier ist Papier, drücke aus, was du kennst, zeichne ein Blatt, ein Haus, eine Katze, irgend etwas! Können und Ausführung ist das Zeugnis in unserem Fach."

Äußerliche Schwierigkeiten können diesen mutigen Organisator nicht schrecken. Er sieht keinen Grund, den Kindern nicht schon früh auch den Pinsel und die Farbe in die Hand zu geben. Auch das Modellieren in Thon läßt sich in den Schulen einrichten, wenn man es praktisch anfaßt. Doch nützt es nur, wo es sachgemäß gelehrt wird. Es gilt, plastische Formen aufzufassen; man muß also mit dem Runden, mit der vollen Form beginnen, nicht mit dem Flachrelief; das Relief ist das Spätere, das Abgeleitete, das Schwierigere. Das hat schon Fröbel für den Kindergarten gelehrt, und doch kennen wir namhafte Kunstschulen, an denen dies Grundprinzip alles Bildens noch heute völlig verkannt wird.

Mit größtem Nachdruck besteht der frische Anreger darauf, daß für solche Aufgaben vor allem die besten Lehrer nötig sind. „Einen schlecht begabten oder überarbeiteten Lehrer beim Kunstunterricht zu beschäftigen, ist ein Unrecht. Schöne Gebäude und kostbare Einrichtungen sind kein Ersatz für unbrauchbare Lehrer. Des Lehrers Begeisterung soll auch den Schüler entflammen. Lehrer haben eine Mission; sie geben von ihrem Leben mehr her als Andere und müssen danach geschätzt und bezahlt werden." Das sollten sich unsere Behörden und Parlamente merken.

Es sind starke Ansprüche, die solch ein Anschauungs- und Kunstunterricht an alle Beteiligten stellt. Allein die Not unserer Zeit und unseres Schulwesens hat auch bei uns die Einsichtigen, Frischen und Jungen für diese Dinge bereitet. Eine so kräftige Mahnung von jenseits des Ozeans, aus dem Lande, das ja auch wirtschaftlich unser größter Konkurrent ist, wird auch manchen Lauen wachrütteln. Niemand braucht allen Einzel-

Digitized by Google

heiten des Buches beizupflichten. Aber wo ist bei uns das Buch und wo ist der Mann, die die künstlerischen Forderungen unserer Zeit so kraftvoll und so unabhängig vertreten hätten? Wir haben daher allen Grund, dem Hamburger Lehrerkreise und seinem trefflichen Leiter C. Götze, der an der Bearbeitung den größten, selbstlosen Anteil hat, ernstlichen Dank zu wissen. Daß auch die äußere Gestalt des Buches, Satz, Druck, Bilder und Einband den Wünschen der heutigen Bücherfreunde entsprechen, wird das gehaltvolle Werk doppelt empfehlen.

Berlin, Kunstgewerbe-Museum — Peter Jessen

Nochmals die Rothschilds

Möglich, daß wenn diese Zeilen in Druck gehen, eine abermalige Familienkonferenz es doch für besser gehalten hat, das Frankfurter Rothschildhaus nicht ohne Sang und Klang verschwinden zu lassen. Ein Beschluß nach irgend einer Richtung hin soll zufolge der „Neuen Freien Presse" für den Beginn des nächsten Monates bevorstehen, nachdem der Pariser „Figaro" bündig und unzuverlässig wie immer bereits eine Auflösung als sicher gemeldet. Im letzteren Falle wäre jedenfalls das Fuggersche Geschäft zu Augsburg ohne Vergleich langlebiger gewesen! Laut feierlichem Ratsentscheid hatte bekanntlich stets der älteste Fugger im Augsburger Senate einen Sitz. Heute aber würde die magnetische Anziehungskraft gleich Null sein, falls etwa in Frankfurt der Chef der Firma Rothschild stets unbesoldetes Magistratsmitglied werden dürfte. Schwerlich würde auch der deutsche Kaiser, wenn er wie weiland Karl V. in Paris auf Besuch weilte, in den Siegesruf ausbrechen: „in Frankfurt hab' ich einen Bürger, der das Alles hier baar bezahlen kann!" Solche Bürger giebt es nicht mehr! Die Zeiten haben sich eben sehr geändert, und gleichwie die Fugger, die doch historisch eine weit größere handelspolitische Figur vorstellen, schließlich so still geendet haben, daß man ihrer geschäftlichen Thätigkeit nur mit Mühe nachgräbt, so werden auch die Rothschilds eines Tages in Titel, Würden und Güterbesitz aufgegangen sein. Immerhin ist es hierfür noch etwas früh, da neunzig Jahre, noch dazu in relativ friedlichen Zeiten und voll der gewaltigsten Erfindungen, keine allzu lange Zeit für ein großes Geschäftsanwesen bedeuten. Was unter Fuggern im 16. und 17. Jahrhundert verstanden wurde, wie viele Aufstände in den entferntesten Gegenden u. a. auch sich gegen die Vertreter jenes Augsburger Web- und Bankhauses richteten, das Alles erfährt der Wissensdurstige erst abseits des sogenannten populären Weltgeschichtsunterrichts.

Um aber auf die Gegenwart, besser: auf den Tag zurückzukommen, so wirft dieses In-der-Schwebelassen der Frankfurter Rothschildfrage ein so scharfes Licht auf gewisse wichtige Verhältnisse, die bisher mit Recht als wohlgeordnet galten, daß nicht genug davon gesprochen werden kann. Am 25. Januar stirbt der bisherige Chef, der seit fünfzehn Jahren alles auf sich allein ruhen sah; und während jeder halbwegs vernünftige Kaufmann ein einfaches: le roi est mort, vive le roi! anzunehmen hatte, geht mehr als ein voller Monat vorüber, ohne daß nicht etwa über die Person des Nachfolgers, sondern über den Weiterbestand des Hauses selbst

Digitized by Google

ein Beschluß, und auch nicht etwa bekannt, sondern erst gefaßt wird. Es mögen ja u. A. triftige Gründe für eine Auflösung vorhanden sein, die, je verkehrter sie von unbeteiligter Seite angesehen werden, desto zutreffender in den Kreisen der eigentlichen Familie sich ausnehmen, allein dann hätte es die Welt doch wenigstens mit einer That zu thun. Hier in diesem Falle handelt es sich rein um ein Einschlafen! Eine Situation, die im Grunde nach anderthalb Dezennien zählt, trifft die Mitglieder dreier Welthäuser ganz offenbar so unvorbereitet, als ob es sich um eine Neuheit handle. Wenn das den Größten in der europäischen Geschäftswelt passieren kann, die doch keineswegs nach Fugger-Art von den ungeheuren Stürmen des Reformationszeitalters umbraust waren, wessen soll man sich erst von kleineren Firmen versehen? Wie gesagt: es ist kein Spaß, in derartige Zersetzungsprozesse einen unvermuteten Blick zu thun! Viele Jahre lang kümmert sich einer der allerängstlichsten und solidesten Bankiers nicht einen Augenblick um seine Nachfolger, so wie etwa Ludwig XV. mit dem bekannten: „nach uns die Sintflut!" und keiner seiner Verwandten fühlt Pflicht oder Neigung, dieses unsichere Terrain aufzuklären. Nicht einmal untereinander hatten die Herren für den Ernstfall eine Verabredung getroffen, wo doch alle Rothschildhäuser gegenseitig beteiligt sind, also ein Anrecht beim Frankfurter Geschäft auch seitens der Anderen thatsächlich besteht.

Schon einmal ist hier auf die Indolenz der öffentlichen Meinung in diesem Punkte hingewiesen worden. Eine nicht tief genug einzuschätzende Gleichgiltigkeit hat es seiner Zeit mit veranlaßt, daß die Kunstsammlung Meyer Karl von Rothschilds, eine Sammlung von unermeßlichem Wert, für Frankfurt und Deutschland verloren gegangen ist, und mit demselben Stumpfsinn hat man auch bei uns gewartet, bis der Verlust des Hauses selbst für Frankfurt und Deutschland bevorstand. Leere Redensart ist Alles, was da über ein Sich-nicht-Einmischen in Privatverhältnisse wie entschuldigend nachträglich vorgebracht wird. Je höher man steht, desto größer sind die Pflichten gegen das Allgemeinwesen; ein Rothschild ist niemals völliger Privatmann. Ebenso wegwerfend ist die andere Verteidigung zu nehmen, wonach man, um nichts zu verderben, in taktvoller Zurückhaltung geblieben wäre. Ein schöner Takt! Könnte es denn überhaupt schlimmer kommen, als es jetzt gekommen ist? Nur in der öffentlichen Meinung war diese ganze Schwierigkeit vielleicht zu lösen, nicht durch ungeschicktes, aber angeblich diplomatisches Schweigen. Finden doch Zagende zumeist Kraft erst durch das helle Licht, das auf ihre Stellungnahme fällt. Inzwischen sind Versäumnisse eingetreten, die kaum nachzuholen sein dürften. So die Frage der Naturalisierung für den künftigen fremden Rothschild in Deutschland.

Thatsächlich hat aber das Haupthindernis bei den in Betracht kommenden Nachfolgern selbst gelegen! Es kann kein Mensch zu seinem „Glück" schließlich gezwungen werden und das weltstädtische Leben jener noch jungen Herren — in solcher Ausschließlichkeit überhaupt ein politischer Erziehungsfehler — war durch die Aussicht auf ernste Arbeit nicht fortzuscheuchen. Vielleicht wäre es anders, falls die Betreffenden eine Ahnung von ihrer nicht nur ernsten, sondern, falls sie wollen auch epochalen Thätigkeit hätten. Denn was Alles in dem Frankfurter Welthause seit langen, langen Jahren *nicht* geschehen ist, wie viel Eingerostetes aufgeputzt Veraltetes modernisiert werden muß, davon könnten Hochfinanz und Industrie zusammen ein gar eindringliches Lied singen. Und besonders würde sich dabei die

Digitized by Google

Stimme des Herrn von Hansemann hervorthun, der zunächst seine Diskontogesellschaft ohne die ungeheuren Summen, die ihm aus Frankfurt beständig zur Verfügung standen, schwerlich so rasch in die Höhe hätte bringen können, und später zu Zeiten jenes nunmehr verstorbenen Chefs die Geschäfte gleichsam diktierte. Meyer Karl hatte zum mindesten seine völlig selbständige Meinung, besonders da, wo es sich um Beurteilung des Geldmarktes und dessen Aufnahmefähigkeit für neue Staatsanleihen handelte. Mit seinem Nachfolger hörte aber wie von selbst jede eigene Auffassung, sofern Hartnäckigkeit nicht das gleiche ist, sofort auf. Das bekannte Wort: „ich traue nicht einmal mir selbst!" wurde von da an Ziel und Richtschnur.

Es ließe sich wirklich die Frage aufwerfen, weshalb man so gewiegten und weitblickenden Männern, wie den gegenwärtigen Leitern jener Welthäuser in Paris, London und Wien, die Wichtigkeit ihrer Domäne bei uns noch irgendwie klar machen muß. Nur ein Irrtum wäre es auch, nach einem Mangel an Erkenntnis dort zu suchen, wo andere und vielleicht unheimliche Ursachen mitspielen. Glaubt man wirklich, daß z. B. die französischen Rothschilds Deutschland als das Aufschwungsland par excellence nicht zu sehen vermöchten, daß sie nicht wüßten, wie der Bedeutung ihrer Gesamtmacht gleichsam der rechte Arm fehlen würde, sobald unsere Interessensphäre auszuscheiden hätte? Indessen, soweit man hören kann, fehlt es den Herren in Paris schon seit langem an der früheren Initiative. Sie sehen sich zwischen zwei Feuern: dem Sozialismus und dem Antisemitismus, beides Bewegungen, die auch sie persönlich aufs Korn nehmen. Und so erlahmen sie in den meisten ihrer sonstigen Eigenunternehmungen! In diesem Sinne haben sie von der Goldindustrie in Transvaal relativ das Wenigste gehabt, ihre so reich dotierte Warenabteilung feiert und die seit noch nicht langem eröffnete Verbindung mit der Berliner Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft (auf dem Wege der französischen Nernstkompagnie) steckt noch fast in ihrer ersten Phase. Einzig das große Naphtageschäft in Baku kam zu stande und nur unter den Auspizien der russischen Allianzfreundlichkeit.

Auch von dem Londoner Hause, das sich ab und zu an recht kleinen und nicht immer Prima-Emissionen genügen läßt, kann man eine besondere Teilnahme an der Aufbereitung Transvaals nicht berichten. Dort unten wurde in aller Aktienform eine neue Welt verkauft! Unter den Augen Lord Rothschilds entstanden unübersehbare Reichtümer so schnell, wie kaum jemals im Kaufmanns- und Börsenleben, aber erst die rauhe Hand von Cecil Rhodes mußte den ersten Mann der City in diese ganze so mächtige Bewegung hineinbringen.

Was das Wiener Haus betrifft, so hat es seine Monopolinteressen in Eisenerzen, Kohle und Schienenwegen mit einer schmalen Reihe von Hochadeligen und Großindustriellen zusammengethan und solange das Österreich von heute sich nicht auflöst, dürften diese riesenhaften und bequemen Jahresgewinne kaum von ihrer jetzigen Höhe herabsteigen. Besondere Beziehungen zum deutschen Markt sind nur selten von Nöten, etwa bei Übernahme einer Staatsrente, die aber auch bald nach dem Heimatslande von unsern Börsenplätzen zurückwandert. Die Hauptsache aber, die Eisenbahnen sind so ziemlich komplett, und Aktien hiervon würden auch neuerdings in unser Publikum garnicht mehr hineinpassen. Denn dieses hat bekanntlich ganz neue Interessen gewonnen, seitdem unser Land mit an der Spitze der Technik marschiert und einer Industrie Raum gegeben hat, die vom Auslande

Digitized by Google

zum Teil sogar bis zum Hassen umneidet wird. Und hier kommt die eigentlich Wichtigkeit eines zukünftigen deutschen Rothschild zur Erwägung.

In der That, die Pariser Herren können wohl zum Vorwand ihrer Passivität sagen: sie seien zu reich, um Geschäfte zu machen; so reich ist das Frankfurter Haus nicht! Bei aller noch so großen Überragung jeglicher anderen deutschen Vermögen, — selbst des so übertriebenen Krupp —, sind jene andern Welthäuser doch Hunderte von Millionen stärker. Zum Teil scheint dies sogar mit der nicht besonders klugen Anlage sehr ausgedehnter Kapitalien zusammenzuhängen, da sonst der Einkommensausweis weit höher ausfallen müßte. Nun ist die vaterländische Industrie in die umfangreichsten Auftragsverpflichtungen eingetreten, die vor allem, soweit das Ausland in Betracht kommt, auf Jahre hinaus ganz enorme Summen festlegt. Und sind diese wieder hineingekommen, so ist es fraglos, daß gleiche Geschäfte und womöglich noch größere von neuem entriert werden. Bisher haben unsere Banken mit nicht zu leugnendem Geschick diese unsere Großgewerbe bevorschussen können, zuweilen auch unter Gefahren. Oder ist die Hilfe des Auslandes in Form von rasch kündbaren Guthaben als keine Gefahr anzusehen? Selbst diese Quelle war eines Tages erschöpft, und man kann ruhig sagen, daß der Niedergang der deutschen Industrie, dem ja wie immer die Börse voranging, anstatt aus Mangel an Aufträgen, aus Mangel an Barmitteln kam. Das und vorläufig noch nichts Anderes war die Grenze unserer Leistungsfähigkeit, nachdem man alle Ressourcen aufgesucht hatte, bis zu Wencher, Beit und den New-Yorker Krösussen. An Einen jedoch ging man garnicht erst heran, den Mächtigsten, weil stets abundantesten, an den Frankfurter Rothschild.

Was nützt es, jetzt auf diese Versteinerungszeit zurückzukommen? Allein, es kann anders werden, wenn wir nunmehr auf einen so hohen Posten eine junge Kraft herbekommen, die in die Aufgaben einer neuen Periode sich allmählich einwächst, die sich, wenn nicht gerade eins, so doch vertraut fühlt mit dem Geschäftsdrange eines gewaltig aufstrebenden Volkes. Damit soll gewiß nicht an eine ausnehmende Finanzierung aller nur möglichen Fabrikationen gedacht werden. Im Gegenteil! Ein Frankfurter Rothschild etwa von dem (freilich vorgewogenen) Wagemut eines Dr. Siemens würde ein Zuviel in unserm Kreditwesen sein, das schließlich sich rächen müßte. Allein welch ungeheurer Zwischenraum blieb da noch gegeben zwischen der Unternehmungslust jenes deutschen Bankmannes und der bisherigen Starre unseres reichsten Welthauses. Um dessentwillen, was zwischen diesen beiden liegt, ist der Artikel hier für Fortführung des Rothschildhauses überhaupt geschrieben!

S. v. H.

Verantwortlicher Redakteur: Carl Mönckeberg, Verlag von Alfred Jansen, Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), alle in Hamburg.

Digitized by Google

Nr. 22 I. Jahrgang

„Litterarischer Anzeiger" des Lotsen

Verlag und Geschäftsstelle: Alfred Jansen, Hamburg, Kaiser Wilhelmstr. 76.
Tel.: I, 388. — Erfüllungsort: Hamburg.

Soeben erschien:

Einsamkeit

Die Geschichte eines reinen Thoren.

von

Richard Huldschiner.

Mit Umschlagzeichnung von Carl Moser.

2 Mark.

Verlag von Alfred Jansen in Hamburg.
Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Soeben erschien:

Schicksale

Novellen von

Wilh. Poeck

2 Mark.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Einen Falkeprospekt

versendet kostenlos

Alfred Jansen, Hamburg
Kaiser Wilhelmstraße 76.

Die besten Bücher über
FRIEDRICH NIETZSCHE

Nietzsches Aesthetik von DR. JUL. ZEITLER brosch. 3 M. geb. 4 M.

Friedr. Nietzsche, für den gebildeten Laien geschildert von DR. F. REIMER brosch. 2 M.

Verlag von Hermann Seemann Nachf.
Leipzig, Goeschenstr. 1.

Gustav Falkes Romane.

Aus dem Durchschnitt (2. Aufl.)
Geb. 3 Mark.

Der Mann im Nebel Geb. 3 Mark.

Otto Speckters Katzenbuch
Mit Gedichten von Gustav Falke
50 Pfg.

Erfrischend wirken durch einen künstlerischen Hauch diese einfachen Federzeichnungen Speckters und die Verse Falkes, deren Humor so echt deutsch ist, deren Gedanken Kinder und Große in ihrer Weise verstehen und genießen werden. (Reichsbote).

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Die Hilfe

National-soziale Wochenschrift

Herausgeber Friedr. Naumann-Berlin.

Viertelj. M. 1.50 durch Post u. Buchhandel.

Bei Hamb. Centralagentur (St. Pauli, Thalstr. 67a, 2. H. pt.) M. 1.25 frei Haus.

Digitized by Google

HAMBURG.

Orchester 40 Musiker. ✺ Orchester 40 Musiker.

Théâtre Variété I. Ranges.

Bevorzugter Aufenthalt des vornehmen Hamburger Familien-Publikums und der Fremden.

Spieldauer: September-Mai.

Monatlich wechselndes Programm.

Näheres die Tageszeitungen.

Anfang an Wochentagen 8 Uhr, an Sonn- und Feiertagen 7½ Uhr.

Billet-Vorverkauf bei H. Käse, Alsterarkaden, und im Theaterbureau.

Das Hansa-Theater ist in nächster Nähe sämmtlicher Bahnhöfe gelegen. Ende der Vorstellungen gegen 11 Uhr; den auswärtigen Besuchern ist somit Gelegenheit geboten, noch die Abendzüge zu benutzen.

Digitized by Google

Der Geist der neueren Philosophie
von Robert Schellwien
2 Teile · Preis M. 4.50
Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Familienheim für Erholungsbedürftige
Dr. Schwartz, Arzt
Bad Oldesloe i. H.

Anfang März erscheint

Versuche und Ergebnisse

der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg.

Mit Buchschmuck von Valesca Röver-Hamburg.

171 Seiten. Brosch. 2 Mark, geb. 2 Mark 70 Pf.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Verlagsanstalt und Druckerei

A.-G. vormals J. F. Richter
in Hamburg
Grosse Bleichen 33
empfiehlt ihre
Photochemigraphie und Xylographie
sowie
Galvanoplastik und Stereotypie
zur Anfertigung von
Autotypien
Zinkätzungen
Holzschnitten
Zeitungs-Clichés
in vorzüglicher Ausführung zu mässigen Preisen.
Kostenanschläge bereitwilligst.
Telephon I, No. 16 und No. 6229

IN NEUEN FORMEN
entwirft und liefert
Architekt J. Oltmanns
Alterwall 12
Stadt- und Landhäuser
mit vollständiger künstlerischer Ausstattung.
Behagliche Wohnräume.
Einzelne Möbel.

Transvaal-Gold und -Silber
Krönungs-Jubiläums-Geld
habe noch abzugeben.
K. Flörsheim
HAMBURG, Reeperbahn 144.
An- und Verkauf von Münzen.
Bank und Geldwechsel.

Digitized by Google

Hamburg-Amerika Linie

Direkter deutscher Post- und Schnelldampferdienst

Hamburg - Newyork

via Southampton und Cherbourg.

Hamburg - Newyork
Hamburg - Frankreich
Hamburg - Belgien
Hamburg - England
Hamburg - Portland
Hamburg - Baltimore
Hamburg - Boston
Hamburg - Philadelphia
Hamburg - Galveston
Hamburg - New-Orleans
Hamburg - Venezuela
Hamburg - Westindien
Hamburg - Mexico
Hamburg - Canada
Hamburg - Ostasien
Hamburg - Nordbrasilien
Genua - La Plata
Stettin - Newyork
Newyork - Mittelmeer
Newyork - Ostasien
Orientfahrten
Nordlandfahrten

ferner mit den Dampfern der **Deutschen Ostafrika-Linie**

Hamburg - Ostafrika

und mit den Dampfern der **Hamburg-Südamerikanischen D.-G.**

Hamburg - Brasilien
Hamburg - Argentinien
Hamburg - Uruguay

Oceanfahrt circa 6 Tage.

Nähere Auskunft ertheilt die

Hamburg = Amerika Linie

Abtheilung Personenverkehr,
HAMBURG, Dovenfleth 18—21,
sowie deren Vertreter.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Max Walther in Hamburg.
Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google